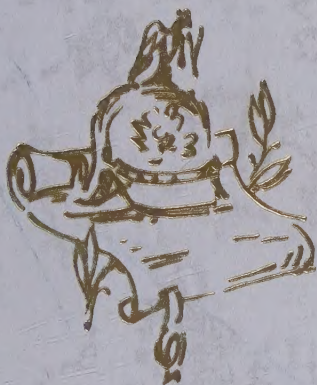






Digitized by the Internet Archive
in 2024

RICHARD SEXAU
KAISER ODER KANZLER

RICHARD SEXAU

KAISER ODER KANZLER

Historische Szenen

BÜCHER FÜR ALLE

Die Bibliothek moderner Romane

HEIDELBERG / MARBACH a.N.

Palladium Verlag, GmbH., Heidelberg

Mit Genehmigung des Verlages Pohl & Co., München

Diese Ausgabe darf nur an die Mitglieder der BfA-Union abgegeben werden

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg, München

[4. Jahrgang, Band 5]

Gasteiner Monarchenbegegnung
Des Prinzen Wilhelm russische Sendung
9. August 1886

Von seinen Fenstern aus konnte der Prinz ungesehen alles beobachten. Prall von der Sonne beschienen lag der Straubinger Platz frei vor seinem Blick. Ein feiner Wasserschleier, glitzernd in silbrigem Flimmer und von Regenbogenfarben überhaucht, stäubte vom Fall der Gasteiner Ache herüber. Unaufhörlich donnerte der gewaltige Sturz und weckte hundertfältigen Widerhall von den steil aufsteigenden Felswänden.

Der Prinz achtete nicht des großartigen Naturvorganges noch der Erhabenheit dieser Bergwelt. Kaum wandte er seine Augen vom Eingang zum „Badeschloß“, wo auch in diesem Jahr wieder der greise Hohenzollernkaiser abgestiegen war.

Wie sich die Menschheit da unten auf dem Plätzchen drängte. Badegäste mochten es zumeist sein — unter ihnen manch bekanntes Gesicht. Aber auch Einheimische, Landleute befanden sich darunter. Von weit her, aus entlegenen Bergtälern, waren sie wohl zum Teil gekommen.

Solch ein Schauspiel wie an diesem Augusttag des Jahres 1886 bot allerdings Gastein nicht jede Woche. Eine Zweikaiser-Zusammenkunft, an der die gewichtigsten Persönlichkeiten der Habsburger Monarchie wie des verbündeten Reiches teilnahmen, sie war wohl geeignet, das Augenmerk nicht nur dieser abgeschlossenen Bergwelt auf sich zu ziehen.

Prinz Wilhelm schritt ungeduldig von einem Fenster zum andern. Seine Bewegungen verrieten Kraft und Ungestüm. Nervös umkrampfte seine Rechte die ein wenig schlaffe und blasse andre Hand und rieb sie, als wollte er sie beleben und

erwärmen. Lange dauerten die Verhandlungen da drüben. Zu was für einem Ereignis sie führen mochten? Was wohl im tiefsten Grunde ihr eigentlicher Sinn und Zweck war?

Wie ein Schuljunge fühlte er sich ausgeschlossen. Hatte man ihn dazu von Reichenhall mitten aus der Kur hierher befohlen, von Frau und Freund hinweg? Damit er ja empfindlich verspürte, wie wenig er, der Erbe der Krone, heute noch den Trägern der Macht galt?

Er lachte plötzlich belustigt vor sich hin. Andern erging es anscheinend auch nicht besser. War dieser Weißkopf, der da wie im Paradeschritt einherstolztierte, nicht Waldersee? — Recht so! Der Generalquartiermeister spielte auch Zaungast? Kam da offenbar, wie fast jeden Tag, von seinem Bockstein heruntergefahren, nur um teilzuhaben am Erleben der Großen hier — ein seltsamer Mann, von Ehrgeiz besessen. Sonst suchte er sich doch einen andern Erholungsort als gerade Gastein. Aber er wollte offenbar auch den Urlaub nicht ungenutzt lassen. Und der Gelegenheiten, an sich zu erinnern, Verbindungen zu knüpfen oder enger zu schließen, bot ja ein Ort, wo der Kaiser zur Kur weilte, in überreichem Maße. — Der Prinz fauchte vor sich hin. Was ging es ihn an? Auf alle Fälle war Waldersee ein ungewöhnlich hervorragender Soldat. Sonst zöge ihn der große Moltke nicht so auffällig heran. Am Ende mochte er berufen sein, dereinst an des Feldmarschalls Stelle zu treten? — Jedenfalls gehörte Waldersee zu den wenigen — und das rechnete ihm der Prinz hoch an —, die ihn durchaus für voll nahmen. Nicht alle taten dies. Von den Eltern gar nicht zu reden! Sie duckten ihn, wo es nur möglich war. Aber auch der Großvater, der doch etwas von ihm zu halten schien, ließ ihn oft seine Jugend bitter verspüren. Der Kanzler nicht weniger. Schließlich stand er aber doch schon im 28. Lebensjahr!

Wen begrüßte dort der Generalquartiermeister gar so überverbindlich? Dieser etwas behäbige Staatshämorrhoidarius mit dem gepflegten Vollbart und dem wackligen Kneifer auf der Nase — kein Zweifel, es war Minister von Boetticher, Bismarcks rechte Hand und Stellvertreter. — Also auch ihn hatte man zu der Beratung der Kaiser und ihrer leitenden

Staatsmänner nicht zugezogen. „Ja, wenn die Götter tagen!“ — Ein wenig Schadenfreude zuckte im Prinzen auf. Gar beflissen bemühte sich Waldersee nun um Frau von Boetticher. Merkwürdig, wie dieser Mann die Menschen gleichsam auf-fraß. Jeder mußte den Eindruck gewinnen, er stünde im Mittelpunkt seines Interesses.

Ob es auch nicht sonderlich viel mehr bedeutete als diese Scharwenzelei da unten, wenn Waldersee *ihn* so auffällig auszeichnete? — Nein; *ihm* war er sicherlich in besonders hohem Grade zugetan. Sonst würde er sich nicht offensichtlich um ihn sorgen, darum, daß er in der Wahl seines Umgangs vorsichtig war, daß er sich, und was in ihm vorging, ja niemandem rückhaltlos enthüllte. Wie oft hatte er ihn schon vor Vertrauensseligkeit gewarnt. Kaum ein Beisammensein verging, ohne daß er es tat.

Jetzt kam Bewegung in die Menge da unten. Wagen fuhren vor. Die Tore zum „Badeschloß“ wurden weit aufgetan. Gestalten drängten sich dort in der Vorhalle. Einige Köpfe der alten Garde, wie der Prinz sie nannte, aus dem „Wachsfigurenkabinett“ — nach dem weniger ehrerbietigen Wortschatz übermütiger Regimentskameraden — wurden sichtbar. Für einen Augenblick unterschied des Prinzen scharfes Auge im Gewühl den stets etwas auffällig herausgeputzten Hofmarschall Perponcher, des Generaladjutanten Lehdorff immer noch achtungsgebietende Erscheinung und nun den gescheiten, wetterharten Kopf Albedylls, des Chefs vom Militärkabinett.

Eine Gasse bildete sich. Zwei Weißbärte traten in das Mittel des Portals: sein Großvater, hoch, doch leicht gebeugt, und der noch immer jugendlich-schlanke und äußerst bewegliche Habsburger Herrscher. Herzlich verabschiedeten sie sich voneinander. Zwischen dem Botschafter Reuß und dem Zeremonienmeister schritt der österreichische Kaiser in seiner blendend weißen Uniform behend die Freitreppe herab, durch grüßende, tief sich verneigende Menschen, seinem Wagen zu, der rasch fortfuhr.

Die Riesengestalt des Kanzlers wurde sichtbar und neben ihm der zierlichere österreichische Außenminister, Graf Kál-

noky. Den beiden, in ihr Gespräch vertieften Staatsmännern folgte in kurzem Abstand Herbert Bismarck, kaum weniger wuchtig als der mächtige Vater. Auf ihn redete ein besonders gewählt gekleideter, jüngerer Herr ein. „Anscheinend Aehrenthal...“, sagte Prinz Wilhelm halblaut vor sich hin. Er hatte ihn bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, aber allerlei davon gehört, welch große Stücke die Österreicher auf diesen jungen Diplomaten hielten.

Während er noch versunken war in das rasch wechselnde Bild vor seinem Fenster, klopfte es an die Türe. Im Rahmen erschien ein Lakai:

„Seine Majestät befehlen Eure Königliche Hoheit.“

Vor einem brennenden Kamin, tief in den Sessel zurückgelehnt, eine Decke über den Knien, trotz des auch im Hochgebirge sommerlich-warmen Abends, empfing den Enkel der greise Kaiser, den Generalsrock offen über der weißen Weste. Eine müde Handbewegung lud zum Sitzen ein. Unfrei in seinem soldatischen Übereifer nahm der Prinz Platz.

Haltung und Aussehen des bald Neunzigjährigen verrieten, daß seinen Kräften während der letzten Tage allzuviel zugemutet worden war. Leise begann er zu sprechen; so undeutlich jedoch, daß der Prinz zunächst kein Wort verstand.

Den Blick voll kindlicher Verehrung auf das bleiche Greisenantlitz gerichtet, dessen Augen voll Güte schauten, dessen Lippen leicht bebten, mühte er sich, zu erraten, was ihm da aufgetragen wurde. Denn um einen Auftrag handelte es sich unverkennbar.

Endlich begriff er so viel, daß der alte Kaiser ihn nach Rußland zu schicken gedachte. Das Drei-Kaiser-Bündnis sollte aller Welt als einer der Hauptträger des europäischen Macht- und Friedensgedankens eingeprägt werden.

„Alexander III. wird dir freundschaftlich begegnen.“

Im Prinzen Wilhelm stritt Stolz über diese Auszeichnung mit der Scheu, daß die ihm übertragene Sendung, die doch eigentlich seinem Vater zustand, Anlaß zu bitterer Kränkung und neuen Familienzerwürfnissen bieten könnte. Als der Kaiser geendet hatte, wandte er daher verlegen ein: „So sehr

mich das Vertrauen Eurer Majestät beglückt, wird nicht mein Vater sich zurückgesetzt und beleidigt fühlen?“

„Der Kronprinz“, die Stimme des Greises steigerte sich merklich in Kälte und Härte, „kommt nicht in Frage. Er ist rein englisch eingestellt, also russenfeindlich, und obendrein ein Freund des Battenbergers — das rote Tuch für den Zaren. Wenn ich einen Zusammenstoß heraufbeschwören wollte, könnte ich ihn schicken. So aber... Ich wünsche, daß die traditionelle Freundschaft Hohenzollern-Romanow gepflegt werde und zum Segen unserer Länder erhalten bleibe.“

„Die Eltern werfen mir ohnehin immer vor“, sagte der Prinz kleinlaut wie zu sich selbst, „daß ich mich vordränge. Sie werden es mich entgelten lassen...“

„Auch der Kanzler lehnt es unbedingt ab, deinen Vater zu betrauen. Und was dich angeht — so soll dir aus der Durchführung eines kaiserlichen Auftrags bestimmt kein Nachteil erwachsen.“

Als habe er sich zuviel zugemutet, winkte er beschwichtigend mit der Hand und fuhr leise und abgespannt fort: „Alles Weitere — soll dir Fürst Bismarck auseinandersetzen. Du wirst gut tun, bald zu ihm zu gehen.“

Kurze Zeit danach stand Prinz Wilhelm nahezu andächtig vor dem bewunderten Kanzler. Stockend trug er die Bitte vor, ihm die Reise nach Rußland zu erlassen und seinen Vater zu entsenden, der sonst, noch erbitterter als je, ihn nur neuer Ränke beschuldigen würde.

Mit einem Ruck stand Bismarck auf: „Seine Majestät haben befohlen“, klang seine eigentümlich hohe Stimme durch den Raum. „An uns ist es, bedingungslos zu gehorchen. Moralisch verantworte ich, was geschieht.“

Der Fürst tat ein paar Schritte durch den Raum. Sein Oberkörper blieb dabei seltsam unbeweglich. Schließlich machte er vor dem Prinzen halt, faßte ihn scharf ins Auge und begann wortkarg, aber klar umrissen, darzulegen, um was es sich handle. Der Prinz, dem dieser durchdringende Blick nachgerade Unbehagen einflößte, wechselte einige Male die Stellung, als ob er seinen leicht verkümmerten linken Arm verbergen wollte.

„Die Dardanellenfrage“, schloß der Kanzler in seiner seltsamen Sprechweise, die stets, nachdem er ein paar Worte hervorgestoßen hatte, eine Pause eintreten ließ, als besänne er sich nicht ohne Mühe auf die beste, erschöpfendste Fassung dessen, was er sagen wollte, „die Dardanellenfrage darf auf keinen Fall auch nur den geringsten Schatten auf die deutsch-russischen Beziehungen werfen. Ich werde Bestrebungen des Zaren, in Stambul festen Fuß zu fassen, keine Hindernisse in den Weg legen.“

Prinz Wilhelm starrte den Fürsten an und bewahrte mit Mühe seine Fassung. Die Frage lag ihm auf der Zunge, weshalb dann im Berliner Kongreß den Russen die ihnen bereits im San-Stefano-Frieden zugesprochenen Meerengen wieder entrissen worden waren? Aber er wagte aus Ehrfurcht nicht, sie laut werden zu lassen.

„Und zwar“, fuhr der Kanzler nach einem weiteren Rundgang durch das Zimmer fort, „sind Eure Königliche Hoheit ermächtigt, diese unsere Haltung nicht nur anzudeuten, sondern rundweg verbindlich zu erklären.“

Er setzte sich wieder, kreuzte die Arme und hielt unentwegt den prüfenden Blick der großen Tritonenaugen unter den buschigen weißen Brauen auf seinen Besucher gerichtet. Nicht ein Muskel verzog sich in dem hartgemeißelten Schädel.

„Was an Richtlinien und besonderen Weisungen für die Einzelfragen zu erörtern war, ist klar?“

Ein leidenschaftliches Nicken des Gefragten erteilte die Antwort.

„Allgemein aber gilt es, für diese Aufgabe wie überhaupt, das eine zu beherzigen: die Größe des Reiches und der monarchische Gedanke, das ist der Inhalt unseres Daseins, das einzig und allein Hingabe und Dienst bedeutet. Im Leben und im Sterben. Der zum Träger der deutschen Macht und des monarchischen Gedankens Berufene, unser künftiger Kaiser und König, darf nur eine einzige Richtschnur kennen, die Pflicht: ernste Mitarbeit jederzeit im Alltag und, wenn Gefahr droht, heilige Bereitschaft, mit dem eigenen Leib Reich und Thron zu decken, die Waffe in der Faust die ererbte Krone zu verteidigen und lieber Blut und Leben dafür zu opfern,

als auch nur eines Schrittes Breite von seinem Posten zu weichen.“

Der Prinz stand beglückt und beschämt zugleich vor dem gewaltigen Mann, der so mächtig an seinem Gewissen rüttelte. Wohl leuchtete Begeisterung aus den hellen blauen Augen, aber auch etwas wie verhaltener Unmut. Es war nicht nötig, ihn so zu mahnen. Er wußte, was für ein hohes Amt seiner wartete, wußte, wieviel er an sich zu arbeiten hatte, um sich würdig vorzubereiten. Sollte er das dem Kanzler sagen? „Ich vertraue“, hörte er ihn weiterreden, „auf Ihren Ernst und Ihre Einsicht.“

Ehe er noch danken konnte, fühlte er seine Hand von fleischigen Fingern umschlossen.

„Und nun — gehen Sie mit Gott, mein Prinz.“

Eine Nacht der Unruhe
Salzburg, 10. August 1886

Auf dem Salzburger Bahnhofplatz drängte sich Kopf an Kopf. Nur mit Mühe konnte man dem uralten Herrn im schwarzen Gehrock und den grauen Beinkleidern den Weg über die Straße zum Hôtel de l'Europe bahnen. Immer wieder mußte er stehenbleiben, um für Blumen zu danken, die ihm dargereicht wurden, für Huldigungen, wie sie ohne Ende aus der Menge hervorbrachen.

Endlich langte er mit seiner Begleitung am Gasthof an, in jeder Bewegung argwöhnisch von dem hinter ihm gehenden Leibjäger belauert, der zu befürchten schien, der hohe Herr könne zu Fall kommen.

Unter der Hotelpforte wandte sich der gütige Greis noch einmal um, zog mit fast andächtiger Feierlichkeit den Zylinder, neigte voll Würde ein wenig das Haupt im Silberhaar und grüßte, die weiß behandschuhte Rechte leicht hebend, das für eine Weile verstummende Volk.

Während er die Freitreppe langsam hinaanzusteigen begann, entfuhr dem Prinzen Wilhelm plötzlich ein leichter

Ausruf des Schreckens; er nahm zwei Stufen auf einmal. Aber schon schritt der alte Kaiser wieder aufrecht weiter und verschwand. „Mir war“, entschuldigte sich der Prinz halblaut, „als hätte ich Seine Majestät schwanken gesehen.“

„Wäre kein Wunder“, gab General von Albedyll zurück, „nach den Anstrengungen der letzten Tage. Mir ist auch ein wenig schwummrig zumute.“

„Eine Zumutung — die Reise heute . . . Dieser Eisenbahnwagen, der wohl tagelang in der Sonne gestanden hat — nicht einmal gelüftet. Und zuvor die Landauerfahrt während der Mittagshitze auf der staubigen Landstraße nach Lend . . .“

„Ich habe Eure Königliche Hoheit bewundert. Keine Kleinigkeit, stundenlang den Schirm über dem alten Herrn zu halten.“

„Na, glücklicherweise nickte Seine Majestät ja bald ein.“

„Immerhin . . .“

Mittlerweile war man an der kaiserlichen Zimmerflucht angelangt. Ein Adjutant wollte dem Prinzen die für ihn bestimmten Räume anweisen.

„Ich möchte noch“, wehrte dieser, „auf Leutholt warten.“

Als habe er nur auf Nennung seines Namens gelauert, trat der Leibarzt in diesem Augenblick auf den Prinzen zu.

„Was zu befürchten war —“, meldete er leise, mit besorgter Miene, „ein schwerer Ohnmachtsanfall. Wir haben Seine Majestät zu Bett gebracht. Atem ruhig, Puls auch wieder kräftiger.“

Prinz Wilhelm war blaß geworden. „Bedenklich?“ stieß er kurz hervor.

Unverkennbar fiel ihm zu sprechen schwer.

Leuthold hob die Schultern. „Noch läßt sich Bestimmtes nicht sagen. In diesem hohen Alter . . . Doch“, unterbrach er sich, als er gewahrte, wie schwer der Prinz erschüttert war, „es ist ja nicht der erste Anfall dieser Art. Und bisher hat die kräftige Konstitution immer rasch die Oberhand gewonnen.“

„Jedenfalls werde ich diese Nacht bei ihm wachen“, erklärte der Prinz entschieden. „Im Zimmer selbst ist doch gewiß . . .?“

„Verzeihen, Königliche Hoheit. Aber es würde den hohen Kranken beunruhigen, wenn außer dem Kammerdiener und mir sich jemand um ihn bemühte.“

„Dann bleibe ich eben hier nebenan; jederzeit Ihres Rufes gewärtig. Oder dort draußen im Garten. Scheint ja eine milde Sommernacht zu werden.“

Der Arzt hatte sich mit zustimmender Geste wieder entfernt.

„Darf ich mir erlauben“, bat General von Albeydyl, „Eurer Königlichen Hoheit Gesellschaft zu leisten? Damit auch ich sofort zur Hand bin.“

„Aber gerne, liebe Exzellenz.“

Des Mondes runde Scheibe stand über dem Gaisberg. Die Kieswege des Hotelgartens blendeten geradezu. In Korbstühlen saßen sich Prinz Wilhelm und General von Albeydyl gegenüber. Schweigend rauchten sie. Ab und an glitt ihr Blick zu den beiden matt erleuchteten Fenstern ebener Erde.

„Ein zauberhaftes Bild“, des Prinzen Hand wies nach der Feste Hohen-Salzburg, deren Kegel, mit unregelmäßigen Lichtergewinden besteckt, aus einem Gewirr von Turm- und Häusersilhouetten emporstieg und gekrönt war von den im Silberlicht hervortretenden Trutzbauten.

Albeydyl murmelte ein paar zustimmende Worte, indessen seine Gedanken aber offenkundig andere Wege gingen.

Eine Weile hörte man nur Geräusche vom Bahnhof herüber, das Pfeifen einer Lokomotive, lärmende Glockenzeichen, das schwere Prusten eines anfahrenden Zuges.

Plötzlich erhob sich der Prinz und tat ein paar Schritte dem Zimmer zu, in dem der kranke Kaiser lag. Lauschend blieb er unter den Fenstern stehen, schüttelte den Kopf, kehrte zurück und setzte sich wieder.

„Exzellenz.“ Er nahm unverkennbar einen Anlauf. „Ich habe den Eindruck, daß wir einmal reinen Tisch machen sollten.“

„Reinen Tisch?“ fragte Albeydyl unsicher zurück.

„Die leidige Unionklubgeschichte steht zwischen uns.“

„Ich kann nicht leugnen, Königliche Hoheit, daß ich nicht

recht begreife, wie ein Regimentskommandeur seinen Offizieren rundweg die Mitgliedschaft verbietet . . .“

„Es war meine Pflicht. Prasserei, Spielwut, Wetten — das alles hat zu sehr überhandgenommen und Unheil angerichtet . . .“

„Die Mitgliedschaft obendrein eines Klubs“, vollendete Albedyll seinen Satz, ohne des Einwands zu achten, „dessen Schutzherr Seine Majestät ist.“

„Der Kaiser selbst hat mich ermächtigt, gegen den Spielteufel und die Verschwendungssucht scharf vorzugehen. Auch er verabscheut . . .“

„Es mußte aber doch als Affront wirken . . .“

„Wenn sich Glücksspieler und Verschwender beleidigt fühlen oder Leute, die derlei begünstigen, so . . .“

„Verzeihen, Königliche Hoheit, der allerhöchste Herr selbst . . .“

„Gerade deswegen, Exzellenz, mußte nach meinem Dafürhalten Seine Majestät das Protektorat niederlegen. Und ich bedaure nur, daß Exzellenz nicht ebenfalls darauf hingewirkt haben.“

„Ich unterließ es nicht zuletzt um Eurer Königlichen Hoheit willen. Allzuviel Feinde . . .“

„Viel Feind', viel Ehr'.“

„Alle Hochachtung vor Idealismus und Hochherzigkeit! Ich bin gewiß der letzte, der es nicht begrüßte, wenn rücksichtslos gegen Krebschäden eingeschritten wird . . .“

„Hätte mich auch gewundert. Alle Menschen, an deren Urteil mir liegt, haben mir ohne Vorbehalt zugestimmt, voran die badischen Verwandten, Tante Luise und Onkel Fritz, selbst meine Eltern.“

„Die Form aber . . .“

„Ach was, Form! Um die Sache handelt es sich. Und darin hatte ich unbedingt recht. Das gesteht man heute ganz allgemein zu und unterstützt meinen Kampf für Zucht, Einfachheit und gute Sitte. Zum Glück hat auch nichts von alledem, was dem Kaiser an Verleumdungen zugetragen worden ist, ihn an mir irre gemacht oder sein Vertrauen erschüttert.“

„Das begrüße ich mit besonderer Genugtuung“, betonte Albedyll und fügte auf einen erstaunten Blick des Prinzen die Frage hinzu: „Überrascht dies Eure Königliche Hoheit?“

„Offen gestanden, Exzellenz — Ihres Wohlwollens war ich mir nicht sicher.“

„Es meint es wohl in Wirklichkeit“, Albedyll sah gekränkt vor sich hin, „nicht leicht jemand besser mit Eurer Königlichen Hoheit als ich.“

„Das versichert mir auch Waldersee“, bestätigte treuherzig Prinz Wilhelm. „Na, und wenn dem so ist, dann können wir doch getrost das Kriegsbeil begraben.“

Er erhob sich und streckte dem alten Herrn die Hand entgegen, in die dieser ein wenig zögernd einschlug.

„Pro pace et imperatore! Lassen Sie uns jetzt ein bißchen Bewegung machen, Exzellenz. Ich habe schon steife Knochen von dieser Herumsitzerei.“

Als wäre ihm ein Stein vom Herzen, begann der Prinz die Kieswege des Gartens auf und ab zu schreiten.

„Königliche Hoheit sprachen vorhin vom Kriegsbeil“, meinte Albedyll nach einer Weile. „Besteht nicht die Gefahr, daß es im Ernst ausgegraben wird?“

„Sie meinen gegen Frankreich, Exzellenz?“

Albedyll nickte: „Boulanger hetzt, immer verbissener. Revanche — Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen — das ist das Schlagwort des Tages, und es bringt die Franzosen vollends um den Verstand. Lange wird man sich das nicht mehr bieten lassen können.“

„Soviel ich höre, sollen die besonnenen Elemente Boulanger stürzen und einen anderen zum Kriegsminister machen wollen.“

„Wenn ihnen das glückt — gut. Ich glaube nicht daran.“

„Ja — und was dann?“

„Ich erblicke mit Waldersee unsere einzige Hoffnung darin, daß wir bald losschlagen.“

Prinz Wilhelm blieb stehen. „Dafür wird Bismarck nicht zu haben sein.“

„Der Kanzler oder Graf Herbert?“ fragte Albedyll mit leicht boshaftem Unterton.

„In solchen Dingen entscheidet doch einzig und allein der Fürst.“

„Bisweilen könnte man auch meinen, sein Sohn gebe den Ausschlag. Ihm gegenüber erweist sich der Vater recht oft als ungemein schwach, selbst wenn über seinen Kopf hinweg verfügt wurde. Und das steigert das Selbstgefühl — vielleicht kann man auch mit einigem Recht sagen: den Größenwahn des jungen Mannes.“

„Graf Herbert ist doch ein ungewöhnlich bedeutender Mensch.“

Der General schwieg.

Weshalb mochten sich Albedyll und das Haus Bismarck so wenig gesonnen sein? Darüber grübelte Prinz Wilhelm im Weiterschreiten nach. Auch Herbert hatte sich ja wiederholt sehr mißliebig über den Kabinettschef geäußert, ja ihn recht eigentlich vor ihm gewarnt, da er ihn bei seinen Eltern verklatsche.

Mein Gott, wem konnte man glauben, wem vertrauen? Verfolgten sie nicht alle ihre eigenen Zwecke? — Nein, das war unrecht, so zu denken. Es gab Ausnahmen. Das Glück hatte ihm ja eben erst eine solche über den Weg geführt. „Kennen Sie Philipp Eulenburg?“ fragte er aus seinen Gedanken heraus.

Albedyll schreckte auf. „Was ist das für ein Eulenburg?“

„Der Sohn des Liebenbergers, jetzt Sekretär an der Münchener Gesandtschaft.“

„Ach — der Musiker und Dichter?“

Die mitleidig geringschätzige Färbung dieser Frage brachte den Prinzen ein wenig in Harnisch.

„Ein ganz hervorragender Künstler, ein vielversprechender Diplomat und vor allen Dingen ein seltener Mensch. Ich habe ihn erst im Mai in Pröckelwitz bei den Dohnas kennengelernt. Aber die paar Tage des Zusammenseins genügten mir, einen tiefen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu empfangen. Endlich ein Mensch, nicht nur ein Hofmann. Einer, der nicht in mir den künftigen Kaiser sieht, dem ich als Persönlichkeit etwas bedeute, weil wir gemeinsame Interessen haben, weil wir uns beide in höheren Sphären heimisch fühlen

und alles Alltägliche und Gewöhnliche verabscheuen. — Ich wäre glücklich, gelänge es mir, die Freundschaft eines solchen Mannes zu gewinnen und zu bewahren. Er war jetzt in Reichenhall unser Gast. Unvergeßliche Tage! Viel Musik und gute Gespräche!“

Albedyll blieb stumm. War dieser Lobgesang, in den sich die jugendliche Begeisterungsfähigkeit des Prinzen hineingesteigert hatte, an seinen Ohren vorübergeglitten? Oder wollte er bedeuten, daß er solchen Überschwang ablehnte?

„Um auf die Bismarcks zurückzukommen“, ergriff er nach mehreren Rundgängen wieder das Wort, „so viel steht fest: sie möchten allein herrschen. Und deshalb gehen sie davon aus, jeden zu beseitigen, der Einfluß besitzt. Nun — solange unser Allerhöchster Herr lebt, wird niemand wagen, die Hand nach der Armee auszustrecken. Danach gelüstet sie aber mächtig. Blicke ich Chef des Militärkabinetts auch unter Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater, so würde ich mit allen Mitteln Übergriffen wehren. Das wissen sie, und deshalb stehe auch ich ihnen im Weg.“

Prinz Wilhelm fühlte sich durch diese peinlichen Erörterungen bedrückt. Um abzulenken, griff er, einem plötzlichen Einfall folgend, nach einem anderen Gesprächsstoff.

„Was hat es eigentlich mit Legationsrat von Holstein für eine Bewandtnis?“

Albedyll stutzte erst und äußerte dann vorsichtig: „Er gilt als ungemein fähiger Diplomat, ist wohlgelitten im Haus des Kanzlers . . .“

„Aber sonst nirgends — wenn mich nicht alles täuscht.“

„Soviel ich weiß, lebt er nur dem Dienst; der erste in der Wilhelmstraße und der letzte auch.“

„Sollte von allem, was da gemunkelt wird, nichts wahr sein?“ forschte der Prinz.

„Worauf spielen Eure Königliche Hoheit an?“

„Nun, auf die zweifelhafte Rolle Holsteins seinerzeit in Paris und im Arnimprozeß.“

„Ob er den Botschafter — wie man behauptet — dem Fürsten Bismarck ans Messer geliefert hat, wer weiß es? Allgemein scheint man anzunehmen, daß er das Material gegen

Arnim beschaffte. Jedenfalls geht das Haus Bismarck durch dick und dünn für den ‚getreuen Fritz‘ und hält ihn gegen die ganze Gesellschaft.“

„Aber mit offenbar sehr zweifelhaftem Erfolg.“

„Holstein bleibt auf jeden Fall mit Vorsicht zu genießen. Auch ich traue ihm nicht über den Weg. Wir sind alle nur Gäule, die er vor seinen Karren spannen möchte. Eine Spielernatur . . .“

„Aber Bismarck unwandelbar ergeben.“

„Soweit dies seinen Zwecken dient“, lachte Albedyll.

„Sie sind sehr skeptisch, Exzellenz.“

Der General hob die Schultern. „Weshalb spielte er sich sonst als Förderer der Battenberg-Heirat auf? Er weiß doch, daß der Kanzler sie nie zugeben wird.“

„Der Kanzler nicht“, ereiferte sich der Prinz, „Seine Majestät nicht, und auch ich werde jetzt mein Teil dazu beitragen, daß meine Schwester Victoria sich diesen unglücklichen Plan aus dem Kopf schlägt. Das könnte den Briten so passen, uns auf diese Weise mit Rußland auseinanderzubringen. Nein, der Zar wird eindeutig erfahren, daß wir in der Ablehnung des Battenbergers vollkommen mit ihm übereinstimmen.“

Auf dem Kies nahten Schritte. Leuthold stand vor den beiden Herren und meldete, es läge nun keinerlei Anlaß mehr vor, sich irgendwie zu ängstigen. Der Kaiser schlafe ruhig. Puls und Atem seien völlig in Ordnung.

„Na, dann können wir uns ja auch noch für ein paar Stunden ausstrecken. Der Tag scheint ohnehin nicht mehr allzufern.“ Der Prinz wies über den Gaisberg hin, wo sich eine leichte Helligkeit zu verbreiten schien, drückte den beiden Herren die Hand und schritt ins Haus.

*Elsässische Huldigung und der Erfolg
von Brest-Litowsk*

14. September 1886

Die Kaisermanöver des Jahres 1886 fanden in Elsaß-Lothringen statt. Schon ein paar Tage weilte Wilhelm I. als Gast des Fürsten Hohenlohe im Straßburger Statthalterpalast.

Truppenübungen, Paraden, Empfänge und Diners aller Art lagen bereits hinter ihm. Heute brachte das bäuerliche Volk seine Huldigungen dar. In endlosem Zug marschierten die Landleute, nach den Trachten ihrer Heimat angetan mit weißen Hosen, hohen Stiefeln, kurzen Jacken und roten Westen, an der Gartenbalustrade vorüber, auf welcher der Kaiser stand, umgeben von vielen Fürstlichkeiten und hohen Offizieren. Unbeschreiblicher Jubel herrschte. Immer wieder erklang aus dem Zug ein Kaiserhoch, ein *vive l'empereur*. Die spalierbildenden Stadtbewohner trugen beinahe ausnahmslos blaue Kornblumen. Die Straßen waren überdeckt von flatternden Fahnen. Fichtengewinde schlangen sich um die Gaslaternen. Triumphbögen begrenzten den Blick. Nur die Ladenschilder in französischer Sprache wiesen darauf hin, daß man sich in einem erst vor fünfzehn Jahren dem Reich zurück-erkämpften Lande befand.

Als einmal beim Vorüberziehen einer Musikkapelle das Beifallstoben der Massen nachgerade groteske Formen annahm, meinte der badische Großherzog Friedrich, eine ungewein vornehme Erscheinung in der hellblauen Uniform seiner Leibdragoner, die er persönlich dem Kaiser bei der Parade vorgeführt hatte, zu dem König von Sachsen an seiner Seite: „Das erlebe ich nun zum drittenmal. Unter Louis Philipp, unter Napoleon III. und jetzt unter meinem Schwiegervater.“ Und ein geringschätziges Lächeln umspielte den vom wohlgepflegten weißen Vollbart beschatteten Mund. „Die Begeisterung des Volkes ist immer ganz die gleiche.“

Fürst Hohenlohe, der kleine Statthalter mit dem scharfen Vogelgesicht unter der hohen Stirn, schritt, nachdem er ein paar Worte mit dem hinter seinem Vater stehenden Kron-

prinzen gewechselt hatte, auf den kaiserlichen Herrn zu und bat ihn in den großen Mittelsaal, wo die Bürgermeister versammelt waren. Ein glänzendes Gefolge setzte sich dahin in Bewegung, die Träger und Erben der Kronen Sachsens, Württembergs, Bayerns, Badens, Weimars, der alte Marschall Moltke, von seinem Neffen geleitet, die Generale Loë, Goltz und viele andere.

Mädchen in Trachten trugen Gedichte vor, überreichten Blumensträuße und schienen allesamt wie ihre Ortsoberrhäupter erleichtert, wenn sie wieder abtreten durften, um mit Champagner und Kuchen bewirtet zu werden.

Während der Kaiser mit einem gebeugten, zitterigen Greis sprach, fiel sein Blick auf den Prinzen Wilhelm, der in ehrerbietiger Entfernung, stramm aufgerichtet, augenscheinlich die Erlaubnis sich zu melden erwartete. Der Kaiser reichte dem Altbürgermeister die Hand und wandte sich seinem Enkel zu. „Zurück? Gute Reise gehabt?“ fragte er ihn, legte die Rechte leicht auf seinen Arm und zog ihn abseits in den anschließenden Raum.

Draußen lärmte das Volk noch immer. Blechmusik spielte unentwegt. Der Prinz schaute sich unsicher um. Eine gewisse Verlegenheit, die ihn auf Augenblicke beinahe ein wenig unbeholfen erscheinen ließ, lag wie so häufig über ihm.

„Schließe bitte das Fenster. Und nun — was bringst du mit?“

Der Prinz begann zu erzählen. Von einem glänzenden Empfang in Brest-Litowsk durfte er berichten, von großartiger Truppenschau, von nächtlichen Armierungs- und Verteidigungsübungen, die ihm Rußlands ungeheuerliche Macht vor Augen führten.

„Der Zar hat mir schwerlich ohne ganz bestimmte Absichten diese überwältigenden Schauspiele gegeben.“

„Du meinst...?“ fragte der Kaiser ein wenig betroffen. „War es denn nicht wie vor zwei Jahren?“

„Wenn ich gewissenhaft prüfe — nein. Der Zar und seine Familie begegneten mir denkbar liebenswürdig und aufmerksam, aber die alte Herzlichkeit habe ich vermißt. Unter den Hofleuten wie den Offizieren, mit denen ich in Ver-

bindung kam, herrschte eine nahezu erkältende Stimmung. Ich will nicht gerade sagen, daß ich etwas wie Deutschfeindlichkeit verspürte. Aber einer ehrlichen Sympathie für uns begegnete ich höchst selten. Und als ich den Auftrag des Kanzlers ausrichtete, gab mir der Zar schneidend zur Antwort: „Will ich Stambul haben, so werde ich es nehmen, wenn es mir paßt. Der Erlaubnis des Fürsten Bismarck bedarf ich hierzu nicht.“

Der Kaiser griff mit der Rechten hinter sich, als ob er eine Stütze suchte. Rasch schob ihm Prinz Wilhelm einen großen Sessel heran und half dem alten Herrn sich setzen.

„Hm, hm, muß sich doch manches da drüben geändert haben.“ Das sonst so offene, heitere Greisenantlitz war von schwerem Kummer überschattet. „Ja, und unser altes Drei-Kaiser-Bündnis?“

„Daran will der Zar unter allen Umständen festhalten, auch wenn es sich wegen der russisch-österreichischen Spannung formell nicht habe erneuern lassen. Dem europäischen Frieden gelte sein heiliges Bemühen. Dies zu bestellen trug er mir nachdrücklich auf, auch daß sich an der persönlichen Verehrung und Treue Eurer Majestät gegenüber nicht das mindeste geändert habe.“

„Sie vergessen also den Berliner Kongreß nicht. Was der Kanzler nur dazu sagen wird.“

Der Prinz zögerte. Sichtlich kämpfte er mit sich selbst, ob er in seinen Eröffnungen noch weiter gehen dürfte.

„Gerade dem Kanzler gilt der Haß und die Erbitterung. Und zwar auch bei Persönlichkeiten, die Eurer Majestät treu ergeben sind und recht eigentlich ein Zusammengehen mit Deutschland wünschten. Ich sprach mit einigen Generalen, die noch dem Hofstaat Alexanders II. angehört hatten. Einer von ihnen sagte mir geradeheraus, es sei Bismarcks Schuld, wenn die alte Freundschaft zwischen uns vernichtet und an ihre Stelle Mißtrauen getreten sei. Die Armee könne nicht vergessen, daß man ihr den Siegespreis des türkischen Feldzuges wieder entrissen habe. Sie verlange Genugtuung und sei geneigt, sich Frankreich in die Arme zu werfen, das ja auch nichts anderes wolle als seine Revanche.“

Der Kaiser grübelte sorgenvoll vor sich hin. Um den erschütternden Eindruck seines Berichts einigermaßen zu verwischen, begann der Prinz die lichtereren Seiten seiner Reise hervorzuheben. Insbesondere betonte er immer aufs neue die persönliche Ergebenheit und Verehrung des Zaren für den greisen Kaiser.

„Wird alles wieder in Ordnung kommen“, meinte der alte Herr im unbewußten Bestreben, sich selbst zu beruhigen. „Muß ja in Ordnung kommen. Der Kanzler wird schon dafür sorgen.“

„Unerhört“, ereiferte sich Prinz Wilhelm, „wie man sich dort die Mäuler über ihn zerreißt. Der Haß der Mittelmäßigkeit gegen den Genius. Für seine Haltung im Berliner Kongreß hat Fürst Bismarck gewiß triftige Gründe gehabt. Er weiß, was er will und was er tut, auch wenn ihm niemand so recht folgen kann. In seiner Hand ist alles wohl aufgehoben; unser deutsches Geschick wie das Europas.“

Der alte Kaiser nickte bedächtig vor sich hin. Seine Augen ruhten voll Wohlwollen auf dem jungen Mann, der mit einem Male alle Schüchternheit von sich abgestreift hatte und in seinem leidenschaftlichen Ausbruch keineswegs mehr irgendwie linkisch wirkte.

„Hast deine Sache wieder gut gemacht. Ich danke dir. Ist wohl Zeit, sich zum Galadiner zu richten. Und dann erwartet uns noch der Genuß des ‚Trompeters von Säckingen‘“, lächelte der Greis. „Oder euch wenigstens. Ich werde mir heute die Oper wohl schenken. ‚Behüt’ dich Gott, es wär’ so schön gewesen.“ Und er winkte dem Enkel gütig zu, der sich militärisch stramm verabschiedete.

Bald darauf meldete sich Prinz Wilhelm bei seinem Vater, der ihn erst ungemein förmlich empfing, aber allmählich freundlicher wurde und, nachdem er einen genauen Bericht über die Brest-Litowsker Ereignisse erhalten hatte, den Sohn zum Abschied in die Arme schloß.

Den Prinzen befremdete, daß sein Vater sich unentwegt räusperte, sehr heiser sprach, jede Frage jedoch mit der Erklärung, er habe sich eben erkältet, abschnitt.

Die Kronprinzessin konnte offensichtlich nicht vergessen,

daß wiederum der Sohn anstatt des Gatten mit einer wichtigen Sendung betraut worden war. Sie schien den Prinzen dafür verantwortlich zu machen und begegnete ihm eisig mit kaum verhohlener Feindseligkeit.

Vollmond über dem „Heiligen See“

Marmorpalais, 7. Juni 1887

Prinz Wilhelm, in der kleidsamen roten Attila seiner Gardehusaren, verabschiedete im Treppenhaus des Marmorpalais den Generalquartiermeister Waldersee und gab dem Grafen Philipp Eulenburg noch das Geleite in dessen Zimmer. Gedämpfter Lampenschein weckte warme Lichter auf der Orangenholz-Täfelung des behaglichen Raumes.

Eulenburg trat an eines der offenen Fenster. Die silberhelle Nacht draußen zog ihn mächtig an. Auf dem „Heiligen See“ kräuselten sich glitzernde Wellchen.

„Märchenhaft — diese Aussicht“, schwärmte Eulenburg, verträumt ins Weite blickend. „Ich glaube gar, dort in der Ferne schimmert die Pfaueninsel noch herüber. Und dieser Erdgeruch und Frühlingsduft . . .“

Prinz Wilhelm lachte: „Frühling im Juni? Werden Sie nicht mondsüchtig. Ach, das war wieder einmal ein Abend — so recht nach meinem Geschmack! Ihre neuen Skaldengesänge — alle Achtung! Musik wie Dichtung. Und wie Sie das vortragen . . . ‚Heut‘, Vater, ist es hell geworden — Heut‘ hat der Sonnengott den Tag gefreit — prächtig! Ja, hell wird mir auch immer zumute, wenn Sie am Flügel sitzen. Wie gerne ich Ihnen da umblättere und lausche . . .“

„Nicht alle Zuhörer teilen diese Neigung“, kam es leicht verstimmt zurück.

„Die Prinzessin . . .?“

„Ihre Königliche Hoheit meine ich nicht“, verteidigte sich Eulenburg. „Aber der Generalquartiermeister hat mehr als gelangweilt dreingeschaut.“

„Waldersee und die Musen“, gab der Prinz belustigt zurück, „das ist allerdings ein ungleiches Gespann. Sein Sol-

datenblut schwemmt alles andere weg. Aber Soldat ist er auch in höchster Vollendung . . .“

„Nicht eine Kondottiere-Natur?“ flocht Eulenburg zweifelnd ein.

„Ein Abenteurer? Was denken Sie! Nichts weiter als ein Mann des Schwertes; und zwar ohne persönlich den ver-teufelten Kerl zu spielen. Die deutsche Macht — darum geht es ihm, die Mehrung unserer Größe. Er will Preußen-Deutschland zur höchsten Stelle führen. Und als Feldherr hat er das Zeug dazu. — Glauben Sie mir“, beteuerte er, als er Zweifel in Eulenburgs Augen las. „Meinen Lehrer werde ich doch kennen. Er soll sich auch nicht täuschen, wenn er in mir den Mann erblickt, der vielleicht bald berufen sein wird, seine Träume zu verwirklichen. Wir können doch unmöglich zuwarten, bis unsere Feinde mit ihren Rüstungen fertig sind und über uns herfallen. Losschlagen müssen wir, solange Bismarck noch am Ruder ist. Er allein wiegt drei Armeekorps auf. Sein Ansehen in der Welt — das entscheidet ja von vornherein zu unseren Gunsten. Er wird es auch verstehen, einen Krieg in seiner unvergleichlichen Meisterschaft politisch richtig einzuleiten, die Feinde ins Unrecht zu setzen, das Volk mitzureißen.“

Der Graf schwieg betroffen und strich sich leicht verlegen mit der Hand über das blonde Bärtchen.

Herbert Bismarck hatte also in seinem Brief unlängst doch nicht völlig unrecht gehabt. Solche „Potsdamer Leutnants-auffassungen“ sollten in der Tat allmählich staatsmännischen Überlegungen Platz machen. Aber ob er, wie Herbert meinte, den Himmelstürmer in dies Fahrwasser zu steuern vermochte? Das erwarteten ja Leute wie Herbert von seiner Freundschaft mit dem Prinzen. Und deshalb war sie ihnen wohl willkommen; weniger vielleicht aus innerster Überzeugung und neidlos.

„Nun? Was macht Ihnen zu schaffen?“ Der Prinz hatte den in seinen Gedanken verstrickten Freund lange beobachtet.

„Ich wünschte, Königliche Hoheit“, quälte es sich aus Eulenburg heraus, „die ungeheure Verantwortung solcher Entschlüsse bliebe Ihnen noch lange erspart.“

„Die Verantwortung des Herrschers?“

Eulenburg nickte bedrückt.

„Und warum wünschten Sie das?“ fragte der Prinz.

„Weil . . . Nun — jeder Nachfolger unseres Kaisers wird es unendlich schwer haben. Wie war diese Regierung gesegnet: Erfolg auf Erfolg, Aufbau im Innern, Machterweiterung. Was bleibt da dem neuen Herrscher zu tun? Wird das den Vergleich aushalten? Wird er selbst den Vergleich aushalten? Zumal wenn er noch gar so jung ist? — Nein, uns tun noch einige Jahre unter der alten Majestät not. Und wäre es nur darum, daß die reichen Gaben und Kräfte Eurer Königlichen Hoheit sich entwickeln und ausreifen könnten.“

„Mit diesem Kanzler an der Seite — wie sollte ich da nicht bestehen? Seine überragende Persönlichkeit — vor ihr kuscht doch ganz Europa.“

Als Eulenburg hierauf nichts erwiderte, sagte der Prinz abschneidend: „Übrigens wird sich das Schicksal nur wenig um Ihre Ängste kümmern.“

„Ein Greis — gewiß — kann jeden Augenblick auslöschen. Aber der Kronprinz . . .“

„Ob dessen Herrschaft für Deutschland ein Segen wäre?“ unterbrach ihn Prinz Wilhelm. „Uns taugt sein Liberalismus wenig. Und nur als englische Kolonie wäre mir das Reich denn doch zu schade. Der Einfluß meiner Mutter würde aber bald dazu führen.“ Schrill klang die Stimme.

„Königliche Hoheit sind gereizt und werden ungerecht, weil man Sie als Vertreter des Kaisers bei dem Jubiläum der Queen bekämpft und Ihnen Prügel in den Weg wirft. Man muß verstehen, daß sich der Kronprinz zurückgesetzt fühlt und . . .“

„Als ob er derlei überhaupt noch durchhielte . . .“

Eulenburgs ein wenig schwermütige Augen weiteten sich vor Schreck.

„Ist denn sein Zustand so bedenklich?“

„Professor Tobold erklärt die Wucherung an den Stimmbändern für Krebs“, sagte der Prinz hart. „Unser Hausarzt ist der gleichen Meinung. Was bleibt da noch zu hoffen?“

„Dr. Mackenzie . . .“

„Ach, dieser englische Quacksalber!“ Er biß sich auf die Lippen. „Wäre er geblieben, wo der Pfeffer wächst! Das ist ja unser böser Geist! Er bestärkt meine Mutter in ihrer Besessenheit, mit der sie jede ernstere Erkrankung leugnet und den Kronprinzen als blühend-gesunden Mann in der Vollkraft seiner Jahre hinzustellen beliebt.“

„Wie kann man nur . . . Nachdem doch unlängst von einer Entfernung des Kehlkopfes die Rede war . . .“

„Das wissen Sie? Aber sind Sie auch darüber schon unterrichtet, daß die Ärzte diesen Eingriff vornehmen wollten, ohne die Genehmigung des Kronprinzen einzuholen?“

„Eine verbrecherische Idee.“

„Und nur der Kanzler hat einen Riegel vorgeschoben. Er verlangte, mein Vater wie der Kaiser, als Chef unseres Hauses, müßten ihr Einverständnis erklären. Der Kaiser hat es verweigert.“

„Wollte man“, Eulenburg kam augenscheinlich von diesem unheimlichen Gedanken nicht los, „in der Tat den hohen Herrn einfach einschläfern und dann . . .?“

„Ja, eben das wollte man vermutlich. Es ist ja gar nicht auszudenken, ebensowenig auszudenken wie alles andere . . . Ach, Eulenburg . . .“, brach es aus ihm hervor. „Sie ahnen ja nicht, was ich durchzumachen habe. Können Sie sich eine Jugend vorstellen, so düster, erbärmlich, freudlos wie die meine? Eine Mutter, die mich meines Gebrechens wegen verabscheut; ein Vater, der nicht wagt, Wohlwollen und Güte zu äußern, der sich sogar dazu bestimmen läßt, den erwachsenen Sohn vor dem Kanzler als unreif, überheblich zu brandmarken, als vorlauten Dummkopf — und warum? — Nur weil Seine Majestät ihm Unterweisung auf dem Auswärtigen Amt zugestanden hat . . . Wie ich mein Leben lang gefoltet wurde, wie ich kuschen mußte, wie man auf mir herumtrat . . .“ Qual übermannte ihn. Er konnte nicht weiterreden. Die Rechte zwirbelte nervös den vollen Schnurrbart. „Einzige Lichtblicke — die Großeltern hier und meine englische Großmutter. Doch deren Zärtlichkeit und Liebe muß ich teuer bezahlen. Man gönnt sie mir nicht. Durch fortgesetzte Klagen untergräbt man jetzt auch dort den Boden. In Bal-

moral habe ich die Wirkung schon deutlich verspürt. Man spielt mir Ungnade vor. Begreiflich, daß dies meine Liebe zu England nicht eben anschwellen läßt“, und plötzlich schloß er mit überströmendem Grimm: „Diese Engländerei ist an allem schuld...“

Eulenburgs versonnener Blick ruhte voll Teilnahme auf dem Prinzen. Wie konnte er verhüten, daß der sich immer tiefer in seine Erbitterung hineinsteigerte? Wie konnte er ihn nur auf andere Gedanken bringen?

„Herbert Bismarck hat ja übrigens mit dem Kronprinzen recht heftige Auseinandersetzungen gehabt.“ In seiner Ratlosigkeit griff er nach dem, was ihm gerade einfiel. „Wahrscheinlich nicht zuletzt —“, das sagte er nur, um abzulenken und des Prinzen Erregung zu dämpfen, „eben Eurer Königlichen Hoheit wegen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Holstein hat es mir nach München geschrieben.“

Der Prinz fuhr auf: „Holstein?“ Er schien verblüfft. „Sie stehen im Briefwechsel mit Holstein?“

„Ja, schon ziemlich lange.“

„Wie kam denn das?“

„Irgendwelche Berichte über bayerische Verhältnisse waren wohl der Anlaß gewesen. Eines Tages langte eben ein Brief Holsteins an.“

„Und Ihr Gesandter? Wußte er darum?“

Eulenburg zögerte. Die Frage war ihm eigentlich unangenehm: „Nein“, erwiderte er nach einer Weile, „Holstein ersuchte sogar ausdrücklich, ich sollte dem Grafen Werthern gegenüber nichts davon erwähnen.“

„Und diesem Wunsch haben Sie entsprochen?“

„Im Gegenteil. Ich hielt mich weder für verpflichtet dazu, noch auch für berechtigt. Meinem unmittelbaren Vorgesetzten durfte ich etwas von ähnlicher Wichtigkeit nicht verschweigen.“

„Und was meinte Werthern dazu?“

„Er quittierte mit einem Lächeln und empfahl mir Vorsicht.“

„Wann — sagten Sie — schrieb Holstein zum ersten Male?“

„Es war in den Tagen von König Ludwigs Tod. Das weiß ich genau.“

„Also nicht ganz vor einem Jahr.“

„Etwa um die Mitte Juni, ja. Denn meine Berichte, die den Anstoß gaben, handelten von den Gefahren, wie sie dem Reich aus den damaligen verworrenen Zuständen Bayerns erwachsen konnten.“

„Und die Jagdtage in Pröckelwitz?“ fragte der Prinz gedehnt und klemmte wie belustigt den reichen blonden Schnurrbart zwischen seine Lippen. „Der Beginn unserer Bekanntschaft? — Das war doch Anfang Mai gewesen? Nicht wahr?“

Philipp Eulenburg bejahte, ein wenig verwundert.

„Sollte da nicht auch an Holstein mittlerweile Kunde davon gelangt sein, wie rasch und herzlich wir zueinander gefunden hatten?“

Über Eulenburgs Gesicht lief ein Zucken. Er schaute den Freund enttäuscht, beinahe vorwurfsvoll an.

Der Prinz klatschte sich auf die Schenkel und brach in ein unbändiges Gelächter aus: „Ist Ihnen das in die Krone gefahren? So war es nicht gemeint. Ihre Verdienste wollte ich nicht schmälern. Holstein hat gewiß den stärksten Eindruck von Ihren Berichten empfangen. Schauen Sie, lieber Freund“, fast knabenhaft zutunlich schlug er dem Älteren leicht auf die Schulter. „Sie dürfen so etwas nicht gleich tragisch nehmen. War ja nur ein Spaß . . . Übrigens wird es Zeit, zu Bett zu gehen.“

Er streckte Eulenburg die Hand hin:

„Weh dem, der des Königs Ruhe stört!

Er braucht seinen Schlaf.“

„Ich halte die Wacht,

Bis wieder die gold'ne Sonne lacht“,

setzte der Dichtersänger seine eigenen Verse fort. Und heiter trennte man sich.

Die Bonbonnière
Oktobermitte 1887

In einem ebenerdigen Raum des Kaiser-Wilhelm-Palais, Bonbonnière genannt, versammelten sich die zum abendlichen Tee Geladenen. Wie immer war es nur ein kleiner Kreis: Hohenlohe, der Statthalter der Reichslande, der alte Feldmarschall Moltke in Begleitung seines Neffen-Adjutanten, der Generalquartiermeister Graf Waldersee, Minister von Boetticher, des Kanzlers Stellvertreter, und der badische Gesandte Freiherr Marschall von Bieberstein. Flüsternd begrüßte und unterhielt man sich.

Eine Uhr tat zwei Schläge. Beinahe im gleichen Augenblick öffneten sich die Flügel einer Thür, und der Rollstuhl wurde hereingefahren, in dem, ein wenig zusammengesunken, Kaiserin Augusta lehnte. Ihr zur Seite schritt die hohe, jugendliche Gestalt der Prinzessin Wilhelm.

Mit schwacher Stimme begrüßte die Greisin die Anwesenden, reichte ihre zitternde Hand zum Kuß und forderte, nachdem sie am runden Mitteltisch zurechtgerückt war, auf, Platz zu nehmen.

Während die Diener den Tee darboten, bemühte sich, viel Liebreiz in Geste und Erscheinung, die Enkelin um die Leidende, die indes gewandt ein allgemeines Gespräch anzuregen verstand. Vom Süden sprach sie, wo der Spätherbst den vollen Zauber der Natur und Landschaft zur Geltung bringe. Leise Sehnsucht klang in ihren Worten mit, hoffnungslose. Der kronprinzliche Sohn konnte dies alles genießen. Allerdings war ja seine Genußfähigkeit beschränkt. Weder Toblach noch Venedig oder der Lago maggiore hatten bis jetzt die während des englischen Regierungsjubiläums in London verstärkt aufgetretenen Halsbeschwerden zum Schwinden gebracht. Zwar äußerte sich die Kronprinzessin hoffnungsvoll; jeder Tag bedeute einen Genesungsfortschritt. Wenn man nur Nebel und Kälte fernhielte, so wäre der Kranke binnen drei oder vier Monaten wiederhergestellt. Wahnsinnig erschiene es nach ihren Worten geradezu, unterbräche man jetzt die Behandlung, während alles so gut voran-

schritte. Die Feuchtigkeit des nördlichen Europa müsse man vorläufig meiden. San Remo wäre daher nach Ansicht der Ärzte für den Winter der gegebene Aufenthalt.

Dies alles wurde im Gespräch unter teilnehmenden Fragen und Einwürfen der Anwesenden offenbar.

„Auf der Reise“, wandte Fürst Hohenlohe ein — für eine Weile hoben sich die schweren Lider von den ausdrucksvollen großen Augen — „in Venedig zumal, wird sich manche Gelegenheit für das hohe Paar geboten haben, seine Sammlungen um kostbare Stücke zu bereichern.“

„Bewundernswert, was da in aller Stille für ein Museum geschaffen wird; ein Museum, das seinesgleichen sucht.“

„Eine ungewöhnliche Persönlichkeit — die Frau Kronprinzessin; von einem Geschmack, einer Kultur, einem Zauber . . .“ Waldersee schien Boettichers Loblied übertönen zu wollen. „Wenn nur diese beklagenswerte Herrschsucht nicht wäre“, flüsterte er, allen andern unhörbar, der neben ihm sitzenden Prinzessin Wilhelm zu, die verlegen auf ihre weißen, schlanken Hände schaute, ohne etwas zu erwidern.

Die Unterhaltung ging allgemein auf italienische Kunst über. Boetticher und Marschall nahmen nicht daran teil. Sie vertieften sich in ein geheimnisvolles Gespräch, offenbar auf sehr vertrautem Fuße miteinander. Der Minister nahm den Kneifer von der Nase und redete, in der Hand damit gestikulierend, auf seinen Partner ein, der, den breitschultrigen Oberkörper vorgebeugt, aufmerksam lauschte.

Auch die Prinzessin Wilhelm wandte sich ihrem Nachbarn bald wieder zu, der erfahren wollte, wie ihr Gatte in Baveno von seinen Eltern empfangen worden war.

„Es muß ein recht harmonisches Beisammensein gewesen sein, diesmal.“

„Wird der Prinz nicht noch heute abend . . .?“

„Heute war Diner bei Herbert Bismarck. Die Soireen, die sich daran schließen, dauern meist sehr, sehr lang. Diese Freundschaft“, setzte sie verstimmt hinzu, „macht mir Kummer.“ Aber als hätte sie zuviel gesagt und wollte den Fragen ausweichen, die Waldersee sichtlich zu stellen sich anschickte, begann sie von ihren Kindern zu erzählen.

Waldersees sonst leicht verkniffenes Fuchsgesicht schaute gelockter als sonst auf das liebliche Antlitz mit den frischen Farben und dem rötlichen Goldglanz der blonden Haare, deren Reichtum, im Nacken zusammengefaßt, nur zur Not gebändigt schien.

Der Feldmarschall allein verharrte in seinem gewohnten Schweigen, während ringsum alles sich unterhielt. Der edle, schmale Kopf, wie aus Marmor gebildet, wandte sich kaum einmal rechts oder links. Erst als nebenan Stimmen laut wurden und sich gleich darauf die Flügel der Tür auftraten, um den alten Kaiser, geleitet von seiner badischen Tochter und deren Gatten, einzulassen, kam Leben in die steinernen Züge.

Der Kaiser, in weit offenem Generalsüberrock über der blendend weißen Weste, stützte sich auf den Arm des Großherzogs von Baden. Liebenswertig begrüßte er seine Gäste. Anstatt aber wie sonst den Platz einzunehmen, der ihm an der Seite der Kaiserin freigelassen worden war, hielt er seinen Schwiegersohn fest und lenkte ihn nach einer der Fensternischen.

Während die Großherzogin von der „Rigoletto“-Aufführung zu erzählen begann, der sie mit Vater und Gatten beigeohnt hatte, meinte der Kaiser, offenbar ein schon zuvor begonnenes Gespräch fortsetzend: „Du mußt verstehen, Fritz, es war nicht möglich, das Drei-Kaiser-Verhältnis offiziell wieder herzustellen. Der Gegensatz zwischen Rußland und Österreich ist zu scharf geworden. Denk nur an den Balkan!“

„Wird Rußland sich nicht nach einem neuen Verbündeten umschauen?“ fragte der Großherzog besorgt.

„Dagegen hat der Kanzler schon Vorkehrungen getroffen,“

„Ja — aber wir haben dies Jahr den Dreibund erneuert. Bismarck hat England mit Italien und Österreich zusammengekoppelt...“

„Das ist doch gut so. Die sollen ihre Mittelmeerfragen lösen ohne uns!“

„Wenn aber Rußland nach Konstantinopel greifen möchte...“

„Wie meinst du?“ Der schwerhörige Kaiser hatte diesmal

seinen Schwiegersohn nicht verstanden, obwohl dieser ihm unmittelbar ins Ohr hineinsprach.

„Der Brite, meine ich, wird nie zulassen, daß Rußland sich in Konstantinopel festsetzt.“

„Bismarck spielt eben den einen gegen den andern aus.“

„Und wir sitzen dann plötzlich zwischen zwei Stühlen.“

„Keine Gefahr. Mit Rußland ist alles in bester Ordnung.“

Der Großherzog schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich verstehe ja auch nicht alles“, gestand der Kaiser, „Die ganzen Geschichten sind mir zu verwickelt. Aber der Kanzler — der schafft's schon. Laß ihn nur! — Ich glaube, wir machen für heute Schluß. Ich bin doch wieder recht müde und abgespannt.“

„Gerade deswegen finde ich den Vorschlag des Kanzlers sehr verständig.“

„Welchen Vorschlag?“

„Den, Wilhelm mit deiner Stellvertretung zu betrauen.“

„Ja, wird wohl recht gut sein, wenn man mir das oder jenes vom Halse hält. Aber darüber sprechen wir ein andermal weiter. Jetzt noch eine Tasse Tee; dann gehen wir schlafen.“

Der Kaiser schritt auf den Sessel zu, der neben dem Rollstuhl der Kaiserin für ihn freigehalten war.

Ein schicksalhafter Ratschlag

Oktoberende 1887

Ein Zimmer im Auswärtigen Amt stand dem Prinzen Wilhelm zur Verfügung, seit der greise Kaiser seinem Wunsche, sich außenpolitisch durch Aktenstudium und Vorträge über die wichtigsten Fragen zu unterrichten, nach eindringlichster Befürwortung durch den Fürsten Bismarck entsprochen hatte.

Zweimal in der Woche fand sich der künftige Thronfolger dort ein.

Herbert Bismarck war die Aufgabe zugefallen, das ABC aller Diplomatie zu entwickeln, die bedeutungsvollsten Vor-

kommissionen in der Geschichte der zwischenstaatlichen Beziehungen darzulegen, von Grund auf Kenntnisse über wichtige Zeitprobleme zu vermitteln, vor allem auch über die führenden Persönlichkeiten der deutschen Politik wie die Staatsmänner der fremden Mächte.

In die einzelnen Sondergebiete einzuführen oblag verschiedenen Fachleuten, Räten des Auswärtigen Amtes zumeist, die ohnehin mit den betreffenden Referaten betraut waren.

Ein oder das andere Mal fand sich der Kanzler wohl auch selbst ein, um in persönlicher Aussprache den Prinzen mit Wesen und Führung der Staatsgeschäfte vertrauter zu machen. In zwangloser Unterhaltung teilte er manches aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen mit. Vielfach würzte er, einer besonderen Liebhaberei gemäß, seine Rede mit Anekdoten. Er erzählte, erzählte, weniger nach bestimmtem Plan, als wie es eben der zufällige Verlauf des Gesprächs ergab, farbig, hinreißend, unerschöpflich, meist aus längst vergangenen Tagen, aus Frankfurter Erinnerungen, den stürmischen Zeiten seiner ersten Herrschaft, der Kriege, der Reichsgründung.

Kaum je allerdings äußerte er sich einmal zu schwebenden Angelegenheiten. Die großen Richtlinien und Ziele seiner gegenwärtigen Politik gar auch nur zu streifen, mied er nachgerade geflissentlich.

Häufig, besonders aber wenn das ungewöhnliche Ereignis eines Kanzlerbesuchs etwa im Bereich der Möglichkeit lag, begleitete den Prinzen außer seinem Adjutanten Freiherrn von Bissing auch die jugendliche Gattin, die in rührend-liebevollem Eifer danach strebte, nicht nur vorbildliche Ehegefährtin und Mutter zu sein, die vielmehr ihren Ehrgeiz darein setzte, alles mit dem angetrauten Manne zu teilen, sein Alltagsleben, sein Denken und Empfinden, vornehmlich aber jegliches, was seinen künftigen Herrscherberuf anging. Geliebte und heilige Pflicht dünkte es sie, sich unablässig vorzubereiten auf die hohen Aufgaben, die ihr als Landesmutter dereinst zufielen.

Auch heute saß sie, als wünschte sie sich am liebsten unsichtbar zu machen, abseits in einer Ecke des düsteren und nüchternen Raumes; in ihrer Haltung Bissing nicht unähn-

lich, der von der Wichtigkeit seines Dienstes, aber auch von der Bedeutung solcher ereignisvollen Stunde erfüllt schien.

Am Tisch — dem Prinzen gegenüber — sprach Bismarck, den Kopf weit vorgebeugt, die Rechte geballt auf der grünen Decke, in seiner abgerissenen, bedächtigen Art, unbekümmert um alles andere, auf seinen Hörer ein, der, wie ein lernbegieriger Schüler, gebannten Blickes an den Lippen seines Mentors hing. Unwillkürliche Bewegungen verrieten wie das Mienenspiel angespannteste Aufmerksamkeit.

Schüchtern zu Anfang und erst allmählich beherzter warf er Fragen ein — immer ungeduldiger in seinem Wissensdurst, bisweilen wohl auch ein wenig oberflächlich und der Entwicklung vorgreifend, im Wahn, als habe er vermöge seiner raschen Auffassungsgabe alles längst erkannt und sich zu eigen gemacht.

In manchen Augenblicken schien der Fürst diesen knabenhaften Übereifer zu belächeln. Dann wieder lief ein ärgerliches Zucken über sein Gesicht, und es grub sich eine senkrechte Falte zwischen seine Augen tief in die Stirn.

„Kolonien?“ griff er den letzten Einwurf des Prinzen auf. „Was hat Deutschland im Grunde damit zu schaffen? Für uns kommen Kolonien bestenfalls als Handels- oder Tauschobjekte in Betracht.“

„Ja —“, Befangenheit und Scheu rangen mit dem Mut zum Widerspruch. „Und ihr Nutzen als Rohstoffquellen? Oder zur Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses?“ Nein; jetzt mußten alle Hemmungen überwunden werden. Jetzt galt es, den Fürsten festzuhalten, nachdem dieser sich schon einmal gegen alle Gepflogenheit dazu herbeigelassen hatte, brennende politische Tagesfragen zu berühren. „Die Hanseaten, ja der deutsche Kaufmann überhaupt — er verwurzelt doch immer stärker im Kolonialen. Und hat er erst einmal in dem oder jenem Fall sein Interesse auf ausländische Gebiete konzentriert, sind in fremden Ländern, die wir kolonisieren, Deutsche heimisch geworden, haben sie ihre Kräfte, ihre Vermögen dort hineingesteckt, ja — müssen wir dann nicht diesen Boden genau so betrachten wie unsern altangestammten märkischen oder pommerschen?“

Ungeachtet des ein wenig gönnerhaft überlegenen Lächelns, das ebensogut des Kanzlers Behagen an der aufflammenden Leidenschaft wie mitleidigen Tadel vorlauter Vermessenheit ausdrücken konnte, fuhr Prinz Wilhelm immer kühner fort: „Und damit unsere Pioniere draußen und die Errungenschaften, die sie dem Vaterland erkämpft haben, nicht wehrlos andern Mächten preisgegeben sind — müssen wir doch eine Flotte haben.“ Jetzt war es heraus.

„Unsere Kolonien“, sagte die dünne, hohe Stimme von oben herab, „— die verteidigen wir zu Hause.“

„Ja — können wir auch nur unsere Küsten ohne Flotte verteidigen?“ Der Kopf glühte, die Augen brannten. „Wenn etwa die Engländer bei uns landen wollten — und von ihrem Helgoland aus fiele ihnen das ja nur allzu leicht...“

„Dann würde ich sie einfach arretieren lassen“, schnitt der Kanzler trocken ab. Und er lachte ingrimmig; immer noch sichtlich schwankend zwischen Wohlgefallen an der Heißblütigkeit seines Gegenübers und Unmut über die unausgesetzten Einwände. „Aber England denkt nicht an solche tollen Sprünge; wird niemals daran denken. Es ist froh, wenn es mit dem Kontinent nicht allzuviel zu schaffen hat. Andere Sorgen haben sie drüben. Andere Sorgen beschäftigen uns; Dinge, die viel brenzlicher sind: unser unruhiger Nachbar im Westen — der Dreibund — das Verhältnis zu Rußland...“

Und schon war der Fürst mitten in den fesselndsten Ausführungen über alle denkbaren Möglichkeiten künftiger Gestaltung, über Mächtegruppierungen, drohende Gefahren, die Mittel, ihnen zu begegnen...

Er verlor sich immer mehr in seine Gedankengänge, sprach wie zu sich selbst, als wäre er allein und hätte vergessen, daß man ihm lauschte; und *wie* lauschte.

Prinz Wilhelm verschlang vor Gier jede Silbe, nun wiederum nichts als lerneifriger Zögling, verkörperte Bescheidenheit und Andacht. Könnte er sich nur Wort für Wort ins Hirn einhämmern!

Das war ein Tag, wie er ihn kaum je noch erlebt hatte, wie er wohl in absehbarer Zeit nicht so leicht wiederkehrte.

Der große Kanzler sprach zu ihm wie zu einem Geistes-
ebenbürtigen von seiner persönlichen Auffassung der poli-
tischen Lage, seinen Hoffnungen und Ängsten, von den
Wegen, Frankreich bündnisunfähig zu erhalten und so seine
Revanchegelüste zu vereiteln, von der Notwendigkeit,
Deutschland die Schiedsrichterrolle in Europa zu sichern, eine
Großmacht gegen die andere auszuspielen und alles, alles zu
vermeiden, was uns einseitig festlegen könnte.

Plötzlich brach er ab: „Lassen wir es gut sein. Wie alles
kommt, wer weiß es? Wer vermag alle Eventualitäten vor-
auszusehen? Wer jeglicher Gefahr vorzubeugen? Hauptsache
bleibt: Augen offenhalten und nicht zaudern, wenn es zu
handeln gilt — allerdings erst nach reiflicher Überlegung...
Das Gebot des Augenblicks heißt es erwittern... Das müssen
die Männer verstehen, in deren Hand Deutschlands Geschick
ruht... sein Wohl und Weh. Eine ungeheure Verantwortung!
— Der rechte Mann... zur rechten Stunde... am rechten
Platz... Eurer Königlichen Hoheit gebe ich den Rat: Werden
Sie Ihr eigener Kanzler.“

Ein Stuhl kam beinahe zu Fall. Flügeladjutant Bissing war
bei diesen Worten unbeherrscht aufgefahren. Erschrocken
über die unabsehbare Tragweite dieses Rates schaute er nach
seinem Prinzen hin.

Der war zusammengezuckt, hatte das Haupt in den
Nacken geworfen.

Wie erstarrt ruhte sein Blick auf dem Fürsten.

Jetzt blitzten die wasserhellen Augen auf. Und wie im
Triumph flogen sie zu der jungen Frau hinüber, die hoch-
roten Gesichts auf die beiden Männer am Tisch schaute.

Sein Körper straffte sich. Aufgerichtet saß er nun da,
schweigend, aber in allen Tiefen aufgewühlt. Sein Blut kochte.
Fieberhaft arbeitete es in ihm.

Was hatte der Kanzler da laut werden lassen?

Jubel sprengte ihm beinahe die Brust; nicht sosehr des-
halb, weil ihn der Gedanke berauschte, einmal sein eigener
Kanzler zu sein, als um des Glückes willen, daß ihm der
große Mann da soviel Kraft und Fähigkeit zutraute.

Schwer rang er um seine Selbstbeherrschung, und nur lang-

sam und mühevoll fand er zu einer ruhigeren und unbefangenen Haltung zurück.

San Remo

9. November 1887

Ein trübseliger Novembertag ging zu Ende. Schneeuntermischte Stürme fegten über die sonst so geschützte Bucht von San Remo. Selbst in der Villa Zirio war durch dichtgeschlossene Doppelfenster hindurch das Branden des Meeres wie unausgesetzter Donner zu vernehmen.

Im Schein einer Stehlampe blätterte der leidende Thronfolger Zeitungen durch, die auf dem mächtigen Tisch neben ihm aufgebaut waren. Zwei Töchter im Alter von fünfzehn und siebzehn Jahren beschäftigten sich stillschweigend mit Handarbeiten.

Schräg hinter ihrem Gemahl verwandte die Kronprinzessin keinen Blick von dem Kranken. Jetzt unterbrach sie die Stille, in der nur das Rascheln der Zeitungen und das Klappern von Nadeln laut geworden war.

„Die Post vorhin brachte mir übrigens einen Brief von Salvadori.“

Der Kronprinz schaute zerstreut auf. „Wer hat geschrieben?“ preßte er in kaum verständlichen Kehllauten heraus.

„Salvadori, unser venezianischer Antiquar. Und denk dir, er hat uns wirklich ein Gutachten verschafft, für die jagende Diana; von irgendeinem berühmten römischen Kunstgelehrten. Demnach ist sie also ein Original-Paris-Bordone, und auch der angebliche Mantegna...“

Der Kronprinz zerknüllte jäh auffahrend das Blatt, in dem er eben gelesen hatte, und warf es zu Boden.

„Auch das erfahre ich nur wieder durch die Zeitungen“, keuchte er in Zischlauten hervor. „Ein Skandal...!“

„Aber, Lieber, du sollst dich doch nicht so aufregen.“

„Wer kann da kaltes Blut bewahren? Ich höre nichts...“ Nur ruckweise brachte er barsch die Worte heraus. „Kein

Mensch — läßt mich auch nur das Geringste wissen. Schließlich ist mein Vater — neunzig Jahre alt. Jeden Tag — kann ich berufen werden und bin — ahnungslos, auf Meldungen der Journale — angewiesen.“ Er war kaum mehr zu verstehen.

Mit schrillum Pfeifen fuhr unfern des Hauses ratternd ein Zug vorüber.

„So geht das nun seit Jahr und Tag.“

Die Kronprinzessin hatte ihren Sessel nahe herangerückt und legte beschwichtigend ihre Hand auf die des Gatten.

„Nun, ist es wirklich etwas von solch weittragender Bedeutung, was man dir wieder vorenthalten hat?“

„Der Zar wird — in einer Woche etwa — nach Berlin kommen — auf der Rückreise von Kopenhagen“, die Adern an den Schläfen traten stark hervor, so sehr strengte ihn das Reden an. „Und kein — Mensch hält es für nötig — mich davon zu unterrichten.“

„Du wärest ja doch nicht deswegen nach Hause gefahren. Oder wenn du dort gewesen wärest, am besten ausgerückt. Alexander III. war nie unser Freund, und Rußland taugte, auch wenn er es wäre, nicht zum Bundesgenossen für uns. Sei also froh, daß du unbehelligt bleibst...“ Sie redete dem Leidenden weiter beruhigend zu, bis dieser wieder nach seiner Zeitung griff und sich schweigend in die Lektüre versenkte. In der Kronprinzessin selbst allerdings gährte Empörung, und ihr Unmut über die sich häufenden Zurücksetzungen schwoll immer höher an.

Ohne daß sie es wahrgenommen hatte, stand plötzlich die älteste der in San Remo anwesenden Töchter neben ihr und flüsterte ihr etwas zu. Sie schrak auf.

„Was ist?“ fragte der Kronprinz herüber.

„Oh, nichts... Vicky möchte nur...“, sie bedurfte äußerster Anstrengung, Gleichgültigkeit zu heucheln.

„Warte, Darling, am besten — ich komme gleich mit.“ Totenblaß schritt sie neben der Tochter zur Tür hinaus.

Im Vorplatz klammerte sie sich, als schwindelte ihr, an den Arm der Prinzessin. „Habe ich es dir nicht gesagt? Jetzt ist's geschehen. Er hat seinen Staatsstreich durchgesetzt. Vater

wird regierungsunfähig erklärt. Wir können irgendwo in der Verbannung leben, er kommt nur, uns dies mitzuteilen und seinen Triumph zu feiern.“

„Du siehst Gespenster, Mutter.“

„Aber warte, warte.“ Mit einer gewaltsamen Anstrengung richtete sich die Kronprinzessin auf und schritt langsam und in bewußter Hoheit zur Halle hinab, von wo Prinz Wilhelm sich eben anschickte, heraufzueilen.

Mit eisiger Miene trat sie ihm entgegen. „Was führt dich hierher?“ Sie bot ihm nicht die Hand.

Der Prinz, außer Fassung über diesen Empfang, schluckte ein paarmal, ehe er die Sprache fand.

„Seine Majestät . . .“

„Nun also — mach es kurz! Wir sind ja genugsam vorbereitet.“

„Mutter . . .“

„Keine Bühnentöne! Was läßt uns Seine Majestät durch dich eröffnen?“

„Darf ich nicht erst Vater begrüßen?“

„Davon kann keine Rede sein. Der Zustand des Kronprinzen erfordert die größte Rücksicht. Jede Erregung muß vermieden werden.“

„Aber . . .“

„Es gibt kein Aber.“ Und als wollte sie mit ihrem Körper den Zutritt verwehren, stellte sie sich breit auf die unterste Stufe der Treppe.

Prinz Wilhelm rang um Haltung. „Seine Majestät“, meldete er nun in dienstlichem Ton, „wünscht über Vaters Zustand einen offiziellen Bericht. Und zwar sollen zu diesem Zweck Ärzte, die er hierher befohlen hat, eine eingehende Konsultation abhalten.“

Die Hand der Kronprinzessin krampfte sich um das Stieengeländer, als könnte sie sich nur auf diese Weise noch aufrecht halten.

„Was soll das? Ärzte haben wir genug und hervorragendste obendrein. Auch hat sich das Befinden, seit du in Baveno warst, eher gebessert als verschlechtert. Es liegt also keinerlei Grund vor . . .“

Der Sohn maß die Mutter mit forschendem Blick. Wie hatte sie sich in diesen wenigen Wochen verändert. Ihr Aussehen strafte ihre zuversichtlichen Worte Lügen. Verzweifelter Kummer zerschnitt diese harten, wächsernen Züge.

„Dem Befehl Seiner Majestät“, beendigte der Prinz das peinvolle Schweigen, „muß doch wohl entsprochen werden.“

„Gut. Die Verantwortung trägt, wer dies erzwingt. Mögen die Ärzte sich morgen bereit halten. Du selbst wirst wohl am besten noch mit dem Nachtzug nach Rom weiterreisen.“

„Nach Rom? Ich? Was sollte ich dort?“

„Nun, was die Zeitungen melden, wirst du schließlich selbst wissen.“

„Und das wäre?“

„Dem König den Schwarzen-Adler-Orden überbringen.“

„Das ist vollkommen aus der Luft gegriffen. — Aber kann ich nicht jetzt zu meinem Vater?“

„Unter gar keinen Umständen. Ich verbiete dir...“

„In diesem Punkt... wenn es sich um Kindespflicht handelt, kann ich kein Verbot anerkennen.“

„Von Kindespflichten redest du und nimmst dir gleichzeitig diese Sprache gegen deine Mutter heraus?“

„Was nehme ich mir heraus?“

„Du bist in üblen Händen. Man berät dich schlecht. Hüte dich vor all den Hetzern. Ehrgeiz und Machthunger treibt sie. Ob sie nun Waldersee heißen oder Bi...“

„Vergreife dich nicht an diesem Namen“, empörte sich der Prinz.

Über diesen Einwurf verlor die leidenschaftliche Frau ihre Fassung. „Das sollst du büßen! Ich werde mich bei deinem Vater beschweren über dies Benehmen. Das Haus soll er dir verbieten, ein für allemal. Ich will Sorge tragen...“

Oben vom Vorplatz her hörte man schlürfende Schritte. Der Prinz schaute hinauf. Sein Vater beugte sich über die Brüstung. Ein wehmütiges Lächeln verzog das abgehärmte Gesicht.

Ohne mehr seiner Mutter zu achten, eilte der junge Mann in Sprüngen die Treppe hinan. Der Kranke schloß ihn in die Arme, während kaum verständliche Laute Freude bezeugten.

Das Todesurteil

10. November 1887

Das Ärztekollegium hatte seine Untersuchung beendet. Die Ergebnisse waren zu Protokoll gebracht worden. Dem Wiener Kehlkopfspezialisten Professor Schrötter wurde die furchtbare Aufgabe, im Namen seiner Berufsgenossen dem Kronprinzen das medizinische Gutachten zu offenbaren.

Dieser schaute den eintretenden Ärzten freundlich entgegen. Die Backenknochen traten aus dem völlig eingefallenen Gesicht erschreckend stark hervor. Als er jedoch den unheil kündenden Ernst in ihren Mienen las und bemerkte, daß sie seinem Blick betreten auswichen, erhob er sich mit einem gewaltsamen Ruck. Die Kronprinzessin, dicht neben ihm stehend, griff verstohlen nach seiner Linken.

„Nun, meine Herren“, hüstelte der Kranke hohl, leicht bebend vor Erregung. „Sie bringen keine gute Botschaft.“

„Wir Ärzte, Eure Kaiserliche Hoheit, sind nur Menschen und dem Irrtum unterworfen. Auch tappt die Wissenschaft ja gerade solchen Leiden gegenüber noch im dunkeln. Wenn wir uns also nicht von der Gutartigkeit des Prozesses haben überzeugen können...“

„Machen Sie es kurz“, drängte der Kronprinz, als fürchtete er, seine Kraft auf eine allzu schwere Probe gestellt zu sehen. Und als ob er dem Arzt Mut und Trost zusprechen müßte, fügte er die Worte hinzu: „Mein lieber Professor.“

Schrötter schwieg, gesenkten Hauptes. Er kämpfte einen harten Kampf. „Nun“, ließ sich das heisere Organ wieder vernehmen. „Es ist also doch — Krebs?“

Ein Hauch von Eiseskälte schien plötzlich den Raum zu überfluten.

„Da werde ich wohl...“, kam es ganz langsam und bedächtig von den zuckenden Lippen — aus dem welken Gesicht war jede Farbe gewichen —, „mein Haus bestellen müssen.“

Die Kronprinzessin schlang den Arm in den des Gatten und preßte ihn an sich. Alles an ihr schien verkrampft.

„Dank dir, Gute. Denk an die Kinder.“ Und zu den

Ärzten gewandt, fragte er: „Wie lange . . . geben Sie mir noch Gnadenfrist?“

„Das kann... ein Jahr... vielleicht kürzer oder länger... Wie gesagt... auch die Medizin kennt Wunder.“

Des Kronprinzen Gestalt raffte sich noch höher auf.

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Diese Stunden sind Ihnen sicher nicht leichter geworden als mir selbst.“ Er winkte Professor Schrötter zu sich heran, reichte ihm wie jedem der anderen Ärzte die Hand, sie der Reihe nach mit kurzem Gruß und gütigem Blick verabschiedend.

Schon während sie den Raum verließen, wurde aus ihrer Mitte krampfhaftes Schluchzen vernehmbar. Der Leibarzt des Kranken vermochte seine Erschütterung nicht länger zu meistern. Und als draußen die Kinder des Kronprinzen die Ärzte fragend bestürmten, hörte man nur immer wieder die Worte: „Solche Größe! Nein, dieser wundervolle Mann.“

Wie vor den Ärzten bewahrte der Todgeweihte königliche Haltung, als nun auch seine Kinder ins Zimmer drängten. Er wehrte dem Schmerz, dem die unbeherrschten jungen Menschen sich angesichts des Vaters hingaben, voller Verzweiflung in dem Bewußtsein, daß sie ihn so bald verlieren sollten. Er sprach ihnen Mut zu und versuchte sie zu trösten. Etwas Abgeklärtes lag über seiner Haltung, beinahe etwas wie innere Heiterkeit.

„Na, mein Junge. Ziemt sich das für einen königlichen Husarenobersten?“ Und er wies auf das verquollene Gesicht des Ältesten, dem unaufhaltsam Tränen über die Wangen kollerten.

Prinz Wilhelm verließ anderntags San Remo wieder. Eben fuhr sein Zug in Basel ein, da meldete man ihm bereits den badischen Minister Freiherrn von Roggenbach, den Sorge um den Kronprinzen, um das bedrohte Schicksal von Kaiser und Reich, eine Aussprache erbitten ließen. In seiner Erkenntnis vom Märtyrerlos des Thronfolgers machte ihn jene verschleierte Krankheitsandeutung nicht wanken, wie man sie in der Villa Zirio an die Öffentlichkeit hinauszugeben für gut befunden hatte. Beharrlich betonte er die Notwendigkeit,

sich den Ernst der Lage nicht zu verhehlen. Prinz Wilhelm müsse sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Krone binnen kürzester Frist an ihn fiele. Er dürfe nicht verkennen, welch schwierige Stellung er, der junge Kaiser, gegenüber Bundesfürsten einnähme, die seiner großelterlichen Generation zum großen Teil noch angehörten. Und es bliebe zu erwägen, ob er nicht gut daran täte, sich rechtzeitig mit einer Kundgebung an sie zu wenden, in der er seine Auffassung von ihrem gegenseitigen Verhältnis darlegte, sie von vornherein für sich gewänne und so alle Gefahren, wie sie der inneren Geschlossenheit, dem Kaisergedanken drohen mochten, im Keim zu ersticken.

Im Kanzlerpalais
Novemberende 1887

Bernhard von Bülow, der augenblicklich als Botschaftsrat in Petersburg Dienst tat, hatte dem Kanzler nach dem Abendessen Vortrag über die jüngsten Ereignisse in Rußland gehalten und war eben in den Salon zu den Bismarckschen Damen zurückgekehrt.

Die Fürstin, unnatürlich bleich, saß ein wenig vorgeneigt über einer Stickerei. Ab und an lief ein Frösteln über ihre spitzen Schultern. Ihre stattliche Tochter, Gräfin Maria Rantzau, beschäftigte sich noch damit, dem Diener Anweisungen zu geben, wie er die Speisen und Getränke auf dem runden Tisch anzuordnen habe.

Als dieser das Zimmer verlassen hatte, fragte die Fürstin: „Nun... jetzt erzählen Sie uns rasch, wie hat sich der Zar über seinen letzten Besuch hier geäußert? War er zufrieden? Hält so etwas bei ihm nach?“

Der Gefragte setzte sich geziert zurecht und begann mit gewichtiger Miene selbstgefällig zu reden.

„Wenn man alles für Gold oder auch nur für bare Münze nehmen dürfte, was dem Munde gekrönter Häupter entströmt, so ist der Zar begeistert und unser leidenschaftlichster Freund. Aber das Leben an großen Höfen schraubt unsre

Vertrauensseligkeit herab. — Alexander III. ist ein Problem für sich; ein ungemein schwieriger Charakter: von kurzem Gesicht; und wohl auch nur dem Namen nach der Selbstherrscher aller Reußen. Der Koloß Rußland wird von andern Händen gegängelt. Unser armes Deutsches Reich! Wie ein heimloser Wanderer kommt es mir vor, auf den ein ungeschlachter Rüpel zusteuert, entschlossen, ihn anzurempeln und sein Mütchen an ihm zu kühlen.“

Nur bisweilen durch erneute Fragen oder Zwischenrufe unterbrochen, plätscherten die wohlgeformten Sätze in reichem Bilderschmuck dahin, bis ein warnendes Zeichen Marie Rantzaus sie plötzlich stocken ließ.

Von draußen her nahten Schritte und Stimmen.

„Ihre Gattin ist nun in Petersburg vollkommen zu Hause?“ wechselte die Fürstin unvermittelt den Gesprächsstoff. „Mag für sie als Römerin auch nicht ganz einfach gewesen sein.“

Die Damen sprachen augenscheinlich nur, damit draußen die Stille nicht auffiel. Beide jedoch lauschten unverkennbar nach den Vorgängen jenseits der Tür, der man in lebhafter Unterhaltung immer näher kam.

Als jetzt eine helle Stimme, die einzelne Worte scharf zergliederte, deutlich vernehmbar wurde, schwiegen sie vollends.

„Ich denke nicht daran“ — ein wenig stockend ging die Rede, „den Russen Konstantinopel und den Balkan preiszugeben. Selbst wenn ich sie scheinbar dazu herausfordere. — Russische Ambitionen nach dieser Richtung rufen England auf den Plan. Und zwar in schärfster Gegnerschaft. Auch Paris sieht seine Mittelmeerinteressen bedroht. Das verhütet einen Zusammenschluß mit Petersburg. Unser Vorteil liegt darin, daß die Meerengenfrage so lange wie nur irgend möglich in der Schwebe bleibt. Das entlastet uns nach allen Seiten und hält die andern Mächte auseinander, läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Möge meinetwegen Rußland sich am Bosphorus und England an den Dardanellen festsetzen. Dann ist die Spannung zwischen ihnen Dauerzustand geworden.“

Was die rauhe Stimme, ein wenig polternd, erwiderte, war nicht zu vernehmen, wohl aber gleich wieder das hohe Organ. Die Herren hatten offenbar unmittelbar vor der Tür halt-

gemacht, ohne daran zu denken, daß man sie drinnen ver-
stehen konnte:

„Rußland muß immer ein wenig Angst davor haben, daß wir uns mit England verbünden. Deshalb freundschaftliche Beziehungen zu den Inselbrüdern! Auf der andern Seite aber auch ja keine Abkehr von den Moskowitern — mögen sie da jenseits des Kanals noch so verführerische Sirenen-
gesänge ertönen lassen! Sonst büßen wir unsere Unabhängig-
keit ein. Zünglein an der Waage — das ist unsere Rolle! Ja keinerlei verfrühte Bindung!“

Während der letzten Worte klinkte eine kräftige Hand mit lautem Knall die Tür auf.

Die hohe Gestalt des Kanzlers schob sich schwerfällig durch den Rahmen, geleitet von dem kaum weniger gewaltigen ältesten Sohn und dem neben den beiden Riesen schwächling wirkenden Geheimen Legationsrat Fritz von Holstein.

Im schwarzen, langen Rock, zugeknöpft bis zu dem von weißem Leinentuch umknoteten Hals, ging der Fürst mit kleinen Schritten auf Bülow zu, der sich rasch erhoben hatte: „Nun, haben Sie meinen Damen den Mund wässrig gemacht nach all der zaristischen Herrlichkeit drüben?“ In seltsamem Gegensatz zu der machtvollen Erscheinung stand die weiche, hohe, fast weibliche Stimme.

Bülow verbeugte sich, und sein breites, slawisch anmutendes Blondgesicht schien ein einziges, verbindliches Lächeln.

„Behalten Sie auch“, wandte der Kanzler sich an Holstein, „den da gut im Auge?“

„Müßte ich schon“, lachte dieser gezwungen zurück. „Auch wenn mich nicht besonderes persönliches Interesse triebe. Hat mir doch der alte Staatssekretär kurz vor seinem Tode den Sohn noch ans Herz gelegt.“

Wie stimmte das zu seines Vaters eigenen Worten? Wie zu seiner Haltung diesem Mann gegenüber, den er immer unheimlich nannte? Hatte er nicht selbst den Kanzler vor ihm gewarnt? Und was zur Antwort erhalten? Bismarck brauche einen Menschen, dem er blindlings vertrauen dürfe. Und als der Vater meinte, auf ihn könne er sich doch ganz und gar verlassen, da hatte der Kanzler eingeworfen: aber

nur für das Gute; er müsse jedoch bisweilen auch andere Maßnahmen treffen...

Die Erinnerung daran durchzuckte Bülow in diesem Augenblick. Flüchtig und beinahe scheu schaute er zu Holstein hinüber und fing einen stechenden Blick auf. Lag es nur an den dicken Brillengläsern, daß der Geheimrat sonst immer so unsicher, verschleiert, scheu dreinsah?

Umständlich nahm man um den reichbesetzten runden Tisch Platz. Ein Diener reichte Gänseleberpastete, Räucherfische, kaltes Roastbeef, Salate.

Der Hausherr musterte die Speisen aufmerksam, ein Stielglas am Auge; er wählte reichlich und sprach auch dem schweren roten Port mit Behagen zu. Aber das leuchtende Weiß seiner Gesichtsfarbe wurde nicht um einen Hauch durchbluteter.

Nur Holstein legte sich kaum andeutungsweise von den Leckerbissen auf den Teller. Irgend etwas von besonderem Gewicht machte ihm sichtlich zu schaffen. Er brütete vor sich hin, fuhr dann wieder auf, als müsse er laut werden lassen, was ihn da bedrängte.

Eben streiften ihn die wundersamen Augen von hellem Blau und feuchtem Glanz. Ein leichtes Schmunzeln glitt über die breiten Züge des Kanzlers: „Na, Holstein... Sie sind vorhin nicht zu Wort gekommen... Schießen Sie los! Sonst ersticken Sie am Ende noch... Wir sind ja schließlich unter uns Pfarrerstöchtern.“ Und er begann mit Behagen eine Hasenkeule zu zerlegen.

„Über dem Bären und dem Walfisch“, Holstein hatte Mühe, sich freizusprechen, „sollte man die französische Marianne nicht vergessen... In deren Kessel brodelte es immer unheimlicher. Und Boulanger schürt und schürt das Feuer. Bülow wird mir bestätigen, daß man in Petersburg es zu dämpfen nichts unternimmt...“

„... nichts unternahm“, unterbrach der Kanzler schmausend.

„Vom Kosakensäbel, den russische Chauvinisten im Frühjahr dem französischen Kriegsminister überreicht haben“, begann der Petersburger Botschaftsrat gespreizt, „führt eine

Linie über gegenseitige Huldigungsreden und Geschenke bis zur Rußlandreise des Revanchedichters Deroulède, der im ganzen Russischen Reich demonstrativ gefeiert wurde. Wir haben das ja eingehend amtlich berichtet.“

Bismarck ließ sich im Essen nicht stören. „Wird jetzt alles ins rechte Geleise kommen.“

„Euer Durchlaucht meinen“, flocht Holstein ein, „wenn sich erst der jüngste Berliner Besuch des Zaren ausgewirkt hat?“

„Alexander III. weiß nunmehr, daß die Bulgarenbriefe, die ihm meine Politik als unzuverlässig und feindselig erscheinen lassen sollten, eine elende Fälschung sind.“

„Der Erfolg, den Euer Durchlaucht dem Zaren gegenüber errungen haben, ist ein ganz großer Wurf“, schmeichelte Holstein. „Bleibt nur abzuwarten, ob der Stimmungswandel zugunsten Eurer Durchlaucht und Deutschlands durchhält, oder ob und wann er sich wieder verflüchtigt.“

„Sie bleiben ein unverbesserlicher Skeptiker.“

„Mit obligater Narrenfreiheit“, fügte Herbert Bismarck leise gegen Bülow hinzu.

Holstein strich sich den dunklen Vollbart mit weißer, frauenhafter Hand: „Auf Rußland darf man nie und nimmer zu viel Rücksicht nehmen.“

„Eigentlich wollten Sie aber doch, wenn ich nicht irre, die französische Gefahr an die Wand malen“, spöttelte der Kanzler gutmütig.

Holstein stieg das Blut in den Kopf. „Ich hielt es für meine Pflicht, vor der uferlosen Kriegstreiberei zu warnen.“ Er konnte ja auch die neuen Berichte wie so manche früheren, die ihm nicht ins Spiel paßten, verschwinden lassen. Sollte ihnen ein anderer melden, daß trotz der Verbrüderung mit dem Zaren weitere russische Truppenverschiebungen nach Westen stattfanden und die Lage mit jedem Tag ein bedrohlicheres Gesicht annahm.

„Kriegstreiberei hier — Kriegstreiberei dort“, brauste der Kanzler unvermittelt auf, die kurzsichtigen Augen nach innen gewandt, von drängenden Gedanken wie benommen. „Ach was — Kriegstreiberei . . . Gegen die Sache an sich ist

man wehrlos. Hinter jeder Sache steckt irgendein Kerl; oder auch mehrere . . . Die muß man bekämpfen, die muß man niederschlagen — das erst hilft.“

Alle schwiegen andächtig, um den Fürsten nicht zu stören. Erst nach längerer Pause meinte dieser, wieder in ruhigerer Tonart: „Glauben Sie nicht, daß ich die französische Gefahr unterschätze. Ein Krieg mit Frankreich ist immerhin möglich. Boulanger kann jeden Augenblick einen Staatsstreich in Szene setzen und losschlagen! Er hätte das fraglos längst getan, wenn er einen Bundesgenossen fände, der mit ihm gegen uns zöge. Dafür Sorge zu tragen, daß ihm das nicht glückt, das ist das Alpha und Omega unserer Politik.“ Ehrfürchtig lauschte der kleine Kreis den staatsmännischen Erörterungen, die Bismarck bedächtig vortrug, sichtlich um den treffendsten Ausdruck bemüht. „Und diese Politik ist unbedingt auf Erhaltung des Friedens gerichtet. Für uns gilt es, im europäischen Kartenspiel unter allen Umständen die Hinterhand zu wahren. Das aber gelingt uns um so leichter, je stärker unsere Macht ausgebaut ist.“

„Eine neue Heeresverstärkung“, flocht Herbert Bismarck ein, „— und zwar wieder auf sieben Jahre — muß kommen.“

„Sollte aufs neue der Versuch gemacht werden, uns ein Heer von Parlaments Gnaden unterzuschieben, so schicken wir die edlen Volksboten abermals nach Hause. Über die deutsche Wehrmacht haben Kaiser und Bundesfürsten zu entscheiden, nicht die Herren Windthorst, Richter und Genossen.“

„Und sie darf“, ergänzte Herbert des Vaters Worte, „in keinem Fall leichtfertig eingesetzt werden.“

Holstein feixte: „Das allerdings möchten wohl so manche Leute. Besonders, wenn ihnen die Hand nach dem Marschallstab juckt.“ Er nahm die Brille ab und putzte sie umständlich.

„Die aus der ‚großen Bude‘ . . .“

„Es handelt sich hier keineswegs um den gesamten Generalstab“, schnitt ihm Bismarck das Wort ab. „Einzelne Kriegshetzer mögen am Werke sein; auch den Generalquartiermeister rechne ich darunter.“

„Verzeihen Euer Durchlaucht“, wandte Bülow bescheiden ein. „Feldmarschall Moltkes Denkschrift . . .“

„Ach — ist ja Waldersees Werk, von A bis Z.“

„Unser großer Heerführer selbst vertritt aber doch schon seit langem den Standpunkt, daß Deutschland im Lauf der nächsten Jahrzehnte noch einmal wird zum Schwert greifen müssen, um seine Stellung in der Welt zu behaupten.“

„Moltke . . .“, der Kanzler sah im Geiste dessen nahezu ungläubiges Erstaunen, als er ihm unlängst, um der Kriegstreiberei gewisser Generalstabskreise ein Ende zu machen, den russischen Geheimvertrag dieses Sommers anvertraut hatte.

„Moltke —“, doch was ging dies, was gingen seine eigentlichen weltpolitischen Ziele diese Leute hier an? — „er weiß Bescheid.“

Kurz brach er ab, als habe er schon zuviel gesagt.

„In so hohem Alter allerdings . . .“, Bülow verstummte jäh. Des Kanzlers große Augen ruhten wie belustigt und beinahe mitleidsvoll geringschätzig auf dem gar redseligen, aalglatten Petersburger Botschaftsrat, dem unter diesem unbehaglichen Blick die Röte in die vollen Wangen stieg.

„Aber darin hat doch Waldersee recht“, länger konnte Holstein nicht mehr an sich halten, „daß das Verhältnis zwischen Österreich und Rußland sich immer mehr zuspitzt? Wien empfindet den Zustand als ungemein bedrohlich. Das wird uns von den verschiedensten Seiten immer eindringlicher vorgestellt.“

„Nicht nur von Militärattachés“, belferte Bismarck in aufsteigender Wut, „diesen Herren, denen wir gründlich ihre Schnäbel beschneiden müssen?“

„Meist allerdings wohl von diesen Herren“, lächelte der Geheimrat.

„Wir werden Sorge tragen, daß ihnen die Lust vergeht, ihre Nasen immer in fremde Töpfe zu stecken.“

„Sie betreiben eben auf diese Weise besser ihre und ihrer Vorgesetzten Geschäfte“, hetzte Holstein händereibend. „Und das Geschäft des Soldaten ist der Krieg . . .“

„. . . das Vabanquespiel, bei dem wir alles verlieren können, aber schwerlich etwas gewinnen. Wir müssen diesen kriegslüsternen Landsknechten die unberufene Einmischung

in die Politik unmöglich machen.“ Des Kanzlers Stimme überschlug sich.

„Und werden zur Antwort erhalten“, schürte Holstein fort, „daß wir alle Übergriffe ins militärische Ressort zu unterlassen hätten.“

„Ehrgeizigen Heißspornen wie diesem Deines, der seine Stellung als Militärattaché so sehr verkennt, daß er von sich aus Wien zum Losschlagen drängt, muß das Handwerk gelegt werden.“

„Die Lage Österreichs ist aber doch wirklich verzweiflungsvoll“, ließ sich Bülow kleinlaut vernehmen. „Wenn wir ihm nicht den Rücken stärken...“

„So wird es sich endlich einmal zu eigenen Anstrengungen aufraffen müssen, während es im Bewußtsein unserer Hilfe auf der Bärenhaut verkommt. Ich denke nicht daran, mich durch Österreich in einen Krieg hetzen zu lassen. So wenig ich auf der anderen Seite dulde, daß man Österreich zerschlägt.“ Fürst Bismarck saß hochgerecht, die geballte Faust auf dem Tisch, die Zähne fest aufeinandergebissen.

Je mehr der Kanzler sich erregte, um so größeres Behagen empfand augenscheinlich Holstein: „Kaiser Franz-Joseph ist schwer verstimmt, er fühlt sich von uns im Stich gelassen und klagt über die schlechte Behandlung durch Berlin. Auch er wolle den Frieden. Aber so viel Vertrauen hätte man ihm doch schenken müssen, daß er das deutsche Bündnis nicht mißbrauche...“

„... meldet wohl wieder der unverbesserliche Deines? Nein – diese Gesellen wollen wir künftighin kurz anhalftern, und vor allem ihre oder vielmehr ihren Drahtzieher kaltstellen.“

Der Kanzler erhob sich und durchmaß mit seinen kleinen Schritten erregt den Raum.

Es wurde allgemein wie eine Erlösung empfunden, als der Diener den Grafen Philipp Eulenburg meldete. Man begrüßte ihn lebhaft. Der Kanzler unterbrach seinen Marsch, reichte dem Ankömmling die Hand, zog sich dann wieder auf seinen Sofaplatz zurück, wo er sich hinter einem Berg von Zeitungen vergrub, nachdem er Tyras ein paar Brocken zu-

geworfen hatte. Seine Tochter reichte ihm die lange Pfeife und steckte sie sorgsam in Brand. Mächtige Wolken vor sich hinstoßend, vertiefte sich der Fürst in die Abendblätter.

„Na, Phili“, lachte Graf Herbert behaglich, und sein mächtiger dunkler Schnurrbart gab ein kraftvolles Gebiß frei, „wie steht es mit Ihrem ‚Seestern‘? Kann er nun am Bühnenhimmel aufsteigen?“

Während der Gefragte Rede und Antwort stand, wandte sich Holstein an Bülow: „‚Seestern‘? Was soll das?“

„Ein Theaterstück Eulenburgs. Es wird dieser Tage zum erstenmal aufgeführt.“

Die Damen wollten den Inhalt erfahren. Eulenburg vertröstete sie scherzhaft. Wenn er alles ausplaudere, so spiele man ja vor leerem Hause. Und das wäre doch eine schreckliche Blamage für ihn.

„Erzählen Sie uns, Graf“, forderte Marie Rantzau auf, „von Ihren Proben. Wie es da so hinter den Kulissen zugeht.“ Und ihre lustigen Schwarzaugen blinkten neugierig.

Eulenburg ließ sich nicht zweimal bitten. Im Nu war der kleine Kreis im Bann der Geschichten, die er zum besten gab. Er verstand glänzend zu erzählen. Ob er wirklich all das während seiner „Bühnenlaufbahn“ als Dramatiker erlebt, ob er es von andern gehört hatte oder im Spiel einer üppigen Einbildungskraft eben erfand — danach fragte niemand. Man unterhielt sich jedenfalls köstlich. Lachen füllte den Raum. Herbert sparte nicht mit derben Zwischenbemerkungen, die indes Eulenburg nur noch mehr anfeuerten. Die alte Fürstin verlor ihre krankhafte Blässe. Ein über das andere Mal rief sie zwischen Hustenkrämpfen: „Ottochen, aber Ottochen — so hör doch bloß!“ allerdings ohne daß der in seine Zeitungen Vertiefte auch nur den Kopf hob.

Seltsam stach Eulenburg, dieser Weltmann im Frack, von den übrigen Anwesenden ab. Selbst Bülow hatte sich entgegen seiner Gepflogenheit dem Stil des Hauses Bismarck gemäß für diesen Abend unscheinbar gekleidet.

Endlich erschöpfte sich auch der Reichtum von Eulenburgs Erfindungsgabe, und der Lärm, der frohe, den sie erweckt hatte, verstummte.

Wie wenn er durch die Stille aufgeschreckt worden wäre, erhob sich jetzt der Fürst und verabschiedete sich von seinen Gästen. Sie kannten diese Gepflogenheit, die Abende im Kanzlerpalais zu beenden.

Sein Sohn begleitete ihn noch in sein Zimmer.

„Welcher Teufel ritt nur heute Holstein wieder, diesen hämischen Alberich?“

„Ach, Vater — nimm das doch nicht so tragisch. Es macht ihm Spaß, wenn Funken stieben.“

„Soll Funken aus andern herausschlagen, mit andern seine Experimente machen — nicht mit mir“, knurrte der Fürst.

„Bleibt doch im Grunde dir ergeben wie kein anderer, der treue Fritz.“

„Mach mir bisweilen so meine eigenen Gedanken . . .“

„Man darf ihn nicht ernst nehmen . . .“

„Tue ich auch nicht, wenn er mir etwa vorschlägt mit dem ernstesten Gesicht der Welt, den Kronprinzen Friedrich zu vergiften. Aber ob er derlei nur daherredet, weil er total verrückt ist? Oder ob sich hinter diesem scheinbaren Irrsinn bössartige schwarze Pläne verbergen?“

„Du tust ihm zuviel Ehre an. Er ist ein vollkommen schrulliger Gesell; aber ein unentbehrliches Arbeitstier und beschlagen wie kein anderer.“

„Und doch schaffte ich ihn mir bisweilen am liebsten vom Hals. — Wenn er sich nur auf irgendeinen verantwortlichen Posten abschieben ließe, ins Tageslicht! Da hätte ich leichtes Spiel mit ihm. Aber er will um jeden Preis in seinem Mauseloch bleiben.“

Während Holstein trotz der Nachtstunde noch einmal ins Amt abschwenkte, schritten Eulenburg und Bülow gemächlich dem Tiergarten zu.

„Ich brauche immer erst eine Weile“, begann Bülow, und er hüstelte, als er die feuchte Nebelluft einsog, „bis ich mich mit diesem entsetzlichen Milieu wieder abgefunden habe. So etwas von Kultur- und Geschmacklosigkeit! Locus minoris resistentiae. Geht es Ihnen nicht auch so, Phili?“

„Altmärker-Landstil — was wollen Sie?“

„Und dies erbärmliche Ölbild des Fürsten — es verfolgt einen, wo man sitzt und steht. Wer mag das verbrochen haben?“

„Ein Amerikaner. Fraglos mit mehr Begeisterung als Talent. Aber was kümmert das große Geister!“

„Nun“, lauerte Bülow, „fühlt sich etwa Prinz Wilhelm sonderlich wohl dort?“

„An diesen Äußerlichkeiten nimmt er gewiß keinen Anstoß. Er steht dem Kanzler in kindlicher Verehrung gegenüber, bewundert ihn...“

„Und trotzdem wird es zwischen beiden wohl schwerlich lange gehen, wenn erst einmal der junge Herr am Ruder ist.“

Eulenburg blieb stehen und schaute den Freund prüfend an.

„Auch General Loë ist dieser Überzeugung“, rechtfertigte Bülow seine Worte.

„Wie kommen Sie gerade auf Loë, Bernhard?“

„Familienbeziehungen; er ist außerdem mein alter Kriegsoberst und besuchte uns, als ich mit meiner Mutter zu Jahresbeginn am Vierwaldstätter See weilte.“

„Und dieser Besuch hat einen so nachhaltigen Eindruck gemacht?“

„Ja, weil umwälzende Dinge zur Sprache kamen. — Loë meinte nämlich, der einzige, der wirklich beim Prinzen gälte und Einfluß besäße, wäre Waldersee. Und es steht für ihn außer allem Zweifel, daß dieser eines Tages Reichskanzler werde.“

Eulenburg schritt stumm weiter. Weshalb eröffnete ihm Bülow dies alles?

„Der Generalquartiermeister hielt sich um die gleiche Zeit ganz in der Nähe auf. Loë war gekommen, um unsere Bekanntschaft zu vermitteln...“

„Und weshalb...?“

„Sie werden sehen, Phili. Wir haben dann auch Waldersee in Axenstein besucht. Und wir kamen bald in ein bemerkenswertes Gespräch. Von besonderem Gewicht erschien mir Waldersees geradezu leidenschaftliche Begeisterung für den Prinzen Wilhelm und auf der anderen Seite ein ebenso ufer-

loser Haß dem Kanzler gegenüber. Bismarck habe seine Lebensaufgabe längst erfüllt, zehre nur mehr von vergangenem Ruhm und bedeute nichts als eine Belastung der deutschen Zukunft!“

„Nun hören Sie aber auf, Bernhard!“

„Waldersees Programm — das setzte mir Loë auseinander — gipfle in einem Staatsstreich gegen Sozialdemokratie und Zentrum — und nach außen in einem Präventivkrieg. Sapientia.“

„Abenteurerpolitik!“

„So dürfen wir das nicht abtun. Auch der alte Feldmarschall teilt die Überzeugung, wie er Loë gestand, daß vom militärischen Standpunkt aus viel für ein Losschlagen gegen Rußland und Frankreich spräche. Allerdings ließe sich mit einem neunzigjährigen Kaiser, einem todkranken Kronprinzen und einem Thronfolger, dem die politische und soldatische Reife noch fehlt, schwerlich ein Angriffskrieg führen.“

„Nun also — was . . .“

„Loë erblickt ebenfalls eine schwere Gefahr in einer etwaigen Reichskanzlerschaft Waldersees — es sei denn, daß ihm ein erfahrener, geschickter Diplomat als Staatssekretär des Äußeren beigegeben werde.“

„Und als solchen —“, Eulenburg wandelte ein Lächeln an, „hat er Sie ins Auge gefaßt, Bernhard?“

Bülow wehrte beflissen: „Ich würde selbstverständlich bei den langjährigen vertrauten Beziehungen unserer Familie zum Hause Bismarck unmöglich Herberts unmittelbarer Nachfolger werden können — es sei denn, der Fürst scheidet auf eigenen Wunsch und in voller Harmonie aus seinen Ämtern.“

„Nun, bis es soweit ist, wird noch mancher Nebel über Berlin wie jetzt sich in Regen auflösen. Immerhin — man muß die Entwicklung unter diesem Gesichtswinkel im Auge behalten. Ich danke für Ihr Vertrauen, Bernhard. — Wenn wir aber nicht bis auf die Haut naß werden wollen, suchen wir jetzt doch wohl unsere Quartiere auf.“ Und er winkte einer vorüberfahrenden Droschke.

Schlittenfahrt

27. Dezember 1887

Zwei Schlitten hielten vor dem Marmorpalais. Es war noch früh am Nachmittag. Sonne lag über der frischverschneiten Landschaft. Die Pferde, kaum zu zügeln, sprühten Dampf aus den Nüstern.

Prinzessin Wilhelm und ihre Damen nahmen im ersten Schlitten Platz. Der Prinz folgte mit dem Grafen Eulenburg im zweiten.

Wie im Fluge durcheilten die Gefährte den Neuen Garten. Schnee staubte zu beiden Seiten hoch. Erst als es den Pfingstberg hinanging, mäßigten die rassigen Tiere ihre Gangart.

„Ein Wintermärchen“, schwärmte Eulenburg.

„Ja, so unendlich viel Sonne und Licht auf der Erde“, — es sprengte dem Prinzen beinahe die Brust, „und die Menschen machen sie zur Hölle.“

„Wie kann man sich nur das Leben selbst noch verbittern!“

„Verbittere ich mir das Leben? Wirklich ich selbst? Bisher hatte ich geglaubt, die andern seien es . . . meine Mutter vor allem. Wie man sich täuschen kann.“

„Nicht diesen Hohn, mein Prinz.“

„Wohin ich sehe, drohendes Gewölk: der Vater dem Tod verfallen; der Großvater — ein Licht, das jede Stunde erlöschen kann; wie ich jede Stunde gewärtig sein muß, daß mir die schwerste Verantwortung aufgebürdet wird. Feinde, Neider, Hämlinge — wohin ich schaue . . .“

„Und die Freunde?“ klang es vorwurfsvoll.

„Wie viele mögen letzten Endes nur ihre eigenen Ziele verfolgen.“

„Manche gewiß; nicht alle.“ Der Ton war hart; beinahe wie eine Anklage.

„Ich weiß“, der Prinz nestelte seine Rechte aus dem Wagenpelz hervor und reichte sie dem Begleiter. „Verzeihen Sie, Phili.“

Man war auf der Höhe. Stadt und Havellandschaft lagen dem Blick frei, eingebettet in glitzerndes Weiß. Die blinden Spiegel der Seen starrten wie tot in das Blau des Himmels.

Die Sonne strahlten sie nicht zurück. Nur aus Fenstern drüben auf der Babelsberger Höhe brach wie rote Feuersbrunst ihr belebender Glanz.

Die Pferde zogen wieder an.

„Blutige Ironie, was mir die Mutter heute schreibt.“ Der Prinz kam von seinen qualvollen Gedanken nicht los. „Kann mir ja vorstellen“, höhnte er, „wie über alle Maßen vergnügt und lustig das Weihnachtsfest in San Remo verlaufen sein muß! Es läge ja wahrhaftig auch nicht der leiseste Anlaß vor, traurig zu sein. Ach, wozu die Komödie unter uns“, stieß er zwischen den Zähnen heraus. „Wenn sie das Volk schon belügen wollen — meinetwegen! Es wird nur allzufrüh bemerken, daß ein Sterbender den Thron besteigt; und nicht ein Urbild des Lebens, als was ihn diese verblendeten Menschen gern hinstellen möchten. Wozu, wozu nur...? Haben sie Angst, man könnte einem Stummen die Regierungsfähigkeit absprechen? Passen Sie auf — man wird ihn wie Cid vor Valencia noch als Leiche aufs Pferd setzen!“

Und wieder versank er in Brüten.

Um ihn aus dieser unfruchtbaren Grübelelei aufzurütteln, warf nach einer Pause Eulenburg die Frage auf: „Wie weit sind nun die Vorbereitungen für das mittelalterliche Reiterfest gediehen?“

„Wir müssen es völlig fallen lassen. Mit Rücksicht auf den Zustand des Kronprinzen.“

„Und die Stadtmission?“

„Muß eben auf andere Weise entschädigt werden. Aber auch hier erntet man ja nur Verdruß.“

Eulenburg tat erstaunt.

„Weil ich mich unterstand, im Haus Waldersee eine Versammlung einzuberufen, um auf diese Weise Hilfsaktionen für die Notleidenden und Armen einzuleiten, läuft nun die gesamte Judenpresse Amok gegen mich, gegen Hofprediger Stöcker und Waldersee. Man verdächtigt mich als ‚Haupt der Antisemiten‘. Und wissen Sie, Phili, was mich am peinlichsten berührt: auch die ‚Norddeutsche Allgemeine‘ zieht gegen mich vom Leder. Wer aber anders kann dahinter stecken als mein ‚Freund‘ Herbert Bismarck?“

„Nie und nimmer“, ereiferte sich Eulenburg. „Ein solcher Verdacht tut Herbert unrecht. Dazu würde er sich keinesfalls verstehen. Das können nur Leute behaupten, die ein Interesse daran haben, Zwietracht zu säen. Nein, zwischen Königliche Hoheit und das Haus Bismarck darf kein Keil getrieben werden. Das wäre ja unabsehbares Verhängnis...“

Aber während er mit allen Mitteln der Beredsamkeit für des Kanzlers Sohn und diesen selbst in die Bresche trat, Einwände des Prinzen zu widerlegen und ihn zu überzeugen sich mühte, zuckte der Verdacht in ihm auf, ob nicht doch letzten Endes die Bismarcks diesen Schlag führten, nicht gegen den Prinzen gerichtet, sondern gegen den Einfluß Waldersees und seines Kreises, dem ja auch Stöcker angehörte. Von diesem Einfluß wollte der Kanzler den Thronfolger freibekommen; schon um der ewigen Kriegsgefahr ein Ende zu machen, die Waldersee in seinen Augen verkörperte. War die Militärpartei ausgeschaltet, so fand auch die Aufputscherei deutscher und österreichischer Kreise zum Krieg gegen Rußland ihr Ende, und seiner Friedenspolitik drohte keine Gefahr mehr.

Bismarck war fraglos im Recht, selbst wenn er in Waldersee und dem Hofprediger auch ihren hohen Gönner vorläufig traf. Der würde es ihm gewiß später einmal danken. Jetzt allerdings durfte er es unter keiner Bedingung erfahren. Er ging sonst mit fliegenden Fahnen ins Walderseesche Lager über.

„Ich habe übrigens kurz vor Weihnachten dem Kanzler über Stöckerhetze und Stadtmissionsfrage ausführlich geschrieben“, hörte Eulenburg schließlich, wie aus einem Dämmerzustand erwachend, den Prinzen sagen.

Sie glitten eben bergab. Zwischen bereiften Bäumen sah aus weiten Parkwiesen das „Neue Palais“ herauf.

„Hat der Fürst eigentlich Stellung genommen zu der Absicht Eurer Königlichen Hoheit, sich an die Bundesfürsten zu wenden? Was hat er zu unserm Entwurf der Proklamation gesagt?“

„Nichts. Seit vier Wochen warte ich nun auf seinen Bescheid.“ Wieder klang die Stimme seltsam brüchig, hart und

gereizt. „Und es wäre manchmal Gelegenheit gewesen . . . Wenn er wenigstens meinen guten Willen anerkennen wollte!“

„Das tut er bestimmt. Es lastet eben nur zu viel auf ihm. Er hat keine Zeit. Jüngst erst hat er doch bewiesen, wie große Stücke er auf seinen Prinzen Wilhelm hält.“

„Jüngst erst?“

„Dadurch, daß er Seine Majestät veranlaßt hat, für kommende Fälle seine Vertretung in Ihre Hände zu legen.“

„Nun — vorläufig habe ich nur Offizierspatente, Beamtenbeförderungen oder andere Belanglosigkeiten unterfertigt.“

„Es könnte aber doch . . . im Falle einer Erkrankung . . .“

„Es könnte; gewiß; wenn man nicht mittlerweile in San Remo Mittel dagegen ausklügelt. Dort schlug ja die Vertretungsorder vom 17. November wie eine Bombe ein. Stellen Sie sich vor, die Kronprinzessin hat zunächst den Kanzlerbrief über die Stellvertretung meinem Vater vorenthalten. Erst ein Schreiben, das ich an ihn gerichtet hatte und das mein Bruder Heinrich überbrachte, setzte ihn in Kenntnis. Er regte sich fürchterlich darüber auf, wollte Hals über Kopf nach Berlin reisen und wurde nur mit Mühe wieder einigermaßen beruhigt. — Übrigens hat mein Bruder unserer Mutter ins Gesicht erklärt, es sei doch völlig ausgeschlossen, daß der Kronprinz die Regierung übernehmen könne.“

Eulenburg schüttelte sich: „Eisig — diese Luft“, rief er aus, selbst beschämt und belustigt zugleich über diese kindliche Art, das peinvolle Gespräch abubrechen. „Mich friert gründlich.“

„Sieht Sanssouci da oben nicht aus wie das Schloß des Winterkönigs im Märchen?“

Die untergehende Sonne überschüttete das Oval des Baues, die kristallen wirkende Front, die Bildwerke, Putten, Götinnen und Götter davor mit einem Meer von Gold und flammendem Glanz.

Aber wie der Wind sausten die Pferde dahin, und rasch verschwand dieser gleißende Traum.

In den Häusern Potsdams wurde schon Licht entzündet. Hinter einzelnen Fenstern erstrahlten noch Weihnachtsbäume. Die Straßen entlang kroch die Dämmerung.

„Ein heißer Tee wird wohlthun“, meinte der Prinz. „Oder was sagen Sie zu einem steifen Grog?“

„Ich bin kein Kostverächter“, lachte Eulenburg. „Noch mehr freue ich mich allerdings heute abend auf das Berliozsche Requiem. Das wird auch warm machen.“

„Hoffen wir es.“ Der Prinz schien nicht in gleicher Weise erwartungsfroh. „Da — schauen Sie, Phili.“

Buben balgten sich im Schnee. Eine wilde Schlacht war im Gange. Weiße Kugeln flogen hin und wieder. Das Schlittengeläute verklingelte ungehört. „Wollen wir da nicht mitmachen? Wenn Sie es nicht wären, Phili . . . Mich lockte es, den oder jenen einmal gründlich im Schnee zu waschen.“

Voll Übermut jubelte die eben noch so gedrückte Stimme. Und laut auf lachte sie, als nun ein irregegangener Ball den Grafen von rückwärts am Kragen traf, und er sich unter Grimassen mühte, den zerfließenden Schnee aus dem Hals zu entfernen.

Ein großer Tag des Kanzlers

6. Februar 1888

Endlich hatte Bismarck sich entschlossen, den russischen Machthabern, deren Haltung den österreichischen Verbündeten immer unbedenklicher herausforderte und den Krieg immer unvermeidlicher zu machen schien, geharnischt zu begegnen.

Nachdem am 1. Februar 1888 ein Übereinkommen mit Rom abgeschlossen worden war, das Deutschland die Hilfe italienischer Truppen am Rhein zusicherte, nachdem zwei Tage später die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Jahre 1879 aller Welt kundgetan hatte, daß ein Angriff Rußlands auf eine der Mittelmächte sie beide brüderlich Seite an Seite in den Kampf treten ließe, raffte sich der Kanzler am 6. Februar zu der großen Abrechnung mit den Nachbarstaaten im Reichstag auf.

Atemlos lauschte die Welt den schicksalhaften Worten, von denen die Entscheidung über Krieg oder Frieden abhing,

der Klage darüber, daß an unsrer Westgrenze das ruhe-loseste, kriegslüsternde Volk seit Jahrhunderten auf Eroberungen ausgehe und jetzt nach verlorenem Waffengang Rache brüte, daß auch im Osten Rußland mehr und mehr kriegerischen Plänen zuneige. Wenn Deutschlands heiliger Kampf um die Erhaltung des Friedens sich endgültig als fruchtlos erwiese, wenn man uns das Schwert in die Hand zwänge, so würde ein Volkskrieg gegen zwei Fronten den Furor Teutonicus wachrufen. Und wehe dann den Feinden! —

Frenetischer Jubel umbrauste die Warnung. Eine Flamme der Empörung durchlohte den Reichstag.

„Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Wir drängen uns nicht auf... Wir laufen niemand nach... Durch Liebe und Wohlwollen können wir leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht — durch Drohungen jedoch ganz gewiß nicht. Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt... Und Gott wird mit uns sein...“

Die Begeisterung kannte keine Schranken mehr.

Die geforderte Heeresverstärkung wurde gutgeheißen. Die Sitzung löste sich in einem Tumult vaterländischer Leidenschaft auf...

Prinz Wilhelm, der den Vorgängen fiebernd vor innerer Teilnahme gefolgt war, äußerte zu seinem Adjutanten, als sie sich endlich zu gehen anschickten:

„Ich muß ihm noch die Hand drücken...“

Aber der Kanzler hatte den Reichstag bereits verlassen.

„Also fahren wir rasch bei ihm vor!“

Der Wagen kam nur langsam voran. Auf der Leipziger Straße staute sich die Menge. Auch die Wiesen und Wege des Tiergartens waren schwarz vor Menschen.

In einem lebendigen Strom trotteten schließlich die Pferde dahin, eingezwängt, beinahe geschoben, Menschen, Tiere, Gefährte — alles einem gemeinsamen Ziel zu, dem Brandenburger Tor, hindurch auf den Pariser Platz. Unter den Linden an der Wilhelmstraßenecke kam der Fluß vollends ins Stocken. Eingekeilt hielt der Wagen, von den Massen um-

brandet, die Lieder sangen und jubelten. Vereinzelt wurden Hochrufe laut. Hüte flogen von den Köpfen, wenn der Insasse des Coupés erkannt wurde.

„Das nenne ich Nibelungentreue.“ Was er da sah, steigerte noch die Hingerissenheit des Prinzen. „Nicht nur von oben her durchgehalten und befohlen; nein, unmittelbar aus dem Volk heraus gefordert. Nun wird es sich doch Rußland dreimal überlegen, ehe es Österreich anfällt.“

„Das wohl“, gab der Adjutant kleinlaut zur Antwort. „Aber dürften nicht wir zuletzt die Zeche bezahlen?“

„Inwiefern, Bissing?“

„Rußland wird uns nicht vergessen, daß wir ihm in den Arm fallen.“

„Mag es das immerhin! Besser ehrliche Feinde als heuchlerische Freunde!“

Vor dem Reichskanzlerpalais mußten die Herren aussteigen und sich mit den Ellenbogen den Weg ins Haus bahnen.

Auch drinnen herrschte Gedränge. Beamte der Reichskanzlei, fremde Diplomaten, Generale, Fürstlichkeiten — alle waren sie der Regung des Augenblicks gefolgt, dem großen Kanzler zu huldigen.

In das Stimmengewirr drangen von draußen Rufe: „Bismarck, Bismarck“ und abgerissene Bruchstücke patriotischer Lieder.

Endlich stand der Prinz vor dem Helden des Tages. In überströmender Bewegung griff er mit beiden Händen nach der mächtigen Pranke und beugte sich darüber. Als er aufschaute, glänzten seine Augen feucht, und er brachte zunächst nichts über die Lippen als die armseligen Worte: „Dank, Dank . . .“

Rührung in den abgespannten Zügen, blickte der Kanzler dem künftigen Herrscher lange in die Augen, mit einem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit: „So wird es gut sein, wird es gut werden.“

Meinte er nur die drohende Kriegsgefahr oder mehr, weit mehr noch: das Verhältnis von Kaiser und Kanzler und hierin schicksalhaft beschlossen die deutsche Zukunft?

Noch stand er da, wie er aus dem Reichstag gekommen war, im Überrock der gelben Kürassiere, das Eiserne Kreuz I. Klasse auf der Brust.

Die Anwesenden hatten in weitem Bogen den Kanzler und seinen hohen Gast gemieden und sich nun vollends entfernt.

Die beiden Männer waren allein.

„Nur solch ein Genius“, rief Prinz Wilhelm wie berauscht aus, „kann mir Führer sein zu meinem kaiserlichen Beruf. Und um seinetwillen ist selbst das Opfer der Mutter, der Verlust des Elternhauses nicht zu hoch.“

„Zumal dann nicht“ — es war, als hätte die Erwähnung der Kronprinzessin genügt, jede milde Regung aus dem Herzen Bismarcks zu tilgen — „wenn diese Mutter um einer Liebesgeschichte willen, zum Behagen des falschen Albion, einen Zusammenstoß mit Rußland heraufbeschwört. — Diese ver wünschte Battenbergerei! Von Vaterlandsverrätern gilt es abzurücken — einerlei, wer sie sind!“

Schweigen folgte diesen Worten, ungemütliches Schweigen. Der Prinz schien, betroffen, mit sich im unklaren, wie er diesem Angriff begegnen sollte, der ja im Grunde nichts als seine eigenen Anschauungen wiedergab, aber doch im Munde des Kanzlers als feindselige Anklage gegen die Kronprinzessin vor ihm, dem Sohne, wiederum befremdete.

Ehe er sich noch zu einer Erwiderung entschließen konnte, begann der Fürst aufs neue: „Übrigens hatte ich noch keine Gelegenheit, für das letzte Schreiben zu danken. Die Geschäfte und mein Zustand legen mir äußerste Beschränkung auf. Ich bin sehr beruhigt, daß Eure Königliche Hoheit den Anschein jeder Parteibindung unbedingt vermeiden und sich nicht mit dem Risiko belasten, das die enge Zugehörigkeit zu einem Verein gerade für den künftigen Träger der Monarchie bedeutet . . .“

„Die Sache der inneren Mission . . .“

„. . . ist Sprungbrett nicht nur für ehrgeizige Persönlichkeiten, sondern ein ungemein gefährliches Werkzeug in der Hand gewisser Politiker.“

„Hofprediger Stöcker tritt von der Leitung zurück.“

„Ich habe, wie gesagt, an ihm als Seelsorger nur auszu-
setzen, daß er Politik treibt. Und den Politiker macht mir
die Tatsache ungemütlich, daß er Pastor ist. Jedenfalls scheint
mir trotz aller Anerkennung verdienstlichen Liebeswerks
Vorsicht dringend geboten.“

Das Wort Anerkennung war gefallen; zum erstenmal ihm
gegenüber aus des Fürsten Mund. Sonst tadelte er nur, wies
zurück, ohne aber zu sagen, wie es besser zu machen wäre.

„Die Vorsicht wird beherzigt werden, wie ich auch von
der beabsichtigten Proklamation an die Bundesfürsten Ab-
stand genommen habe.“

„Damit fällt mir ein Stein vom Herzen. Gerade das
Gegenteil von dem, was durch diese Proklamation ange-
strebt wurde, wäre vermutlich eingetreten.“

„Halten es Eure Durchlaucht nicht für geboten, die Bun-
desfürsten zu versichern, daß ich nicht die Anschauungen
meines Vaters teile, wonach er allein zu befehlen, die anderen
zu gehorchen hätten?“

„Quieta non movere!“

„Es ist aber alles schon im Fluß! Was der Kronprinz
während seines Herbstaufenthaltes in München äußerte, ist
offenbar weitergetragen worden und hat viel Staub auf-
gewirbelt.“

„Was war das?“

„Eulenburg erzählte, der Kronprinz habe in seinem und
anderer Leute Beisein erklärt, wo ein Kaiser sei, hätten
Könige nichts verloren. Und er würde all die unwürdigen
Hoheitstitel von Napoleons Gnaden abschaffen.“

Bismarck wiegte bedächtig das Haupt.

„Und so wollte ich eben zum Ausdruck bringen“, fuhr der
Prinz fort, „daß ich nicht Vasallen in den Bundesfürsten er-
blicke, sondern Kollegen und mich als primus inter pares
betrachte — allerdings mit einem gewissen Nachdruck auf
der Oberhoheit des Kaisertums.“

„Darin liegt ja die Gefahr... Und deshalb war es rat-
sam, das Schriftstück wie den Gedanken daran in Flam-
men aufgehen zu lassen, wie ich riet.“

„Auch Roggenbach...“

„Ach — Roggenbach...“ Eine Tür wurde aufgetan. Jetzt drang wieder Lärm von der Straße herein. Immer von neuem wurde, wie in Chören, der gefeierte Name des Kanzlers gerufen.

„Nicht immer sich vom Urteil anderer abhängig machen: Selbst abwägen, reiflich, nach allen Seiten, und danach dann handeln! Denken Sie daran, was ich schon oft sagte: Sie müssen einst Ihr eigener Kanzler sein.“

Der Adjutant des Fürsten nahte ehrfürchtig: „Eure Königliche Hoheit... Verzeihung... Durchlaucht... das Volk tobt draußen... verlangt Euer Durchlaucht zu sehen... Der reinste Sturmangriff wird auf das Palais unternommen. Die Polizei ist machtlos. Es wird wohl nichts übrig bleiben, als daß sich Euer Durchlaucht am Fenster zeigen...“

„Tun wir ihnen den Gefallen!“ In diesem Stoßseufzer klang aber auch Stolz und Genugtuung mit.

Bismarck verbeugte sich leicht vor dem Prinzen, der ihn mit einer einladenden Geste voranzugehen bat und ihm gedankenvoll'langsam folgte. Wie vieles hätte er noch gerne ausgesprochen. Aber es war jetzt wohl nicht die Zeit.

Ein Orkan brach los. Der Kanzler war am Fenster erschienen. Entfesselte Elemente rasten. Doch mit einem Male trat Stille ein. Und jetzt erhob sich Gesang, machtvoll und machtvoller anschwellend, eine Stimme das Volk draußen, eine Stimme auch alle hier in den Sälen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall.
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir wollen des Stromes Hüter sein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht,
die Wacht am Rhein,
Fest steht und treu die Wacht,
die Wacht am Rhein.“

Herrenabend beim Staatssekretär

Märzbeginn 1888

Das Diner ging seinem Ende zu.

Herbert Bismarck hatte außer dem Prinzen Wilhelm, den sein Flügeladjutant von Bissing begleitete, und den beiden Unvermeidlichen: Waldersee und Eulenburg, nur noch den badischen Gesandten von Marschall, den Vertreter des Kanzlers, Minister von Boetticher, und Legationsrat von Kinderlen geladen, der eben aus Konstantinopel zurückgekehrt war, als Orientreferent an das Auswärtige Amt berufen.

Der kleine Herrenkreis befand sich in gehobener Stimmung.

Unvergleichliche Weine hatte der berühmte Keller des Hauses Bismarck zur Tafel beigesteuert. Die Wirkung war nicht ausgeblieben.

Jener Ton pommerscher Ursprünglichkeit, der Herberts kraftstrotzender Natur entsprach, beherrschte die lebhaft Unterhaltung, eine gewisse derbe Heiterkeit, die das Mahl nicht eben mit tiefgründigen Gesprächen zu würzen liebte, sondern den persönlichen Scherz, die Fopperei, die Erzählung von Anekdoten vorzog.

Man wetteiferte allgemein, sich vor dem Thronerben hervorzutun, seine Aufmerksamkeit, sein Gefallen zu erregen, die andern in den Schatten zu stellen. Zumal zwischen Waldersee und dem Hausherrn spielte sich ein wahrer Zweikampf ab. In gesteigerter Leidenschaft schienen sie sich den Rang streitig machen zu wollen.

Inmitten dieser beiden Feuer saß der Prinz, ungewöhnlich still und versonnen.

Die Späße und Schwänke, denen er sich sonst in unbedenklichem Frohsinn gerne hingab, glitten unbemerkt an ihm vorüber.

Er kam nicht los vom Gedanken an San Remo. Dort hatte man in plötzlichem Entschluß, um dem drohenden Erstickungstode vorzubeugen, am Vater den Luftröhrenschnitt vorgenommen. Ein paar Monate konnte das fürchterliche Siechtum noch dauern, länger keineswegs. Und die Mutter

wühlte sich nur immer einsichtsloser und gewaltsamer in den Wahn von Gutartigkeit des Leidens, von baldiger Wiederherstellung, und war empört, wenn man nicht allgemein ihre Vogel-Strauß-Politik mitmachte.

„Diese kalten Haselhühner mit ihrer Gänseleberfülle“, hörte er wie im Traum Herberts Stimme neben sich, „die dürfen mir Eure Königliche Hoheit nicht mißachten. Ein kräftiger Schluck von unserem Chateau d'Icquem dazu“, er schnalzte leicht mit der Zunge, „das wiegt die Freuden der Liebe auf.“

Die Lippen des Prinzen verzogen sich zu einem erzwungenen Lächeln. Was man ihm da gesagt hatte, war nicht zu seinem Ohr gedrungen. Aber er fühlte, nicht länger durfte er als steinerner Gast die Tafel zieren.

„Fabelhaft – der Eindruck, den die Kanzlerrede auch im Ausland gemacht hat“, begann er. „Jetzt bläst selbst der Moskowiter Friedensschalmeien.“

„Ein Glück“, pflichtete Waldersee bei, „daß es nicht zum Krieg gekommen ist. Mein Gott – Österreich! Mit diesem Generalstabschef! Ob der verstanden hätte, den russischen Ansturm aufzuhalten?“

Während der Generalquartiermeister sich über seine geringschätzigen Zweifel verbreitete, flüsterte der Hausherr Eulenburg zu: „Als ob Waldersees strategischer Genius über allem Zweifel erhaben wäre? Der alte Moltke hat ihn doch nur an seine Stelle geholt, weil er ihm gewiß nicht gefährlich wird.“

„Dazu ist der Feldmarschall viel zu gewissenhaft“, legte sich Eulenburg ins Zeug. „Nach allgemeinem Urteil dürfte doch auch Waldersee ein ganz hervorragender Soldat sein, der beste, den wir haben.“

Hatte der Prinz die leise geführte Unterhaltung gehört oder war es nur ein Zufall, daß er sich mit betonter Vertraulichkeit an Eulenburg wandte: „Wissen Sie, Phili, was mir während dieser ganzen letzten Zeit fehlte, eine Stunde neben Ihnen am Flügel. Das läßt mich immer die Sorgen des Tages vergessen. Alles Schwere fällt von mir ab. Man schaut wieder heller und zuversichtlicher in die Zukunft.“

Das allgemeine Gespräch war sofort verstummt, als der Prinz zu reden angesetzt hatte.

„Schade“, bedauerte Herbert, „daß ich kein Klavier besitze. Sonst kämen Sie nicht ungerupft davon.“

Eulenburg schaute den Hohenzollernfreund mit leichtem Vorwurf an. Seine abwehrende Miene schien zu fragen, was dieser Gesellschaft seine Musik solle.

„Ha — wisset Se“, spottete Kiderlen in seiner schwäbischen Mundart, die er um so stärker auftrug, je unleidlicher er damit einem anderen auf die Nerven fiel, „ma könnet de' Graf' leicht auf der Mundharmonika begleiten'. Oder“ — er lehnte sich breit behäbig in seinen Sessel zurück — „wie wär's mit Kämm' und Seidepapier?“

Prinz Wilhelm lachte belustigt auf. „So eine Blasphemie! Kämme mit Seidenpapier — darauf spielen meine Jungens herzerreißende Konzerte. — Phili, das müssen sie Ihnen einmal vorführen. Morgen gleich? Ach, es muß gehen! Dann komme auch ich auf meine Kosten. Werthern soll sich in München noch vierundzwanzig Stunden länger ohne Sie behelfen. Die bayerischen Brüder befinden sich ja gerade nicht auf dem Kriegspfad gegen uns.“

Das Eis war gebrochen. Der Scherz wurde über Gebühr belacht und zu Tode gehetzt. Das forderte den Prinzen zu weiteren witzigen Bemerkungen heraus. Der Beifall, der sie umtoste, weckte immer neue Einfälle in ihm und steigerte seine heitere Erregtheit.

Wärme ging von ihm aus, Herzlichkeit.

Kameraden waren die anderen, und er gab sich arglos dem unbeschwerten Augenblick.

Nicht jedes Wort lag auf der Waagschale.

Aber durch kluge, ja blendende Rede und Gegenrede riß er sich selbst, riß er die anderen mit fort. Wenn er jetzt den Mittelpunkt des Kreises bildete, so hatte er sich das selbst zu danken, nicht seinem Rang. Und erstaunte, ja bewundernde Ausrufe galten ehrlich seiner Persönlichkeit, nicht zu verwechseln mit dem höfischen Bestreben, das sonst wohl seine Umgebung veranlaßte, was er tat und ließ, zu beweihräuchern.

Aber das Feuerwerk verpuffte so schnell und plötzlich, wie es aufgestrahlt war.

Und kaum hatte der Prinz eine Tasse türkischen Mokka getrunken und eine Zigarette geraucht, so verabschiedete er sich auch schon von Gastgeber und Gästen.

Herbert Bismarck geleitete ihn zum Wagen.

Waldersee versammelte die Zurückgebliebenen um sich: „Was mag ihn nur so verstört haben, zu Anfang?“

„Nachrichten aus San Remo, vermutlich?“ Marschall wandte das volle Gesicht fragend Eulenburg zu.

„Innere Zerrissenheit“, mutmaßte Boetticher und rückte seinen Kneifer zurecht.

„Versetzen Sie sich doch in seine Lage.“ Eulenburg sprach aus tiefem Mitgefühl heraus. „Hier der alte Kaiser, der jeden Augenblick auslöschen kann. Dort der sterbende Vater. Und als Alp die ungeheuerliche Verantwortung eines Amtes, dem man sich in solcher Jugend doch unmöglich gewachsen fühlt...“

„Na — sei'm Vater“, meinte Kiderlen, „wird er net g'rad blutige Träne' nachgreine'.“

„Er hängt trotz allem an seinem Elternhaus“, verteidigte Eulenburg den Freund. „Und gar dem Kronprinzen gegenüber hat er ein echt kindliches Gefühl.“

„Was ihm allerdings übel vergolten wird“, riß Waldersee das Gespräch an sich. „Beide Eltern machen ihm ja das Dasein unerträglich. Auch der Vater. Ich habe selbst eine Szene erlebt — unvergeßlich mit einem Wort. War bei irgendeinem Liebesmahl im Kasino vom 1. Garderegiment. Ohne jede Veranlassung kanzelte da der Kronprinz seinen Sohn ab vor allen Offizieren und Gästen, als ob er ein grüner Junge wäre.“

„Nun — und Prinz Wilhelm?“

„Biß die Zähne zusammen, ließ keinen Laut über die Lippen. So etwas von Selbstbeherrschung — fabelhaft. Totenblaß stand er da. Man merkte ihm an, daß er innerlich vor Empörung glühte. Aber er rührte sich nicht. Habe ihn bewundert. Und mit mir wohl alle, die dabei waren.“

„Na, er soll ja nicht immer so an sich halten?“

„Wäre es nicht verzeihlich? Wenn die Eltern jede Gelegenheit zum Streit bei den Haaren herbeizerren?“

Marschall hob abwehrend die Hand: „Trotzdem müßte er vorsichtiger in seinen Äußerungen sein. Es macht böses Blut, wenn er die Mutter...“

„Sie ist vor allem schuld. Vorwürfe fallen allein auf sie zurück. Glauben Sie, der Kronprinz würde die Beförderung seines Sohnes zum General und Divisionär hintertrieben haben? Glauben Sie, er würde ohne diese Frau seine Beschäftigung im Auswärtigen Amt, seine Einführung in den Generalstab scheel ansehen und bekämpfen? Prinz Wilhelm hat mir selbst einmal gesagt: ‚Mit meinem Vater allein geht es ja immer ganz gut.‘“

Herbert Bismarck kehrte zurück. Unauffällig nahm er Eulenburg beiseite und begann in heller Begeisterung von dem Prinzen, seiner überragenden Persönlichkeit, seiner ungewöhnlichen Bedeutung zu schwärmen. Er konnte sich nicht genug tun.

War das darauf berechnet, weitergetragen zu werden? Eulenburg vermochte sich dieses Verdachts nicht zu erwehren. Er drängte zu den anderen zurück. Sie setzten sich an einen Rauchtisch.

Nur Kiderlen stand bei Marschall in einer Ecke des Nebenzimmers. Der Gesandte hatte ihn um Auskunft gebeten, ob sehr unvorteilhafte Gerüchte, die über einen württembergischen Diplomaten im Umlauf waren, irgendwelchen Hintergrund besaßen.

„Ha — wo sollt' denn i des her wisse?“ fragte Kiderlen mit breitem Behagen zurück.

„Sie kommen doch viel zusammen, stehen von Jugend auf in Beziehungen miteinander.“

„Aber — i bin do koin Dedektivinschtitut. Da müsset Se schon an Haus weiter geh', Ex'lenz. D'r Holstoin, des isch Ihr Mann.“

„Holstein? Wieso gerade der?“

„Jo, wisset Se des wirklich nit? Der tut doch Buch fiere über uns alle. A jeder hat do soin Akt. Und do steht drin, wo als 'r herkommet, wer als 'r isch, was als 'r kaan, ob 'r

trinke' tut oder spiele', ob 'r Schulde hat. Koin Auskunfts-biro isch besser unterricht'. D'r Holstein tut ins geheimscht Privatlebe' nei'leichte'. Dem isch nix intim g'nug. G'rad 's erotisch Gebiet — des isch soin Schpezialität. Besser als ma selv' weiß der, mit wem als ma a Verhältnis hat oder g'habt hat, wie d'Ehemänner 's mit der Trei halte', was einer fir b'sondere Liebhaberie' hat, ob 'r z'letscht gar auch fir Bube' ...“

„Jetzt hören Sie aber auf, lieber Kiderlen. Ihre Märchen fangen an, geschmacklos zu werden.“

„Ha — g'schmacklos oder nit. D'Wirklichkeit nimmt auf G'setze des G'schmacks oft koin Rücksicht. Merket Se sich's liebr und tun Se sich danach richte'.“

„Es ist mir ja schon manchmal aufgefallen, daß man Holstein so seltsam begegnet, ängstlich und scheu ...“

„No ja, also ...“

„Ich dachte, die alte Arnimsache sei schuld daran.“

„Ach — wö. Offiziell boykottiert m'r en. Oder tut so. Wer im Amt isch, werd' sich hüte'. Unter vier Auge' machet se em all de' Hof. E g'fährlicher Patron, e ganz g'fährlicher.“

„Und woher kommt ...?“

„D'Bismarcks — die gehn fir en durchs Feuer. D'r Jung' schon gar. Auch wann er so tut, als hätt' der Holstein nur Narre'freiheit be em. Und d'r S. D. erscht ...“

„S. D.?“ Marschall schaute den Legationsrat verständnislos an.

„Ha — so heißt doch d'r Alt' bei uns im Amt ... S. D. — gleich: Seine Durchlaucht“, er dehnte den Titel pathetisch. „Ja, grad der, der isch ganz vernarrt in en. Und zwar nit nur, weil er em Kalaur verzapft — des hat d'r Alt gar so gern — oder mit 'em harmloseschte G'sicht boshafte un' schlipfrige G'schichtle auftischt. Noin — Wann soin Holstein nit wär', der ‚getreue Fritz‘ des Hauses Bismarck, da tät' d'r Karre' jo gar nit laufe'.“

„Und Holstein selbst?“ forschte der Gesandte.

„Ha — wer werd aus dem klug? Ich hab immer so e' G'fühl, als wär' der nimmer so unbedingt bismarckisch. Ich kann mich täusche'. Aber schließlich wär's ja au koin Wun-

der, wenn er abspringe' tät'. Seit se de' Hatzfeld nach London g'schickt habe', un 's Auswärtige der Herbert verwalte' tut, da isch dem Holstoin sei' Macht nimmer gar so arg. Der Herbert laßt si' nit leicht dreinrede'. Un' so was wirkt si' aus. Ich mach' mir da so mei' eigene Gedanke... Übrigens, wann m'r en nennet — da isch d' Blindschleich.“

Nebenan wurde mit Lärm und Zuruf ein Ankömmling begrüßt: eine mittelgroße Gestalt im Gehrock. Marschall sah schärfer zu. Der Vollbart, das scharfe, ein wenig mephistophilische Profil, die Eulenaugen hinter dicken, grauen Gläsern — unverkennbar, es war Holstein.

Und als könnte es gar nicht anders sein, schritten sie beide, Marschall wie Kiderlen, einträchtiglich nebeneinander in das Rauchzimmer, den gewichtigen Mann mit größter Auszeichnung zu begrüßen.

Am Sterbebett des alten Kaisers

8. — 9. März 1888

Die schweren Schicksalsschläge, die auf das Haupt des Kaisers herniedersausten, untergruben die Widerstandskraft des Greises vollends. Nun hatte ein plötzlicher Tod ihm auch noch den Lieblingsenkel Ludwig von Baden hinweggerafft...

Schwindelanfälle, krampfartige Zustände mehrten sich und warfen ihn aufs Lager. Die Schwäche nahm sichtlich zu. Die Ärzte befürchteten, daß jeden Augenblick das nur mehr flackernde Flämmchen auslöschen konnte. Angesichts dieser bedrohlichen Lage erbat der Fürstkanzler eine Audienz.

Um die Mittagsstunde des 8. März fand er seinen Herrn, wenn auch kraftlos, so doch bei vollem Bewußtsein. Seine Bitte, nunmehr jenen Novembererlaß veröffentlichen zu dürfen, der dem Prinzen Wilhelm die kaiserliche Stellvertretung anvertraute, wurde mit einem Kopfnicken genehmigt. Dann hob der Kranke die Hand.

„Ich rechne darauf“, brachte er nicht ohne Mühe heraus, „daß Sie auf Ihrem Posten bleiben. Der Kronprinz — mein Gott — wie lange wird er mich überleben. Mit ihm darf es zu keinem Zerwürfnis kommen. Hören Sie wohl, Bismarck!“

Der Fürst neigte sein Haupt: „Was nur in meiner Kraft liegt . . .“

„Gut —, und meinen Enkel — er wird ja nur allzubald auf den Thron berufen — Sie dürfen ihn nicht verlassen. Er braucht Ihren Rat. Ohne Sie als Kanzler . . .“ Das Sprechen verursachte immer unüberwindlichere Pein.

„Majestät können beruhigt sein. Mit demselben heiligen Eifer, mit dem ich Eurer Majestät gedient habe, werde ich auch dem Nachfolger dienen.“

Die abgezehrte Greisenhand hob sich gegen den Kanzler hin, der sie ergriff und einen leichten Druck des Dankes verspürte. Dann fiel sie kraftlos auf die Decke.

Der Kopf des Kranken war in die Kissen gesunken. Die Augen hatten sich geschlossen. Aber die Lippen bewegten sich. „Mit dem russischen Kaiser“, verstand Bismarck nunmehr, „mit dem mußt du gut Freund bleiben, getreu der Tradition, Willy; meine Eltern und Alexander I. damals in Potsdam am Sarg Friedrichs des Großen . . . Vergiß das nie. Die gute Mutter . . . Nein, zwischen uns und Rußland, da darf es niemals etwas geben . . .“ Plötzlich öffneten sich die schweren Lider, und der kaiserliche Greis blinzelte, als erwachte er, ein wenig geblendet darunter hervor. „Ich sehe Sie noch, Bismarck.“ Und wieder hob er die Rechte von der Decke wie zu dem gewohnten gütigen Gruß. Von neuem schlossen sich die Augen. Der Kopf fiel ein wenig nach vorn.

Der Kanzler nahm Abschied von dem nun anscheinend wieder schlummernden Greis.

Anderntags wurde er noch einmal gerufen.

Als er das kleine Schlafzimmer betrat, fand er es angefüllt mit Personen. Rechts von dem schlichten Feldbett stand der Rollstuhl der Kaiserin Augusta, die in ihren Händen die Linke des Sterbenden hielt. Auf dem Bettrand selbst neben ihr saß die Großherzogin von Baden. Bewunde-

rung heischte ihre Haltung. Eben hatte sie den geliebten Sohn verloren. Von seiner letzten Ruhestätte weg rief sie die neue Hiobsbotschaft. Während der endlosen Fahrt dieser Nacht hatte die Angst sie unablässig gefolt, wieder zu spät zu kommen wie unlängst nach Freiburg an das Sterbelager ihres Jungen.

Tiefer Gram hatte in ihre schönen, edel-ebenmäßigen Züge seine Furchen gegraben.

Aber wie stets in ihrem Leben, gebot sie sich und allem eigenen Leid. — Ihr Denken, ihr Sorgen galt nur den anderen, dem Vater, der gebeugten Mutter.

Auf der linken Bettseite kauerte Prinz Wilhelm, mit dem Arm den Halbsitzenden unermüdlich stützend.

Bismarck trat ans Fußende des Lagers, wo der alte Leibarzt Lauer beobachtend stand. Der Anblick, der sich ihm bot, erschütterte ihn so tief, daß er, ohne ein Wort hervorzubringen, lautlos vor sich hinweinte.

Allerlei Gesichter tauchten wie hinter Schleiern auf und verschwanden. Des Feldmarschalls Moltke scharfgeschnittenes Profil, Wilmowskis, des kaiserlichen Kabinettschefs, Diplomatenmiene, Albedylls Berserkerkopf, die frauenhaft lieblichen Züge der Prinzessin Wilhelm, natürlich auch Waldersees glatte Larve — Bismarck räusperte sich ingrimmig.

Ab und an kamen ein paar Worte von den Lippen des Sterbenden; sie waren nicht zu verstehen. Hofprediger Kögel murmelte Gebete.

„Du hast einen guten Kampf gekämpft; du hast den Glauben gehalten, hast den Sieg errungen . . .“

„Das ist schön, sehr schön“, erklang es jetzt ganz deutlich aus den Kissen.

„Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast“, fuhr der Geistliche fort, „denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

„Amen“, antwortete mit beinahe fester Stimme der Kaiser.

Die Großherzogin beugte sich zu ihm hinab: „Mama ist da . . . Sie hält deine linke Hand . . .“

„Gut . . .“, und matter: „Gut.“

„Verstehst du, was ich sage, Papa?“

„Freilich“, kam es zurück.

„Möchtest du einen Schluck Wein?“

Eine vieldeutige Kopfbewegung war die Antwort.

Als ihm die Großherzogin das Champagnerglas an die Lippen gehalten und er daran genippt hatte, fragte sie: „Schmeckt es?“

„Kann ich ... nicht ... behaupten.“

Nach einer Weile erkundigte sie sich: „Hast du Schmerzen, Papa?“ Ein Laut war die Antwort, der wie ein unterdrücktes Stöhnen klang, aber doch wohl verneinte.

Wieder wurde alles still außer dem schweren Atmen dort vom Lager her, dem leisen Weinen im Raum und geflüsterten Gebeten.

Plötzlich geht Bewegung durch den zusammengesunkenen Körper. Er scheint sich etwas aufzurichten. Und die bisher kraftlos auf der Decke ruhende Rechte hebt sich und streicht, wie sonst in Augenblicken des Wohlbefindens, mehrmals leicht den Bart, der den eingefallenen Mund ein wenig verdeckt.

Eine Welle freudigen Erstaunens ebbt über die Anwesenden hin. Der Hofarzt jedoch schüttelt den Kopf.

Aber der Kaiser, als wäre er jetzt erst erwacht, schlägt die Augen auf und sieht sich um, langsam, von einem zum anderen.

„Ist ... wohl ... eine Erbauungsstunde ... hier?“ meint er mit einem Anflug von Humor.

Wie auf geheime Verabredung entfernen sich, ohne auch nur durch einen Wink aufgefordert zu sein, behutsam die nicht zur engsten Familie Gehörigen.

Nachdem man dem Kranken ein wenig Suppe eingeflößt hatte, fiel er wieder in sich zusammen. Innere Unruhe trieb ihn, fortgesetzt zu reden, bei immer mehr verdämmerndem Bewußtsein:

„Österreich ... je nun ... jetzt sind wir einmal mit ihm verbündet ... Also heißt es, Treue halten ...! Und wenn wir zum Krieg gezwungen werden, so scheuen wir ihn nicht. Aber es darf nicht so weit kommen. Der Zar wird sein Wort

nicht brechen... Und die Franzosen... Ja! — Natürlich brauchen wir vier Bataillone. Drüben sind sie bis auf die Zähne bewaffnet... Benedetti aber...“

„Papa“, suchte die Großherzogin zu beschwichtigen, „du hast uns so interessant erzählt; willst du nun nicht ein wenig ruhen?“

„Keine Zeit.“ Unwillig klang es, tadelnd, und Wort folgte auf Wort, immer schwerer verständlich und verworrener. „Bar sur Aube... Das war noch ein Tag... Unsere Batterie damals... Ja, man muß es ihnen zeigen, den Rothosen... Sonst keine Ruhe... Aber mit Österreich... Pflegt ja die russische Freundschaft! Mutter, du warst auch immer... Und wie haben sie dich gedemütigt... Immer die Franzosen... Und die Rose Napoleons... Ihm ins Gesicht damit...! Elisa, ach, Elisa... weißt du noch...?“

Mehr und mehr verlor sich alles in ein undeutliches Gemurmel. Einzelne Namen von Freunden der Jugend waren allein noch verständlich; und wieder Wortbruchstücke, die verrieten, wie den Sterbenden die Sorge vor neuer Herausforderung durch Frankreich erfüllte, die Sorge um die russische Freundschaft.

Endlich wurde er stiller. Der Großherzog von Baden, der ab und zu gegangen war, drang nunmehr in seine Gattin, sich ein paar Stunden Ruhe zu gönnen. Die jüngeren Familienmitglieder hatten sich schon früher zurückgezogen, als die Ärzte erklärten, ein Ende sei nicht abzusehen, der Zustand könne noch weit in den nächsten Tag hinein fort-dauern.

Erst gegen Mitternacht ließ sich die Kaiserin hinausrollen.

Aber lange noch ehe der Tag graute, wurde alles wieder ans Sterbebett gerufen.

Schneeregen klatschte gegen die Scheiben. Bisweilen hob jemand den Schirm einer Lampe, so daß Licht auf das Gesicht des Kaisers fiel. Der Kopf ruhte auf der Brust, nach links geneigt, unendlich friedlich!

Noch währte es lange, bange Stunden, bis der Atem immer lautloser wurde, unhörbarer und das Herz endlich stille stand.

Die Ärzte meldeten das Ende. Kögel betete laut.

Man kniete rings um das Lager des Entschlafenen. Dem Prinzen Wilhelm liefen unaufhaltsam Tränen über die Wangen.

Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, um seine Liebe und Verehrung für den heimgegangenen Großvater zu bezeugen, als die Bestellung eines feierlichen Begräbnisses, das der Bedeutung und Größe des Toten gerecht wurde und zugleich auch seinen Dank abstattete für alle Güte, alle Liebe, die ihm zu ersetzen trachtete, was er im eigenen Elternhaus hatte entbehren müssen.

Mit Leidenschaft und Hingabe machte er sich an das Werk.

Als er abends todmüde und abgehetzt ins Schloß zurückkehrte, wurde ihm ein Telegramm aus San Remo eingehändigt:

„In tiefer Betrübniß über den Tod meines Vaters, bei dem es nicht Mir, aber Dir vergönnt war, zugegen zu sein, spreche ich bei Meiner Thronbesteigung die feste Zuversicht aus, daß Du in Treue und Gehorsam Allen ein Beispiel sein wirst. Davon, daß ich die gestern im Staatsanzeiger veröffentlichte Kabinettsorder des hochseligen Kaisers vom 17. November 1887 aufrechterhalte oder vielmehr erneuere und Dich nunmehr ermächtige, an Meiner Statt zu regieren, kann keine Rede sein. Ich werde selbst die Zügel in die Hand nehmen. Nötigenfalls wird mich das Staatsministerium vertreten.

Friedrich III.“

Soldatentum

Ein General auf Abwegen

Aprilende 1888

An der Spitze der 2. Garde-Infanterie-Brigade, deren Führung ihm an seinem letzten Geburtstag noch vom Großvater anvertraut worden war, zog der nunmehrige Kronprinz

Wilhelm unter klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor ein, umjauchzt von der Menschenmenge, die ihn vom Exerzierplatz an in immer wachsenden Scharen begleitet hatte und nun Unter den Linden durch den Zustrom von allen Seitenstraßen zu einem unübersehbaren Meer answoll.

Am Reitweg angekommen, setzte er sich mit seinem Stab in kurzen Galopp und hielt gleich darauf an geeigneter Stelle, um — ehe er selbst ins Schloß zurückkehrte — den Vorbeimarsch der Brigade abzunehmen.

Die jubelnden Klänge des Hohenfriedberger Marsches spornten Offiziere wie Mannschaften zu höchstem Einsatz an. Ihr künftiger Oberster Kriegsherr sollte mit ihnen zufrieden sein. Leuchtende Augen blitzten zu ihm herüber, Sonne spiegelten sie, Kraft und Zuversicht.

Der Frühlingstag weckte allenthalben Freude. Nur die Züge des Kronprinzen blieben düster. Während er sonst mit seinem Blick nahezu jeden Mann zu erhaschen trachtete, schaute er heute zerstreut über die in Paradeschritt vorbeiziehenden Bataillone hin. Ein gehässiger Zeitungsartikel wollte ihm nicht aus dem Kopf. Diese boshaften, hämischen Schreibergesellen wurden es nicht müde, seine Leidenschaft für alles Soldatische herunterzureißen und übel zu glossieren. Mochten sie ihn als jungen Kriegsgott verspotten, mochte selbst die Kaiserin sich in giftigen Bemerkungen über seinen Hang zu großtuerischer Soldatenspiellerei nicht genügen können — er ließ sich dadurch nicht irremachen.

Das Heer war und blieb die beste Schule für das Volk. Mit seiner Wehrhaftigkeit stand und fiel Deutschland. Wohl seine heiligste Pflicht als künftiger Kaiser bestand darin, nach Kräften an dieser großen Aufgabe der Volkserziehung und des Schutzes von Reich und Thron mitzuwirken.

Nein, er unternahm nichts gegen die elenden Federgesellen. Und auch seine Offiziere mußten sich unter allen Umständen zurückhalten. Denn sonst erwies man dieser Schandpresse nur einen Gefallen, ihr und ihren Hinterleuten.

Übersah man sie hingegen vollkommen und tat ihre Anpöbeleien mit verächtlichem Schweigen ab, so traf man sie wohl am empfindlichsten. Und sie ließen allgemach von

ihren Manövern, wenn sie erst sahen, daß sie damit nicht das geringste erreichten.

Ein beinahe unmittelbar vor ihm in die Höhe steigendes Pferd, wohl allzuscharf angefaßt von dem Kommandeur des 2. Regiments, der sich salutierend abmeldete, weckte ihn aus seinem Brüten. Nach flüchtigem Gruß setzte sich der Kronprinz erneut in Galopp und winkte den diensttuenden Flügeladjutanten an seine Seite.

„Wieder einmal ein Meisterstück des Kanzlers! Nicht wahr, Bissing?“ Und auf dessen erstaunt fragenden Blick setzte er hinzu: „Na, glauben Sie, es war ein Kinderspiel für ihn, meine englische Großmutter zu gewinnen? Sie kam hierher, den ‚tiefsten Groll im Herzen‘“, lachte er pathetisch auf. „Die Kaiserin hat gewiß nicht versöhnend gewirkt. Die Queen aber verließ uns geradezu begeistert vom Kanzler, sehr zum Mißvergnügen der eigenen Tochter.“

Die Pferde verfielen in Trab. Das Klappern ihrer Hufe auf der Schloßbrücke entthob Bissing einer Antwort. Man ritt in den Schloßhof ein.

„Exzellenz Graf Waldersee hat sich zur Audienz gemeldet.“

„Soll diesmal nicht auf mich warten“, murmelte der Kronprinz vor sich hin, während er zu seinen Gemächern emporstieg. Waldersee war doch der Treuesten einer. Solche Vassallen mußte ein König sich erhalten.

Wie er ging und stand, empfing er den Generalquartiermeister.

„Nun, die Anfeindungen gegen Sie in der Presse“, er streckte ihm die Hand entgegen, „haben wohl aufgehört.“

Waldersee verbeugte sich noch tiefer.

„Und der Fürst-Kanzler wird vorläufig auch von dem Gedanken ablassen, Sie aus Berlin zu entfernen.“

„Ich bin Euer Kaiserlichen Hoheit zu tiefstem Dank verpflichtet. Wenn nur auch die Übergriffe des großen Mannes auf das militärische Gebiet endlich unterblieben...“

„Seien Sie außer Sorge, Waldersee. Ich habe in meiner Unterhaltung mit dem Staatssekretär kein Blatt vor den Mund genommen. Und ich darf wohl annehmen, daß der

gute Herbert einigen Wert darauf legt, unsere Freundschaft zu konservieren.“

„Wie man mir sagt, soll die Feindschaft der Familie Bismarck gegen mich allein durch die huldvolle Gesinnung hervorgerufen worden sein, die Eure Kaiserliche Hoheit mir gnädigst erweisen. Wenn man nun dort argwöhnt, daß ich mich erkühnt habe, den Kompetenzüberschreitungen einen Riegel vorzuschieben und gar offen anzudeuten, wen ich als Urheber der Anfeindungen gegen mich betrachte, so werden sie alle Minen springen lassen.“

„Das werden sie sich reiflich überlegen, lieber Graf. Übrigens habe ich ja meiner Zurechtweisung Herberts eine Geburtstagsrede auf den Kanzler folgen lassen, beim Festessen — in seinem eigenen Hause. Die Genugtuung, die sie ausgelöst hat, war unverkennbar. Allerdings erhielt ich dafür von anderer Seite eines auf den Kopf. Mein kaiserlicher Vater — oder wohl Ihre Majestät — waren reichlich ungehalten. Ich durfte einen scharfen Verweis einstecken. Wie konnte ich Bismarck als ‚großen Kanzler‘ feiern, den Kaiser ‚schwer verwundet‘ nennen oder gar erklären, wer gut gesinnt sei, schare sich um ihn und folge ihm mit Begeisterung.“ Er machte eine Pause, in Gedanken offensichtlich seine Ansprache und ihren starken Eindruck nachgenießend. „Doch“, raffte er sich plötzlich auf, „diese Dinge wollten Sie gewiß nicht mit mir erörtern. Aus welchem Grunde also ersuchten Sie die heutige Audienz nach?“

„Um erneut meinen Eifer zu beweisen im Dienst meines Herrn, in der Verteidigung seines Namens und seiner Ehre. Ich und mit mir eine ganze Anzahl Eurer Kaiserlichen Hoheit bis zum Tode ergebener Offiziere, wir können die Treibereien der Presse nicht länger mehr ansehen. Was uns und großen Teilen der Bevölkerung als höchstes Glück erscheint: die Begeisterung Eurer Kaiserlichen Hoheit für unser preußisches Heer, worin wir die größte Zukunftsverheißung erblicken, das darf nicht länger geschmäht werden.“

„Lassen Sie doch diese Kumpane getrost ihre Gäule zu Tode hetzen.“

„Kaiserliche Hoheit verzeihen — wenn man alles andere

auch mit Verachtung abtun darf —, aus Charlottenburg weht ein Wind, der weite Volkskreise in Aufregung versetzt. Und dieser Wind mag nicht zuletzt auch die Segel der Linkspresse steifen. Die Angriffe gegen Eure Kaiserliche Hoheit wären sonst wohl kaum denkbar. Ich kann nicht verschweigen, wieviel Empörung es hervorgerufen hat, daß man Juden den Schwarzen-Adler-Orden umhängt. Taugt uns Preußen solch liberale Ära?“

„Juden?“

„Sollte Minister Friedberg etwa kein Jude sein? Oder doch aus jüdischem Blut? Und muß überall, nach rechts wie nach links, Unheil gesät werden? In Preußen selbst wie den Bundesfürsten gegenüber?“

„Wieso den Bundesfürsten gegenüber?“

„Nun — unsere Beziehungen zu Bayern sind gründlicher denn je verfahren, seit der Kaiser auf der Durchreise von San Remo sich in so verletzend kategorischer Weise jeden Empfang durch den Prinzregenten Luitpold verboten hat. Und so wird man nicht ruhen, bis schließlich alles in Scherben liegt...“

Der Kronprinz schlug sich mit der Reitgerte, die er noch in der Hand hielt, ungeduldig gegen den Stiefelschaft.

„Verstehen mich Eure Kaiserliche Hoheit nicht falsch. Ich wage nicht, mich auch nur mit dem leisesten Vorwurf gegen Seine Majestät zu vergehen. Aber den Allerhöchsten Herrn verhindert ja seine schwere Erkrankung an der Ausübung seiner kaiserlichen Befugnisse. Das Frauenregiment indes darf nicht überhandnehmen. Und daß dies verhütet werde, dafür sind Eure Kaiserliche Hoheit allen gut gesinnten Preußen und Deutschen Bürge. Zuvörderst aber wird man eben darum selbst Befehle aus Charlottenburg keineswegs ernst zu nehmen brauchen. Mögen sie getrost ad acta gelegt werden! Es gilt Schaden zu verhüten. Lange dauert dies Interregnum ohnehin ja nicht. Bald genug besteigen Eure Kaiserliche Hoheit den Thron. Und daher dürfen Sie sich nicht vorher Fesseln anlegen und in eine Richtung drängen lassen, die besserer Einsicht widerspricht.“

Kronprinz Wilhelm hatte mit steigender Erregung den

Generalquartiermeister angehört. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, und die glänzenden Augen starrten entzündet auf den in unterwürfiger Haltung verharrenden General.

„Es sind kaum ein paar Wochen her“, entrang sich jetzt mühsam Wort für Wort seiner trockenen Kehle, „da habe ich an der Spitze meiner Brigade mit meinen Offizieren und Mannschaften meinem Vater den Fahneneid geleistet, und...“, seine Stimme erhob sich zu beinahe drohendem Ton, „ich werde nicht meineidig! Komme, was da wolle! Jeder Befehl Seiner Majestät des Kaisers aus Charlottenburg wird von mir ohne Besinnen ausgeführt. Auch wenn er etwa lautete: ‚General Graf Waldersee ist wegen versuchter Verleitung des Kommandeurs der 2. Garde-Infanterie-Brigade zum Ungehorsam gegen des Kaisers Majestät und Bruch seines Fahneneides vor den Sandhaufen zu stellen und zu erschießen.‘ Ja, dann erst recht und mit besonderer Genugtuung.“

Und ohne den Generalquartiermeister eines weiteren Blickes zu würdigen, wandte er sich ab und verließ den Audienzraum.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, schwand die königliche Haltung des Richters. Wie gebrochen ließ er sich in einen Sessel fallen.

„Mein Gott, mein Gott!“ stammelte er vor sich hin. „Wo ist Treue, wo Glaube?“ Wenn ein Mann wie Waldersee, der ihm bisher als Ritter ohne Furcht und Tadel erschienen war, Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, hochverdienter Offizier, einer der Nächsten dem Thron, solch ein Ansinnen an ihn zu richten sich erkühnte, auf wen konnte man sich dann noch verlassen, wem vertrauen? Befehle der Majestät in den Wind schlagen? Brechen, was man vor Gott auf ruhmgekrönte Fahnen geschworen hat? Undenkbar, undenkbar! — Und er vergrub den heißen, schmerzenden Kopf in beide Hände.

Alpdruckhafte Hochzeit

24. Mai 1888

Der Prinz von Wales war zur Teilnahme an der Hochzeit seines Neffen Heinrich mit Irene von Hessen in Charlottenburg eingetroffen.

Als ob der Teufel die Hand im Spiel hätte — fluchte er im stillen —, bot sich die längste Zeit keine Gelegenheit, mit der Schwester allein zu sein. Vielleicht konnte er sie unmittelbar vor der Trauung endlich ungestört sprechen.

Früher als unbedingt nötig ließ er sich daher in die ihm so lästige Attila seines preußischen Husarenregiments einzwängen und für die Feier fertigmachen.

Alles saß ihm zu knapp: der enge Kragen, das Geschnür des Rockes, die Röhren der Beinkleider und hohen Lackstiefel. Das feiste Gesicht, das der kurze Schnitt des Vollbartes noch rundlicher erscheinen ließ, färbte sich rot.

Er machte sich auf den Weg zu den kaiserlichen Gemächern und ließ sich melden.

Die Kaiserin war gern bereit, ihn noch zu empfangen.

Unter der Tür zu ihrem Salon blieb er beim Anblick der Schwester überrascht stehen. Die schweren Lider seiner Eulenaugen hoben sich. In ungeheuchelter Bewunderung streckte er ihr beide Hände entgegen.

„Wahrhaftig, Vicky, du siehst glänzend aus. Jeder Zoll eine Kaiserin.“

In einer reichen, weißen Atlasspitzenrobe, mit Silberstickereien übersät, vom Band des Schwarzen-Adler-Ordens umschlungen, rauschte die königliche Frau ihm geschmeichelt entgegen.

„Eine Wohltat, daß man endlich einmal, wenigstens für diesen Tag, den schwarzen Plunder ablegen konnte. Man atmet nachgerade auf.“

Nachdem Prinz Eduard ihr die Hand geküßt hatte, ging er, sie mit Kennermiene musternd, um sie herum.

„Ohne Schmeichelei, Vicky, du weißt, wie empfänglich ich für so etwas bin. Majestät vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Und eine Majestät“, nahm sie ein wenig spitz auf, „die sich nicht an ihrer äußeren Erscheinung genügen lassen wird.“

„Immer noch kampflustig?“ neckte der Bruder. „Hast aber doch zunächst einmal vor dem eisernen Kanzler die Segel streichen müssen.“

„Das Werk unserer Mutter! Sie war ja plötzlich mit Bismarck ein Herz und eine Seele. Selbst Battenberg hat sie fallenlassen. Was bleibt mir anderes übrig, als wenigstens vorläufig einmal auf diesen Heiratsplan zu verzichten und Bismarck gegenüber einzulenken?“

„Na, der alte, bärbeißige Tyrann hat sich ja auch erkenntlich gezeigt.“

„Wie meinst du?“

„Nun, ist es etwa nicht ein recht bemerkenswertes Entgegenkommen, daß er das Privatvermögen deines Schwiegervaters euch freigegeben hat? Mit demselben, wenn nicht mit mehr Recht hätte er es zum Kronfideikommiß schlagen können.“

„Bismarck läßt es auch an äußeren Zeichen der Ergebenheit nicht fehlen. Allerdings traue ich dem Frieden nicht. Es handelt sich wohl nur um eine Änderung seiner Taktik. In der Sache ist alles beim alten geblieben. Er will die Zügel unter keiner Bedingung aus der Hand geben. Und ich — ich will und werde nicht die Puppe des eigenen Kanzlers sein. — Du brauchst gar nicht so belustigt dreinschauen, Bertie. Wenn jetzt einer hier in Deutschland regiert, dann bin ich es, niemand anderer.“

„Rege dich doch nicht so nutzlos auf, Vicky.“ Prinz Eduard war plötzlich ernst geworden. „Jeden Augenblick kann man uns rufen. Ich mache dir die Herrschaft gewiß nicht streitig.“

Aber die leidenschaftliche Frau vermochte nicht zurückzudämmen, was Tag und Nacht in ihr brodelte und kochte.

„Herrscherwille steht gegen Herrscherwille. Fünfundzwanzig Jahre lang hat Bismarck unumschränkt Gewalt ausgeübt. Niemand wagte an seiner Diktatur zu tasten. Und mit seiner Zustimmung soll dies nie anders werden; nicht solange er atmet, aber auch nach seinem Tode nicht. Dem Sohn will er die Rolle sichern, die er selbst sein Leben lang gespielt hat. Um

dies zu erreichen, scheut er vor keinem Mittel zurück, nicht einmal davor, einen Pressekrieg gegen den eigenen Souverän zu entfesseln — ohne jegliche Rücksicht darauf, wie schwer er dem monarchischen Gedanken auch schadet. Der einzige Mensch, den er als Gegner fürchtet, der einzige, der etwa seine Pläne durchkreuzen könnte, das bin ich. Und darum setzt er alles daran, mich zu ducken, zu demütigen, mich klein zu kriegen.“

„Du siehst zu schwarz.“

„Zu schwarz?“ Die Kaiserin lachte gellend auf. „Auch dann noch zu schwarz, wenn unbestreitbar feststeht, daß dieser Mann allein den Plan meiner Regentschaft zu Fall gebracht hat, daß er meinen eigenen Sohn unablässig gegen mich aufhetzt? Ja, auch dies! Um jeden Preis soll der Thronfolger meinem Einfluß entzogen und englandfeindlich gestimmt werden. Durch ihn will Bismarck die unumschränkte Macht wieder an sich reißen. — Oh, ich weiß, weshalb ich mit allen Mitteln gegen die Stellvertretung gekämpft habe. Aber Fritz ist schwach. Er ließ sich doch breitschlagen. Nun muß eben Sorge dafür getragen werden, daß Bismarck die Willy erteilte Vollmacht nicht mißbrauchen kann, daß sie möglichst gegenstandslos gemacht wird.“

„Wie sollte Bismarck . . .?“

„Willy ist vollkommen Wachs in den Händen des Alten.“

„Ja, dann versuche doch, ihn dem Kanzler gegenüber selbständiger zu machen!“

„Wenn man das könnte! Selbst Waldersee hat dies neulich als unerlässlich erklärt. Allerdings gewiß nicht mit Rücksicht auf mich. Er ist ja auch um kein Haar besser, sieht unsere Tage gezählt und scharmutziert um den künftigen Kaiser.“

„Man muß eben im Leben den menschlichen Schwächen der anderen Rechnung tragen, will man sie seinen Zwecken dienstbar machen.“ Der schläfrige, aber doch so verschlagene Blick Eduards ruhte belustigt auf seiner Schwester. „Wie wäre es, du versuchtest diese Taktik einmal Willy gegenüber?“

Die Kaiserin fuhr auf.

„Das ist es ja gerade“, lächelte ihr Bruder. „Du willst mit

dem Kopf durch die Wand — genau so wie dein Sohn. Du gebietest, du forderst, du willst alles ertrotzen — sofort stellt sich der andere auf die Hinterbeine; nicht ohne deine Schuld! Und es wäre so einfach . . .“

„Einfach?“ höhnte die Kaiserin. „Was wäre einfach?“

„Nun — die andere Behandlungsweise; dem guten Jungen einmal mit mütterlicher Liebe zu begegnen, ihn da und dort um Rat zu fragen, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, ihn ins Vertrauen zu ziehen. — Ich meinte, auf diesem kleinen Umweg sicherst du dir eine ganz andere Position, einen ganz anderen Einfluß . . .“

Die Kaiserin lachte gellend auf: „Sollte ich am Ende gar noch um die Gnade meines Herrn Sohnes betteln? Nein, so weit sind wir noch nicht.“

„Manchmal müssen wir im Leben Dinge tun, die uns im Grunde zuwiderlaufen.“ Eduards weiche Züge strafften sich. Seine Augen waren halb geschlossen. Hinter der gefalteten Stirn arbeitete es sichtlich. „Was auf den ersten Blick oft nur als hochherzig erscheint, als Beweis edelmütiger Gesinnung — es entpuppt sich nicht selten als ebenso klug, wie es letzten Endes vor allem den eigenen Interessen dient.“ Er wägte jedes Wort und hielt den Blick unter den gesenkten Lidern lauernd auf die Schwester gerichtet. „Für dich wäre Willy gegenüber ganz dieselbe Haltung am Platze wie für das Reich im Verhältnis zu euern gefährlichsten Feinden.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Nun — du wirst doch nicht leugnen, Vicky, daß ihr vor Frankreich keine Ruhe mehr bekommt, ehe nicht die elsäß-lothringische Frage geregelt ist.“

„Ist sie etwa nicht . . .?“

„Sei es dadurch“, beharrte der Prinz, ohne des Einwurfes zu achten, „daß sie drüben ihre Revanche nehmen oder daß ihr ihnen freiwillig entgegenkommt und den Zankapfel aus der Welt schafft.“

Die Kaiserin schaute befremdet, aber doch erwartungsvoll auf den Bruder. Dieser ließ sich nicht beirren:

„Es wäre eine weltgeschichtliche Tat großzügigster Art, gäbe der neue Deutsche Kaiser — oder eben jene Persönlich-

keit, die das Reich in Wahrheit lenkt — den Franzosen Elsaß-Lothringen zurück und den Welfen, was ihnen von Rechts wegen gehört.“

Der Kaiserin versagte vor Staunen die Rede.

„Mit einem Schlage“, fuhr der Prinz eindringlicher fort, „würde diese Geste Europa vom Alp drohender kriegerischer Verwicklungen befreien. Unsterblich wären jene, die solche Handlung über sich gewannen; Sinnbilder wahrhaft königlichen Menschentums.“

Es pochte leise an die Tür, und der Hofmarschall trat ein, zu melden, daß die Hochzeitgesellschaft versammelt sei.

„Nun — wir reden ein andermal noch eingehender darüber“, meinte Eduard verbindlich und reichte unter leichter Verbeugung der Schwester den Arm.

In der Schloßkapelle nahm die Kaiserin auf einem der beiden zu seiten des Altars stehenden großen Lehnssessel Platz.

Die Orgel begann zu spielen. Gesang hob an. Da tat sich von der Orangerie her eine kleine Tür auf, und Kaiser Friedrich trat ein, in großer Generalsuniform; hinter ihm sein Generaladjutant und zwei Lakaien. Ordensbänder und Ketten vermochten nicht zu verbergen, wie tief und weit der Kragen über dem Verband am Hals ausgeschnitten war.

Mit drei schweren Schritten ging der Monarch, krampfhaft aufrecht, auf den leeren Platz neben der Kaiserin zu. Die Kammerdiener unterstützten ihn beim Niedersetzen.

Des Kaisers Gesicht war von der Anstrengung gerötet. Seine Brust hob und senkte sich stark, als ob er um Atem rang. Die Kaiserin wie Generaladjutant und Lakaien wandten die Blicke nicht von ihm, bereit, jeden Augenblick beizuspringen.

Beim Ringwechsel wie bei der Erteilung des Segens erhob sich der Kaiser, auf seinen Säbel gestützt, und stand martialisch stramm, unter Aufbietung aller Kräfte, der alte Recke.

Kaum hatte der Geistliche die letzten Worte gesprochen, so entfernte sich Friedrich III. nach stummem, flüchtigem Gruß an die Versammelten mit harten, großen Schritten.

Bedrückt, wie unter schwerem Alp, blieb die Hochzeits-

gesellschaft zurück. Das Brautpaar nahm die Glückwünsche entgegen. Aber alles vollzog sich schemenhaft, unter Ge-flüster, wie bei einer Leichenfeier.

Nach einer Weile begab man sich in die ebenerdigen Säle, die nach dem Schloßgarten zu lagen.

General Waldersee hatte sich an den Großherzog von Baden herangemacht. „Bismarck geht anscheinend darauf aus“, raunte er dem Fürsten zu, „jeden eigenen Willen des Kronprinzen im Keim zu ersticken. Unser künftiger Kaiser soll gar nicht auf den Gedanken verfallen, daß er etwa selbst regieren könnte...“

„Woraus schließen Sie das, Exzellenz?“ Es klang ungehalten und beinahe Rechenschaft fordernd.

„Der Kanzler hat dem Kronprinzen Randglossen auf einem Bericht unseres Wiener Botschafters verwiesen; allerdings wohl nicht zuletzt deshalb, weil er die Bemerkungen krieg-erisch deutete.“

„Nun, und...?“

„Die Absicht Bismarcks tritt noch viel unverhüllter zu-tage...“

Waldersee stockte. Auch der Großherzog, der gedanken-voll neben ihm hergeschritten war, prallte zurück.

Auf einem Rollstuhl wurde eine in sich verkrümmte Ge-stalt, in Decken gehüllt, vorbeigefahren, einen Havelock achtlos zugeknöpft, den weichen Hut schief auf dem Kopf, der vollkommen auf die Brust herabgesunken war, gelb-wächsern das totenähnliche Antlitz: der Kaiser. Wie eine gespenstige Erscheinung war der Spuk wieder verschwunden, an dem Achtlosigkeit der Bedienten die Schuld trug. Aber die lähmende Stimmung, die ohnehin wie erstickend auf der Gesellschaft lag, hatte er noch verstärkt.

Der Großherzog von Baden wandte sich, als habe er Waldersees Worte nicht vernommen, der Kaiserin zu.

Aber während man sich zu Tisch begab, fand der alte Kabinettschef Wilmowsky Gelegenheit, ihm zuzuflüstern, Herbert Bismarck sei ein Unglück für das Reich, ebenso Waldersee. Beide arbeiteten sie auf den Krieg hin, und der Kronprinz verfiel ihrem Einfluß immer mehr.

Als nach dem Essen, das mehr als an ein Hochzeits- an ein Totenmahl gemahnte, die Herren sich im Rauchzimmer zusammenfanden, verstand Waldersee es so einzurichten, daß er den Kronprinzen für einen Augenblick von den anderen trennte.

„Nun gibt also der Eiserne Kanzler nach und läßt den Paßzwang einführen drüben im Elsaß. Gratuliere Eurer Kaiserlichen Hoheit zum Erfolg. — Ob es aus reiner Überzeugung geschieht?“

„Aus was für Gründen sonst?“

„Um Eurer Kaiserlichen Hoheit zu zeigen, daß auch er gegen Frankreich scharf vorgehen kann; um uns, der verschrienen Militärpartei, den Rang abzulaufen. Wenn mich nicht alles täuscht, so gibt er auch bereits zu verstehen, daß er schlimmstenfalls einem Krieg nicht mehr unbedingt abgeneigt sei.“

„Woher wissen Sie . . .?“

„Es sollte mich wundern, wenn Bismarck nicht noch weiterginge, um mich aus dem Feld zu schlagen. Es wäre allzu bequem für ihn, würde ich nun doch auf irgendein möglichst entferntes Armeekorps abgeschoben. Seiner Allmacht ist ja nichts unmöglich.“

„Mit seiner Allmacht hat es gute Weile. Schließlich sind wir ja auch noch da.“ Im Kronprinzen kämpfte sichtlich Abwehr gegen Waldersee und dessen Einflüsterungen mit gekränkter Eigenliebe.

Abschiedsparade

29. Mai 1888

Im Charlottenburger Schloß herrschte große Aufregung. Kronprinz Wilhelm hatte handschriftlich die Meldung gemacht, daß er mit seiner Brigade in der Tegeler Heide eine Felddienstübung abhalte, und angefragt, ob es seinem kaiserlichen Vater genehm wäre, wenn er im Anschluß daran die Truppen an dessen Fenster vorüberführte.

Friedrich III. hatte diese Aufmerksamkeit beglückt auf-

genommen. Mancherlei Qual erwuchs jedoch aus der ihm zgedachten Freude.

Als ihm endlich Uniform und Mantel angelegt waren und er selbst im Wagen saß, der gegenüber der Schloßfront auf dem Rasen der Terrasse hielt, fühlte er seine Kräfte schon wieder erschöpft. Der ungewohnte Helm preßte schmerzhaft den Schädel. Umschnürt von der engen Uniform, kämpfte er mehr als sonst noch mit Atemnot. Und er fürchtete, diese Anstrengung könnte die gleichen unerträglichen Folgen nach sich ziehen wie die Teilnahme an der Trauung jüngst oder jene Folter einer Fahrt durch den Tiergarten ins Palais Unter den Linden, zu der ihn unlängst seine Gemahlin gezwungen hatte, um auf diese Weise die Gerüchte von seinem hoffnungslosen Zustand und dem nahen Ende Lügen zu strafen.

Er hätte viel darum gegeben, noch in letzter Stunde den Vorbeimarsch absagen zu können. Aber die Kaiserin ließ es nicht zu. Und er scheute, Szenen heraufzubeschwören, wie sie auch bei geringen Meinungsverschiedenheiten sich nur zu oft über ihn entluden.

Schließlich erfüllte es ihn ja auch mit stolzer Genugtuung, zum erstenmal als Kaiser eine militärische Ehrung entgegenzunehmen.

Zusammengekauert lehnte er in dem offenen Victoriawagen. War es die Sonne, die ihm dies Unbehagen verursachte, oder der Luftzug, der bisweilen die Schloßfront entlangstrich? Um ihn her hielt sein Gefolge zu Pferde.

Jetzt trat die Kaiserin in tiefer Trauer mit ihren Damen und dem Hofstaat herzu. Am Wagen angelangt, überflog ihr Blick wie prüfend die Erscheinung des Gatten.

„Fühlst du dich behaglich?“

Er nickte zustimmend, konnte aber nicht verbergen, daß ihn ein leichter Schauer schüttelte. Die Kaiserin zog die Wagendecke höher.

Ein Zeichen ließ ihn aufmerken. „Hörst du?“

Von weit her klangen immer deutlicher vernehmbar Soldatenlieder. Die Truppen nahten. Ein wehmütiges Aufleuchten glitt über die braungelben, verfallenen Züge. Langsam raffte sich die gebeugte Gestalt hoch.

Als Hufgetrappel nahte, begab sich die Kaiserin hinter den Wagen.

An der Spitze seines Stabes galoppierte der Kronprinz herzu, brachte unmittelbar vor dem Kaiser sein Pferd zum Stehen und meldete dienstlich die anmarschierende Brigade.

Das Spiel der Pfeifer und Trommler kam immer näher. Ein warnender Paukenschlag, die Weise wechselte, und schon schmetterte die Musikkapelle des „Fridericus Rex“ unvergängliche Melodie in die Lüfte.

Mit zusammengebissenen Zähnen gegen eine Ohnmacht ankämpfend, reichte der Kaiser dem heransprengenden Kommandeur der Garde-Füsiliere die Hand und folgte mit verschleiert-sehnsüchtigen Blicken den vorbeiziehenden Truppen.

Dieser Anblick mußte ein Soldatenherz erfreuen. Und doch war es zuviel für den schwerkranken Mann. Nur unter Aufgebot der letzten Willenskraft konnte er sich aufrecht halten. Schweiß stand auf seiner Stirn. Alles verschwamm ihm vor den Augen, die nur mehr wie durch schwarze Wolken die marschierenden Kolonnen gewahrten.

Als der Kronprinz, sich abmeldend, wieder vor seinem Vater hielt, schrieb dieser mit unsicherer Hand, kaum leserlich, auf den Block, den er immer bei sich führte, die Worte: „Das sind nun meine Truppen! Zufrieden und eine große Freude empfunden.“

Während er den abgerissenen Zettel seinem Sohne reichte, quoll es in seinen Augen auf, und der Mund zuckte vor verhaltenem Schluchzen.

Der Kronprinz jagte, von zwiespältigen Gefühlen zerrissen, seinen Truppen nach.

Indes er langsam an ihnen vorbei zur Spitze der Brigade ritt, gewährte er deutlich, daß auch Offiziere und Mannschaften von dem Erlebnis dieser Stunde aufs tiefste erschüttert weiterschritten.

Verflogen war die übermütig-frohe Stimmung, die bis zum Einmarsch in den Charlottenburger Park geherrscht hatte, verklungen jedes heitere Lied und muntere Wort, verweht aus allen Gesichtern der Ausdruck von Lebenslust. Einzelne der älteren Offiziere schienen mit Tränen zu kämpfen.

Wie hatte ihr Kaiser und König bis zu diesen Augenblicken in ihrer Erinnerung gelebt? Als ein Bild männlicher Kraft und Schönheit! Und was hatte sich ihnen dort im Wagen vor dem Schloß geoffenbart? Ein vom Tode gezeichneter, bereits in der Auflösung begriffener Mann, das grausame Zerrbild seiner früheren Erscheinung, ein lebender Leichnam.

Stumm und niedergeschlagen rückten die Regimenter in ihre Kasernen ein.

Ausklang

15. Juni 1888

Mit Argusaugen wachte die Kaiserin über ihren Gemahl, besorgt, daß es ihm an nichts fehle, daß ihm sein Zustand auf alle erdenkliche Weise erleichtert werde. Wenn ihrer Herrschsucht Genüge geschah, war sie ja nur liebende Gattin, der nichts höher stand als der in seiner früheren königlichen Erscheinung angebetete, herrliche Mann.

In der Stunde, da sie sich ihren all die Monate hindurch gewaltsam und künstlich genährten Selbstbetrug von der Harmlosigkeit des Leidens und sicherer Besserung gestehen mußte, brach das Leben für sie in Trümmer.

Das drohende Verhängnis, das unheilbare Siechtum und bevorstehende Ende zu leugnen, hatte keinen Zweck mehr. Aber mit um so rücksichtsloserer Strenge mußten Einflüsse von dem Leidenden ferngehalten werden, die ihn zu Akten bestimmen konnten, wie sie ihren Absichten, Zielen und Interessen entgegenliefen; und mochten diese Abschließungsmaßnahmen auch die eigenen Söhne treffen.

Der Kronprinz hatte bereits seit April eine Aussprache mit dem Vater unter vier Augen erbeten, ja erzwingen wollen. Bisher war sie vereitelt worden — und sollte, soweit es an ihr lag, auch nicht zustande kommen. An dem Groll und der Erbitterung, die sie dafür erntete, trug sie nicht allzu schwer. Die Beziehungen zu ihrem Ältesten konnte derlei auch nicht wesentlich unerfreulicher gestalten, als sie sich

ohnehin entwickelt hatten. Sie waren und blieben nun einmal verfahren.

Noch am 13. Juni, abends, verhinderte in leidenschaftlicher Erregung die Kaiserin ihrem Sohn den Zutritt zum sterbenden Vater, der um die Monatswende auf dem Seeweg nach dem Neuen Palais, dem nunmehr von ihm „Friedrichskron“ umbenannten Schloß in Potsdam, verbracht worden war.

Erst tags darauf wurde der Kronprinz mit seinem Bruder Heinrich an das Krankenbett zugelassen. Aber der Vater erkannte die Söhne nicht mehr. Er lag bereits im Verscheiden. Noch verging eine Nacht der Qual und schwerer Seelenkämpfe; noch nahezu ein voller Vormittag, bis der mildtätige Tod das entsetzliche Leiden endete.

Eine Kette von Posten zog sich um Friedrichskron. Abteilungen der Gardehusaren besetzten die Parkeingänge.

Der Haushofmeister meldete den Ärzten, niemand dürfe ohne Geleitschein das Schloß verlassen. Es sollte begreiflicherweise verhindert werden, daß gewichtige Akten und Aufzeichnungen, Dokumente, aus denen nur Unheil sprießen konnte, fortgeschafft würden.

Die Kaiserinwitwe vernahm die im Nebenraum herrisch ausgesprochenen Befehle, hörte den Hufschlag der Pferde, und ein höhnisch-verächtlicher Zug legte sich um ihre verkniffenen Lippen.

Woran ihr gelegen war, das befand sich längst in Sicherheit. Ihre eigenen Aufzeichnungen hatte sie selbst auf ihre letzte Englandreise zum Jubiläum der Mutter mitgenommen, die Tagebücher des Kaisers noch von San Remo aus ein englischer Arzt trotz der peinlichen Überwachungsmaßnahmen auf geradezu abgefeimte Weise in den Buckinghampalast durchgeschmuggelt.

Noch ehe der tote Kaiser aus seinem Hause hinausgetragen wurde, zog sich seine Witwe mit ihren drei Töchtern, denen alle mütterliche Liebe galt, auf ihr Gut bei Bornstedt zurück.

Machtergreifung

25. Juni 1888

Der festliche Tag, an dem der junge Kaiser zum ersten Male seines neuen Amtes walten und den Reichstag eröffnen sollte, war angebrochen.

Ein Gottesdienst in der Kapelle des Berliner Stadtschlusses leitete ihn ein.

Für die Predigt hatte Wilhelm II. den Text gewählt: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“ Oberhofprediger Kögel verstand es, die Demut dieser Schriftworte mit der stolzen Erhabenheit des Kaisergedankens in Einklang zu bringen, voll Geist, aber keineswegs ohne seelische Wärme.

Nach Beendigung des kirchlichen Aktes strömten die Anhänglichen in den Weißen Saal, wo sich allmählich die Hofgesellschaft, fremde Diplomaten und der gesamte Reichstag versammelten.

Eine Kompanie der Schloßgarde in ihren goldstrotzenden Monturen, den friderizianischen Blechmützen über weißen Perücken, marschierte unter Gewehr in den Saal, die Offiziere mit gezogenem Degen.

Es wogte und brandete hin und her. Die vielgestaltigen Uniformen, historischen Ordenstrachten, barocken Staatsgewänder der Botschafter und Gesandten, Minister, Kammerherren boten ein prunkvoll-farbenfrohes Bild.

Unendliche Mühe hatten die Hofmarschälle, ihrem Ordnerdienst zu genügen und die gestauten und drängenden Massen nach ihrem wohlbedachten Plan zu gliedern.

Erst als an der Spitze einiger Bundesratsmitglieder der Fürstkanzler in den Saal trat, machtvoll im weißen Koller seiner Halberstädter Kürassiere, darüber das breite gelbe Band des Schwarzen-Adler-Ordens, den mächtigen Pallasch an der Seite, in offensichtlichem Unmut stehenblieb, sich zornigen Blickes nach allen Seiten umwandte und ein beißendes Wort geringschätzigen Tadels, hörbar für viele, dem neben ihm stehenden bayerischen Gesandten, Grafen Lerchenfeld, zugeworfen hatte — erst da begann sich das Chaos allgemach zu lichten.

„Nur in einem Punkt hinkt der Vergleich, Durchlaucht“, gab Lerchenfeld, weltmännisch überlegen, leiser zurück – und kaum merklicher Hohn spielte um seinen schmalen Mund. „Sonst nimmt im Hühnerhof das lärmvolle Tohuwabohu zu, wenn der Habicht einbricht. Hier läßt sich ziemlich deutlich das Gegenteil feststellen.“

Erstaunlich rasch hatten nun mit einem Male die Erschienenen alle ihre Plätze gefunden und eingenommen. Kaum wagte man mehr, flüsternd einige Worte zu wechseln.

Bismarck, um den sich sämtliche Mitglieder des Bundesrates geschart hatten, ließ nochmals den Blick über die nunmehr wohlgruppierte Versammlung gleiten, richtete ein paar Worte an den ihm nahestehenden Oberhofmarschall, und verließ hochaufgerichtet langsam den Saal. Silbern klirrten die Sporen an den hohen, über die Knie reichenden Stiefeln, so feierlich still war es geworden. Niemand merkte dem alten Recken an, daß er wenige Stunden zuvor noch, von seinem alten Venenleiden heimgesucht, sich vor Schmerzen kaum hatte rühren können.

Der Monarch erwartete den Kanzler, umgeben von den deutschen Bundesfürsten. Unter allgemeinem Stillschweigen trat der Fürst ehrfurchtsvoll vor seinen Herrn.

„Der Reichstag, Eure Kaiserliche Majestät, ist versammelt.“

„Versammelt . . .“, nahm Wilhelm II. auf; starke Erregung, die er mit Mühe bezwang, sprach aus ihm, „... und kann auch wieder aufgelöst werden wie an jenem Januartag des vergangenen Jahres, als er die Militärvorlage abgelehnt hatte. Das war eines Ihrer Meisterstücke, Euer Durchlaucht. Ich weiß, mit was für Widerständen Sie kämpften. Nun – hoffen wir, die Einsicht des Reichstags und seine vaterländische Gesinnung ersparen uns künftig solche Zwangsmaßnahmen.“ Und er gab das Zeichen zum Aufbruch.

Pagen in kurzen schwarzen Seidenhosen, Trauerflore an den Knien, bildeten den Vortritt. Hinter ihnen wurden die Reichsinsignien getragen. Allein, unmittelbar vor dem Kaiser, schritt der greise Generalfeldmarschall Graf Moltke, den Marschallstab auf die Hüfte gestemmt, im prächtigen roten Samtmantel des Schwarzen-Adler-Ordens, dessen Kanzler

er war. Voll Würde und Hoheit folgte der Kaiser, im wallenden Purpur, wie zur Rechten der König von Sachsen und des bayerischen Regenten ehrfurchtgebietende Rittergestalt zur Linken. Die übrigen Bundesfürsten schlossen sich an.

Der Thron war eindrucksvoll von schwerem gelbem Samt umhangen, während der Hochsitz für die Kaiserin rot leuchtete. Zu beiden Seiten des Thrones standen die Sessel für die Fürsten.

Männlichen, festen Schrittes trat der Kaiser die Stufen hinan, wandte sich langsam um und neigte zum Gruß feierlich sein Haupt, selbst erfüllt von dem Bewußtsein gottverliehener Majestät, deren Eindruck sich kaum einer der Anwesenden entzog.

Nachdem Ordnung und erwartungsvolle Stille eingetreten waren, nahte der Fürstkanzler, um dem Monarchen die Thronrede zu übergeben.

Mit großer Geste, bis in die entfernteste Ecke des Saales bemerkbar, gleichsam zum Symbol für den Dank und die Verehrung, die ihn erfüllten, und den heiligen Willen, dem Reiche und sich selbst die Dienste des besten deutschen Mannes zu erhalten, reichte der Kaiser seinem Kanzler die Hand, über die dieser sich in sichtlicher Ergriffenheit zum Kusse neigte.

Jetzt nahm er die Rolle an sich, bedeckte sich mit dem Adlerhelm und warf den Mantel zurück. Während er das Schriftstück entfaltete, ließ er erhobenen Hauptes sein Auge langsam im Kreise umherschweifen. Das Pergament knisterte, so tief war das Schweigen im Saal. Aber die Hand, die es hielt, bebte nicht.

Auch die Stimme, die nun zu sprechen anhub, war wohl verschleiert, doch männlich fest. Beinahe stoßweise und ein wenig abgehackt rollten die ersten markigen Sätze in den Saal. Aber allgemach gewann die Sprache Ausgeglichenheit, und was da laut wurde, überall deutlich vernehmbar, es zog alle in seinen Bann. Bei den Worten: „Ich bin gesonnen, Frieden zu halten mit jedem, soweit es an mir liegt“, brach unaufhaltsam ein Sturm begeisterten Beifalls los. Das Bekenntnis zu heiligem Friedenswillen und auf der anderen

Seite das Bewußtsein stolzer Macht verbanden sich in Ausdruck und Vortrag so glücklich, daß die Anwesenden zu hellem Jubel hingerissen wurden. Alle waren sie erfüllt von der Überzeugung, dieser junge, hochgemute kaiserliche Mann dort auf dem Thron, er wird alles dareinsetzen, seinem Volk den Segen friedlicher Entwicklung zu sichern. Aber wenn Reichsfeinde Deutschland seinen Platz an der Sonne mißgönnten und rauben wollten, so wird er ihn zu verteidigen, die ihm verliehene Gewalt zu gebrauchen wissen und die Gegner zu Boden schlagen.

Diese erste, kurze Reichstagssitzung wuchs sich zu einer einzigen, überzeugten Huldigung aus für den jungen Herrscher, dem Wohl und Wehe Deutschlands anvertraut waren.

Während der Kaiser Hof hielt, vertrat Waldersee dem Fürstenkanzler den Weg. Er hatte es unverkennbar darauf abgesehen, weithin auffällig den Eindruck freundschaftlicher Beziehungen zu erwecken. Aber Bismarck erwiderte den ihm dargebrachten Gruß mit frostiger Zurückhaltung und erteilte auf die an ihn gerichtete Frage nur einen ganz belanglosen Bescheid.

Als er unfern den alten Marschall Moltke gewährte, schüttelte er den ihm lästigen General, der sich bei jeder Gelegenheit an seine Fersen heftete, ab, um sich mit dem großen Schweiger in der Bildergalerie niederzulassen.

Der Kanzler war erfüllt von dem Auftreten des neuen Herrn, von der Art, wie er ihm begegnete, ihn auszeichnete und gewillt schien, in allen Stücken und vor jeglicher Entscheidung seinen Rat einzuholen und nur gemeinsam mit ihm die Herrschaft auszuüben.

„Ich glaube, wir dürfen getrost in die Zukunft schauen.“

„Ob nicht“, lenkte der wortkarge Moltke auf die Thronrede zurück, „feindliches Ausland aus einzelnen Wendungen etwas wie eine Kriegsdrohung herauschnüffeln wird?“

„Mag es immerhin! Wir müssen englischer Arroganz wie der ständigen Beunruhigung durch Frankreich und gewisse russische Kreise, die Stirne bieten. Dann werden sie sich schon nicht an uns heranwagen.“

„Und sollten sie es dennoch tun?“

„Das halte ich für ausgeschlossen; zumal, wenn wir uns Bündnisse mit jedem einzelnen von ihnen fernhalten. Müßten wir nun allerdings einmal losschlagen — auf das Instrument unseres Heeres dürfen wir doch bauen?“

„Unbedingt!“ gab Moltke zurück.

Eine Pause entstand.

„Wie denken Sie aber über die belgische Neutralität?“ nahm der Kanzler nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

„Wir sollten sie nicht verletzen — oder wenigstens erst, nachdem Frankreich seinerseits die belgischen Grenzen überschritten hat.“

„Sie wissen“, Bismarck senkte die Stimme, „der ‚Standard‘, das Sprachrohr der englischen Regierung, hat sich im Februar dieses Jahres dahin ausgesprochen, daß für den Fall eines französisch-deutschen Krieges schwerlich Einwendungen erhoben werden könnten, wenn Deutschland durch Belgien marschiere.“

„Ich weiß.“

„Und ist Ihnen auch bekannt, daß die liberalen Führer sich dieser Auffassung angeschlossen haben?“

Der Kaiser befand sich in erregtem Gespräch mit seinem badischen Oheim.

„Hast du Worte für Berties Verhalten? Noch am Tage der Beisetzung meines Vaters an Herbert mit der Frage heranzutreten, ob ich gesonnen sei, das politische Vermächtnis meines Vaters durchzuführen!“

„Was für ein Vermächtnis?“

„Nicht mehr und nicht weniger als die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, Holsteins an Dänemark und des Welfenschatzes an die Cumberländer?“

„Ein starkes Stück! Sollte dein Vater je derlei erwogen haben?“

„Niemals. — Aber es könnte denen über dem Kanal so passen. Wir sind ihnen zu mächtig geworden.“

Der Großherzog schüttelte bedächtig den Kopf: „Das Ganze muß ein Mißverständnis sein.“

„Herbert Bismarck selbst ist mein Gewährsmann.“

„Ich kann es nicht glauben, daß sich dein Onkel Bertie so geäußert hat. Er ist doch sonst so vorsichtig, ja beinahe unbehaglich klug.“

„Jedenfalls bleibt es eine echt englische Taktlosigkeit, überhaupt an diese Dinge zu rühren.“ Der Kaiser sprühte vor Empörung. „Und ich bin nicht gesonnen, derlei ohne weiteres hinzunehmen. Glaube mir, die Quittung dafür werde ich dem englischen Onkel nicht schuldig bleiben!“

Ein politisches Testament

26. Juni 1888

Am Tage nach der Reichstagseröffnung ließ Justizminister von Friedberg um eine Audienz nachsuchen.

Immer schon gemessenen Wesens, trug er heute eine besondere Feierlichkeit zur Schau.

„Eure Majestät werden sich erinnern . . .“ Er stockte, atmete tief auf. „Bei meinem letzten Besuch in Potsdam . . .“

„Erinnere mich“, fiel ihm der lebhaft Monarch, ein wenig ungeduldig, ins Wort, „es war wohl zwei, drei Tage vor dem Heimgang meines hochseligen Vaters . . . auf der Terrasse des Neuen Palais.“

„Ich kündigte an, daß ich gleich nach dem Regierungsantritt Eurer Majestät würde ein inhaltsschweres Schriftstück zu überreichen haben.“

„Nun — und jetzt sind Sie gekommen . . .“

„Ja, der entscheidungsvolle Augenblick ist da. Die Urkunde . . .“, er öffnete die rote Juchtenledermappe und entnahm ihr einen großen, mehrfach versiegelten Umschlag mit breitem, schwarzem Rand, den er nun ein wenig unbeholfen vor sich hin hielt. „Ich empfehle sie der eindringlichsten Erwägung. Von welcher verhängnisvoller Tragweite sie sein könnte, ist gar nicht abzusehen . . .“

„Ich danke, Exzellenz. Geben Sie her. — Und nun, Gott befohlen!“

Der Kaiser war allein.

Neugierig besah er den Trauerumschlag von allen Seiten. Eine längere Aufschrift — war es nicht die Hand seines Großvaters? Ja, sie trug dessen Namenszug und Siegel. Am 11. Februar 1861 gebot er, das hier niedergelegte Dokument solle nach dem Ableben eines Königs von Preußen dem jeweiligen Nachfolger der Krone übergeben werden.

Und dies war die steile Handschrift seines Vaters. Aber dessen Vermerk lautete nur kurz: „Gelesen und an das Hausarchiv zurück. 13. 3. 1888 Friedrich R.“

Sonst war nichts Auffälliges an dieser Trauerhülle zu bemerken, wenn man von ihrer Größe und altväterlichen Form absah.

Der jugendliche Herrscher drehte sie gedankenvoll-unentschlossen in der Hand. Endlich faßte er mit zwei Fingern den Inhalt. Es ist ein zweiter, ein wenig vergilbter Umschlag. Das Wort „Testament“, in großen Zügen mit blauer Tinte geschrieben, zieht den Blick auf sich; darunter steht die Bleistiftzahl 1853. Eine vielzeilige Niederschrift seines Großvaters bedeckte beinahe allein die Vorderseite, während der Vater wiederum nur die wenigen Worte verzeichnet hat, die auch auf der äußeren Hülle standen.

Ohne etwas Weiteres zu lesen, zerrt nun der Kaiser mit fiebriger Hand einen großen Foliobogen aus dem Umschlag, entfaltet und überfliegt ihn mit angehaltenem Atem.

Röte steigt ihm in die Wangen.

Was verlangt da König Friedrich Wilhelm IV. von seinen Nachfolgern? Nicht mehr und nicht weniger, als daß sie noch vor ihrer Eidesleistung die Verfassung, die ihm abgetrotzt worden sei, umstießen und die ursprüngliche Regierungsform wiederherstellten? Einzig und allein mit ihr könne man in Preußen regieren, für das die Verfassung nichts taue. Nur die unumschränkte Monarchie verbürge das Wohl des Hohenzollernstaats und seiner Dynastie. — Ihn, Friedrich Wilhelm IV., bände der Schwur, den er vor Gott geleistet habe. Die ihm folgenden Herrscher jedoch wären noch frei...

Völlig aus dem Gleichgewicht gebracht starrte der Monarch auf das Schriftstück, das so Unerhörtes gebot. — In

seiner Macht lag es also nunmehr, zu entscheiden, ob ein solch umwälzendes Ereignis Wirklichkeit werden sollte oder nicht. Ein Federzug von ihm — und das Rad der Zeit war zurückgedreht — Geschichte wurde — eine Tat von höchster politischer Bedeutung . . . Aber was dann? Warum war ihm dieser schwerwiegende Entschluß vorbehalten? Aus welchen Gründen hatten sich Vater und Großvater dem letzten Willen Friedrich Wilhelms versagt? — Der Vater — je nun, wie sollte er die Rechte des Volkes antasten? Das stand doch in grellestem Gegensatz zu seinen liberalen Anschauungen. Auch war er zu krank, zu schwach, um solch einschneidende Maßnahmen überhaupt zu erwägen. Der Großvater indes . . .

Wilhelm II. griff nach dem Umschlag; dort hatte der Ahn wohl festgelegt, weshalb er dem Verlangen des Bruders nicht entsprochen hatte. Richtig — hier war die Lösung: auf ihn, Wilhelm I., fände das Dokument keine Anwendung, da er ja bereits als Regent den Eid auf die Verfassung geleistet habe. Aber jedem neuen Herrscher bleibe überlassen, nach seinem Gewissen zu verfahren . . .?

Also völlig freigestellt hatte es der Großvater dem Ermenen seiner Nachfolger. Keiner war irgendwie gebunden, auch er nicht.

Die Veröffentlichung des Testaments deckte ihn, minderte seine Verantwortung. Er führte ja nur den letzten Willen jenes Königs aus, der die Verfassung zugestanden hatte. Wenn einer, so konnte dieser sie auch wieder aus der Welt schaffen. Ein Vermächtnis — der Gedanke lockte — unumschränkte Gewalt der Krone — keine Lahmlegung, keine Beeinträchtigung der königlichen Hoheitsrechte mehr durch Volksvertretungen, die sich ja doch als zweischneidig entpuppt hatten, als unzumutbar, mehr den Parteien, den Einzelinteressen, dem Machthunger von Gruppen und gewissen Persönlichkeiten dienend als dem Wohl des Staates . . .

So war es denn nur gut fürs Ganze wie für die Dynastie . . .

Aber — was würden die Folgen sein? Eindringlichste Erwägung hatte Friedberg ihm zur Pflicht gemacht — vor verhängnisvoller Tragweite gewarnt . . . Ein Staatsstreich war es — das ließe sich nicht verhehlen —, was dieser letzte Wille

anbefahl . . . Mit einem Staatsstreich sollte er seine Regierung eröffnen . . . ? Sein erster Herrscherakt sollte die verbrieften Rechte des Volkes umstoßen . . . ? Sollte das verpfändete Königswort seines Vorgängers brechen, das doch auch die Nachfolger band?

Glühenden Kopfes begann er aufgewühlt im Raum hin und her zu schreiten; von Wand zu Wand; gleichsam verfolgt von den widerspruchsvollen Gedanken und Empfindungen, die ihn bedrängten. Gewiß — in vielen Stücken kam dieser letzte Wille des königlichen Großoheims seinen eigenen Wünschen und Anschauungen entgegen. Auch Bismarck be-reute — wie er oft genug betonte —, dem Volk im Reichstag so viel Machtbefugnisse eingeräumt zu haben . . . Aber wenn man nun wirklich diesen Schritt tat — wie würde das Volk ihn aufnehmen? Setzte es sich nicht zur Wehr? Verteidigte es nicht am Ende seine Rechte mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen? Und die große Masse der Enterbten, die Arbeiter, die er sich doch um jeden Preis gewinnen wollte, stieß er sie nicht durch einen solchen Herrscherakt fraglos ein für allemal von sich? Ihren erbittertsten Gegner mußten sie in ihm erblicken . . . Und nicht genug damit — Aufruhr, Revolten konnten staatsfeindliche Elemente mühelos entfesseln; die Gefahr eines Bürgerkriegs gar wurde heraufbeschworen. Am Anfang seiner Herrschaft stünden Kampf und Blutvergießen — eine Spaltung des deutschen Volkes in zwei feindliche Heerlager . . .

Nein, nie und nimmer. Zu solchem Verhängnis bot er nicht die Hand . . .

Schon nahm er am Schreibtisch Platz, einen Lesevermerk auf die Umschläge zu setzen und sie an das Hausarchiv zurückzubeordern. Aber — er legte die Feder wieder beiseite — war durch seine Haltung dann auch die aus dem Testament drohende Gefahr endgültig beseitigt? War sie nicht nur aufgeschoben? Und blieb wie ein Damoklesschwert über dem deutschen Volke schweben? Es brauchte dies unheilschwere Schriftstück nur einmal in die Hände eines Thronfolgers zu fallen, der unbeschwerter war von Verantwortungsgefühlen, hemmungsloser in seinen Herrscher-

gelüsten oder der auch nur der Einsicht in die Tragweite seines Handelns und gewissenhafter Ratgeber ermangelte, und — was er eben verhüten wollte — wurde gedankenlos-leichtfertig heraufbeschworen — unabsehbares Leid und Elend für das deutsche Volk . . . Nein, solchen Schicksalsschlägen mußte für immer vorgebeugt werden.

Jetzt wußte er, was ihm zu tun oblag.

Mit herrischem Griff zerfetzte er das verderbensschwängere Testament. Eine Kerze steckte er in Brand. An ihr entzündete er die zerrissenen Papierstücke. Eines nach dem andern flatterten sie brennend in den Kamin.

Als über dem letzten nochmals eine kümmerliche Flamme aufgelodert und verzuckt war, zerwühlte der Feuerhaken das armselige Aschenhäuflein vollkommen.

Nachdem der Kaiser so jede Spur dieses letzten Willens getilgt hatte, schritt er zum Schreibtisch, nahm die beiden Umschläge zur Hand und schrieb mit seinen harten Zügen auf einen jeden von ihnen die Worte: „Gelesen und Inhalt sofort vernichtet. 26.6.1888 Wilhelm R.“

Herrscher-Reisen

Oktober 1888

Mit leidenschaftlichem Eifer stürzte sich der junge Herrscher in das Gewoge seiner Pflichten, das bisweilen über seinem Haupt zusammenschlug. Eine fast übersteigert strenge Auffassung seines hohen Berufes bekundete sich in dem Verlangen, über alles und jegliches, was des Reiches Wohl berührte, unterrichtet zu werden und persönlich sein gewichtig Wort mitzureden. Voll Hingabe widmete er sich vornehmlich den Fragen, die das Heer und die Marine angingen. Er erkannte wohl die Schwächen der Armee, den Mangel an Unternehmungsgeist und Entschlußkraft infolge überalterter Führung, ein Ausruhen auf den Lorbeeren des deutsch-französischen Krieges, ein Nichtsritthalten mit an-

deren Großmächten in Bewaffnung und Ausbildung. Auch verhehlte er sich nicht, daß die kleine deutsche Flotte nicht im entferntesten zur Verteidigung unserer Küsten ausreichte. Hier mußte er vor allem Wandel schaffen.

In lebendige Verbindung wollte er mit allen Kreisen seines Volkes treten; nicht nur als ein Förderer von Wissenschaften und Künsten, von Technik und Wirtschaft, ein Gönner der gehobenen Klassen. Nein, gerade dem Los der niederen Volksschichten wandte er unter dem Einfluß seines früheren Erziehers, des nunmehr ins Herrenhaus berufenen Geheimrats Hinzpeter, sein besonderes Augenmerk zu. Vor allem aber gehörte leidenschaftlichste Teilnahme den außenpolitischen Aufgaben, der Stellung Deutschlands im Konzert der europäischen Kräfte, der Mehrung seines internationalen Ansehens und seiner Macht auf friedlichem Wege. Weit über Menschenvermögen wäre es hinausgegangen, bis ins einzelne dies Übermaß von Problemen zu beherrschen oder gar zu meistern. Aber was redlicher Wille, was ungewöhnliche Auffassungsgabe und rasch verarbeitender Verstand zu leisten vermochten, das bewältigte Wilhelm II. spielend.

Auf außenpolitischem Gebiet war er obendrein in der glücklichen Lage, zum Frommen des Reiches das Gewicht seiner außerordentlichen Persönlichkeit in die Waage zu werfen. Der Anziehungskraft seines beweglichen Geistes, dem Reichtum seiner Einfälle und Bilder, der Leichtigkeit, mit der er über das Wort gebot, der Wärme, dem Vertrauen, dem Humor, die von ihm ausströmten, entzog sich nicht so leicht jemand. Es war, als ob die Berufung auf den Thron mit einem Male jeglichen Druck, jegliche Hemmung, die ihn kurz zuvor noch bisweilen hatte scheu, ungewandt, beinahe linkisch erscheinen lassen, von ihm genommen habe, so daß alle seine reichen, ursprünglichen Kräfte frei zutage treten konnten. Diesen unbeugbaren Zauber der kaiserlichen Person gliederte Bismarck kunstvoll in das Räderwerk seines diplomatischen Gefüges ein.

Es konnte ja nur Vorteile bringen, wenn der jugendliche Monarch die Gelegenheit von Antrittsbesuchen an den maßgebendsten europäischen Höfen dazu benutzte, um die an-

deren Souveräne enger an sich heranzuziehen und so den staatsmännischen Plänen des Kanzlers einen aufnahmefähigeren Boden zu bereiten.

Nach Bismarcks Dafürhalten genügte es vollkommen, daß Wilhelm II. freundschaftlich-vertraute Bande von Herrscherhaus zu Herrscherhaus knüpfte oder enger schlang. Die Geschäfte und ihre Abwicklung legte der Fürstkanzler in andere, erprobtere, vielleicht auch berufenere Hände, in die seines Sohnes, der als Staatssekretär den Kaiser auf dessen Fahrten begleitete und in dem Botschaftsrat Kiderlen-Wächter einen zuverlässigen Gehilfen erhielt.

Durch seine Urwüchsigkeit, seinen Witz und Einfallsreichtum wußte sich der bieder auftretende Schwabe rasch eine beachtliche Stellung zu schaffen. Der Kaiser zog ihn gern als Berater bei wichtigen Entschlüssen heran. Holstein, der dem jungen Diplomaten sein besonderes Augenmerk zuwandte, forderte Bericht über Bericht.

Vor der Reise ins Zarenreich, dem der erste Besuch des Hohenzollern galt, wurde den politischen Unterhändlern als vornehmste Pflicht Zurückhaltung eingeschärft; Sorge, beruhigend zu wirken, alles zu meiden, was Reibungen oder gar Zusammenstöße nach sich ziehen konnte. Festlegen durfte man sich unter keiner Bedingung, noch weniger aber durch Entgegenkommen die russische Anmaßung steigern.

Graf Herbert entledigte sich seiner Aufgabe mit vollendetem Geschick, wie auch der junge Kaiser allem Anschein nach, wenn man der Presse oder den allgemeiner zugänglichen Berichten von Botschaftern Glauben schenkte, die ihm übertragene Rolle nicht glänzender und erfolgreicher hätte durchführen können. An die bedenklichen russischen Truppenbewegungen wurde kaum gerührt. Die unliebsame Battenbergfrage schien vollkommen begraben.

Wilhelm II. sah sich mit seinem Bruder auf alle erdenkliche Weise gefeiert. Überall stand er im Vordergrund. Man überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und Ehren; die Mitglieder des Hauses Romanow voran, die männlichen wie die weiblichen, die jungen und die alten. Selbst Alexander III., dieser weniger verbindliche, ja schroffe Mann, der mit Freund-

lichkeiten ebenso kargte wie mit der Anerkennung anderer, trat ihm mit dem offensichtlichen Bestreben, ihn auszuzeichnen, entgegen. Den Herren des kaiserlichen Gefolges und der Botschaft gegenüber äußerte er sich in ungewöhnlich freundlicher Weise über seinen Gast, dessen sittenstrenge Lebensauffassung und fromme Gläubigkeit ihm wesensverwandte Züge geoffenbart und ihn gewonnen hatten. Auch vergaß er nicht, daß der junge Kaiser mit allen Zeichen innerer Teilnahme seinen Ausführungen gefolgt war, als er einmal in seiner bärbeißigen Art verächtliche Ablehnung alles liberalen Unfugs, der Parlamente zumal, herausgeprustet und sich zum selbstherrlichen Autokratismus bekannt hatte. Ja, ein Wort über jenes Gottesgnadentum, das nach seiner, des Zaren Ansicht, im Augenblick der Salbung sich über den Monarchen ergoß, schien den tiefsten Eindruck hervorgerufen zu haben, und zwar von solch nachhaltiger Wirkung, daß Wilhelm II. mehrmals noch während des Petersburger Aufenthalts auf diese Frage zurückgekommen war.

Geschmeichelt, aber von Zweifeln an der unbedingten Zuverlässigkeit der russischen Freundschaft keineswegs völlig frei, verließ er nach dieser Juliwoche der Feste, der gesellschaftlichen und militärischen Schauspiele, Peterhof.

Stockholm und Kopenhagen wurden auf der Rückfahrt von der „Hohenzollern“ noch angelegt. Der Besuch am schwedischen Hof hinterließ ungleich befriedigendere Eindrücke als jener der dänischen Königsfamilie.

Damit Wien nicht verstimmt war, wenn er sich vor allem anderen von den Pflichten des großväterlichen Vermächtnisses löste und der traditionellen preußisch-russischen Freundschaft seine Ehrerbietung erwies, hatte Wilhelm II., noch bevor er nach Petersburg aufgebrochen war, den Grafen Waldersee an den Habsburger Hof entsandt. Der Generalquartiermeister sollte seines Herrn Besuch ankündigen zugleich mit dem Vorschlag einer alljährlichen Begegnung der beiden Monarchen. Nachdem das Dreikaiserbündnis noch immer nicht neu ins Leben gerufen sei, täte diese Übernahme des zwischen Franz-Joseph und seinem Großvater geübten Brauches unbedingt not. Sein kaiserlicher Herr werde auch

in Petersburg mit allem Nachdruck auf das Erfordernis enger persönlicher Fühlung gerade der Herrscher untereinander hinweisen. Denn schließlich drohe ihnen wie dem monarchischen Gedanken die gleiche, verhängnisvolle Gefahr. Ihre schlimmsten, unversöhnlichsten und hartnäckigsten Feinde kämen aus den dunklen Gilden des Kommunismus, der Anarchisten und der Nihilisten, die ja überall teuflisch verstoßen am Werk seien, den Umsturz vorzubereiten.

Waldersees Sendung trug gute Früchte. Das trat offenkundig in Erscheinung, als Kaiser Wilhelm II. im Oktober 1888 selbst nach Wien kam.

Franz-Joseph empfing ihn herzlicher, als dies sonst seinem Wesen entsprach. Der neue Träger der deutschen Macht war ja in keiner Weise verantwortlich für das, was seine Vorgänger verschuldet hatten. Er selbst gewann ihn durch die herzerfrischende, warmblütige Verehrung, mit der er ihm begegnete. Und wenn anfangs dem Sohn des Kanzlers gegenüber so etwas wie scheuer Argwohn verspürbar wurde, nachdem Graf Herbert, auch diesmal politischer Sachwalter, die habsburgischen Bedenken vor einer deutsch-englischen Spannung zerstreut und sich befriedigend zu den schwebenden Balkanfragen geäußert hatte, trübte auch nicht die geringste Spur von Gewölk mehr den Horizont.

Die erste persönliche Aussprache der beiden Monarchen vollzog sich beinahe im Verkehrston zwischen Vater und Sohn, wobei dieser jede Gelegenheit, dem Alter Ehrfurcht zu erweisen, taktvoll ergriff. Wenn trotzdem immer noch ein Hauch wie Firnluft von der Apostolischen Majestät ausging, so war das eine völlig unbeabsichtigte Ausstrahlung einer bluthaft eingeborenen Unnahbarkeit.

„Ich habe dich vor allen Dingen um Entschuldigung zu bitten“, leitete Kaiser Wilhelm das Gespräch ein, nachdem der übliche Austausch von Höflichkeitsworten und Fragen erfolgt war. „Es ist mir schwergefallen, unendlich schwer, dir Ungelegenheiten zu bereiten.“

Franz Joseph hob abwehrend die Hand, während ein gütiges Lächeln seine Züge glättete.

„Glaube mir, wenn ich eine andere Möglichkeit gesehen hätte, ich würde dich nicht haben bitten lassen, dem Prinzen von Wales die Abreise nahezulegen. Aber ich konnte, konnte unmöglich jetzt Onkel Bertie begegnen. Es hätte unweigerlich zu einem Zusammenstoß geführt. Und das wäre ungleich peinvoller noch gewesen. Er ist wirklich zu weit gegangen. Diese Einmischung in unsere Angelegenheiten, dies Ansinnen der Rückgabe endlich wiedereroberter, urdeutscher Lande an den Erbfeind und an die Dänen — vom Welfenschatz gar nicht zu reden — es spottet doch jeder Beschreibung. Und daß er sich nicht gescheut hat, in Paris und Petersburg verbreiten zu lassen, wir verzichteten, und seinen Bemühungen sei dies große Werk zu danken — das übersteigt wahrhaft alle Grenzen.“

„Du hattest aber doch schon“, wandte der alte Kaiser milde ein, „bei der Denkmalsenthüllung für den Prinzen Friedrich Carl deinen Standpunkt ziemlich geharnischt vertreten.“

„Das genügt nicht. Onkel Bertie mußte einmal am eigenen Körper erfahren, wohin die von meinen englischen Verwandten beliebte Bevormundung und Dreinrederei führen. Es mußte ihm die Lust dazu genommen werden, ein für allemal. Es wäre ja sonst gar nicht abzusehen, wozu er sich am Ende noch verstiege.“

„Und du glaubst . . . ?“

„Wenn es ihm so deutlich greifbar gemacht wird wie in diesem Fall — so gewöhnt er es sich vielleicht noch ab. Seine Mutter hat ja auch eingelenkt.“

„Die Queen? — Bei welcher Gelegenheit?“

„Du weißt, wie aufrichtig ich meine Großmutter verehere, was ich ihr alles danke, wie sie mir in gewissem Sinn Vater und Mutter ersetzte. Aber das durfte mich alles nicht verleiten, einen Angriff auf die Hoheit meines kaiserlichen Amtes und Verfügungsrechtes zu dulden und auf der anderen Seite gering zu achten, was ich meinem Volk, was ich der deutschen Ehre schulde.“

„Ich verstehe nicht recht . . .“

„Als die Königin von England im Juni von meiner Ab-

sicht erfuhr, dem letzten Willen meines seligen Großvaters getreu die traditionelle deutsch-russische Freundschaft zu betonen, ließ sie mich verärgert wissen, der erste Besuch gebühre der Heimat meiner Mutter.“

„Von ihrem Standpunkt aus . . .“

„Gewiß — von ihrem Standpunkt aus ist es verständlich, daß sie dies wünschte. Verlangen aber durfte sie es nicht. Durch meine Thronbesteigung hatten sich die Verhältnisse gründlich geändert. Dem Enkel Vorschriften zu machen, solange er nichts anderes war als ein beliebiger preußischer Offizier, das mochte angehen. Dem Träger der deutschen Kaisermacht jedoch . . .“

„Und wie bist du ihr begegnet?“

„Je nun, ich schrieb ihr in eben diesem Sinn: ich sei nicht allein mehr ihr Enkel, sondern Deutscher Kaiser und habe allen anderen Pflichten jene dieses Amtes vorzuziehen. Und sie forderten in diesem Fall, wie mein Versprechen am Sterbett Wilhelms I., vor allem die Reise nach Petersburg.“

„War dein Kanzler damit einverstanden?“

„Er hätte wohl der ‚englischen Onkelei‘ — wie er so gerne sagt — lieber selbst noch viel schärfer heimgeleuchtet. Und er triumphierte, als die Königin in ihrer Antwort sich unserem Standpunkt anschloß und ohne jegliche weitere Zustimmung mich nur herzlich einlud, sie doch recht bald zu besuchen.“

Auf der Reise nach Italien

11. Oktober 1888

Ermüdet von den Mühsalen der Wiener Woche, geblendet schier von dem alles in den Schatten stellenden Glanz dieses im alten spanischen Zeremoniell unvergleichbar prunkenden Hofes, hatte Kaiser Wilhelm sich zurückgezogen, als der Sonderzug, der ihn nach Italien führen sollte, aus der Wiener Bahnhofshalle hinausgeglitten war.

Erst nach geruhsamen Stunden der Erholung ließ er den Staatssekretär zu sich bitten.

„Mir macht die Taaffegeschichte noch immer zu schaffen.

Hätten wir ihm nicht doch den Schwarzen Adler geben sollen? Er ist immerhin Ministerpräsident. Und sein ungarischer Kollege wurde ohne weiteres damit ausgezeichnet.“

„Verzeihen, Eure Majestät — wenn ich anderer Meinung bin. Taaffe ist Deutschenfeind. Er kajoliert die Tschechen. Sein Programm von der berüchtigten ‚Versöhnung der Nationalitäten‘ ist jedem deutschfühlenden Menschen ein Schlag ins Gesicht. Darum hat der Kanzler darauf bestanden...“

„Gut, ich habe ja auch nachgegeben. Aber die Sitzung der Ordenskommission gestern war ungemein peinlich; und noch peinlicher, daß ich den alten Herrn, den Kaiser, vor den Kopf stoßen mußte, gerade jetzt, wo er mich mit Ehrungen und Aufmerksamkeiten, mit herzlichem Wohlwollen überschüttet hat.“

„Die Staatsräson...“

„Weiß ich, weiß ich“, wehrte der Monarch ungeduldig ab. „Sie befreit mich aber nicht von schlechtem Gewissen, von üblem Nachgeschmack...“

„Die Apostolische Majestät hat aber doch mit keinem Augenzwinkern angedeutet...“

„Dazu ist der alte Herr viel zu rücksichtsvoll und feinfühlig...“

„Dafür aber hat mir die Kaiserin Elisabeth ganz unverhohlen ihre Genugtuung ausgesprochen, daß Eure Majestät diesem ‚infamen Kerl‘, wie sie sich ausdrückte, den Orden nicht verliehen haben.“

Der Kaiser brummte mißmutig etwas Unverständliches vor sich hin und fügte deutlicher hinzu: „Ihr Vater wollte wohl Taaffes Stellung untergraben? Ob es aber nicht ganz anders kommt? Und auch für uns Nachteile nach sich zieht?“

„Was kann uns dies morsche Staatsgebilde schaden oder nützen? Es bricht doch eines schönen Tages zusammen.“

„Waldersee behauptet das Gegenteil; und er ist überzeugt davon, daß die Heeresmacht Österreich-Ungarns nicht mehr lange hinter uns zurückstehen wird.“

„Der Generalquartiermeister reitet sein Steckenpferd, den deutsch-österreichischen Krieg gegen Rußland. Und was ihm da in den Kram paßt, das gibt er als Tatsache aus.“

„Ihre persönliche Abneigung geht zu weit, Bismarck.“

„Im Kampf gegen einen französisch-russischen Mächteblock besagten Österreich und Italien als Bundesgenossen verwünscht wenig, zumal bei der Unzuverlässigkeit des Kronprinzen Rudolf. Daher sollte man Rußland vom Westen abzuziehen trachten...“

„Oder sich die Türkei gewinnen.“

Im Türrahmen erschien der diensttuende Generaladjutant. „Verzeihen, Eure Majestät. Die Herren des österreichischen Ehrendienstes bitten, sich verabschieden zu dürfen. Die Grenzstation ist in zehn Minuten erreicht.“

Der Kaiser erhob sich, blickte zum Fenster hinaus. Durch ein enges Felsental, längs eines reißenden Bergbaches, eilte der Zug in Schlangenwindungen dahin.

„Und der erste italienische Ort...?“

„Ist nur einen Kilometer von der österreichischen Grenzstation entfernt.“

„Da beginnt also der Tanz aufs neue...“

Und dieser Tanz war fanfarengleich eingeleitet unter dem Jubel des gesamten italienischen Volkes, das stolz darauf war, den mächtigen Bundesfreund zu empfangen, ihn feierte und verherrlichte, wie dies noch niemals und nirgends geschehen war, und zum Dank so recht eigentlich erst durch ihn und seine ehrenden Ansprachen zum Bewußtsein gelangte, daß es im Kreise der europäischen Staaten auch etwas zu bedeuten habe, ja am Beginn seiner Entwicklung zur Großmacht stünde.

Marmorpalais

28. Oktober 1888

Ehe der neue Generalstabschef Graf Waldersee nach beendetem Vortrag das Marmorpalais verließ, bat er um die Gnade, sich bei der Kaiserin melden zu dürfen.

„Wir sehen Sie wenig mehr bei uns, Exzellenz.“ Die hohe Frau sagte es leise. Immer noch vermochte sie eine gewisse

Schüchternheit nicht abzuschütteln. Sie blickte dabei auf ihren Schoß, in dem die schönen, schlanken Hände ineinanderlagen. „Ich bedaure es. Nimmt denn Ihre neue Stellung alle Zeit in Anspruch?“

„Ich fürchtete, gegen die guten Sitten des Hofes zu verstoßen, würde ich es wagen...“

Eine Geste der Kaiserin ermutigte ihn, zu sprechen.

„Trotz des außerordentlichen Gnadenbeweises Seiner Majestät, mich mit der Nachfolge des großen Marschalls zu betrauen — kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als gehöre mir nicht mehr wie früher die kaiserliche Huld.“

„Sie täuschen sich gewiß, Exzellenz. Und Sie tun Unrecht, wenn Sie dem Kaiser ausweichen. Er braucht Sie, braucht Freunde, die es ehrlich gut mit ihm meinen, die ein Gegengewicht bilden gegen bestimmte Einflüsse.“ Die Kaiserin schwieg plötzlich, als befände sie sich im Zwiespalt mit sich selbst.

„Und was für Einflüsse wären das?“

„Ich habe den Eindruck...“ Wieder stockte sie. Aber nein; sie durfte, sie mußte sprechen. Es ging ja um das Glück des geliebten Mannes, um seine innere Unabhängigkeit, um das Wohl und Wehe seines kaiserlichen Amtes. „Ich habe den Eindruck“, raffte sie sich auf, „daß der Kanzler es darauf anlegt, den Kaiser zu isolieren.“

„Eine Beobachtung, die mir schon längst schweren Kummer verursacht, Graf Herbert...“

„Nicht er allein, auch Lucanus, unser neuer Kabinettschef, scheint in diesem Sinne zu wirken. Vor allem aber Hofmarschall von Liebenau.“

„Sollte der große Mann in Friedrichsruh sich solch kleiner Helfershelfer bedienen?“

„Ich kann es mir kaum anders denken. Denn Liebenau tritt so auf, daß er sich unbedingt sicher im Sattel fühlen muß, einer ganz besonders mächtigen Protektion gewiß. Von barschen Umgangsformen will ich gar nicht reden. Aber er verfügt mehr als selbstherrlich, wer geladen, wer in Audienz empfangen wird; natürlich, ohne daß der Kaiser davon etwas merken darf. Und da ich ihm schon wiederholt zu verstehen

gab, daß diese Willkür ein Ende nehmen mußte, scheut er nicht davor zurück, sich zwischen den Kaiser und mich selbst zu stellen. Gewisse Manöver wenigstens kann ich kaum anders verstehen . . .“

Hofdame Gräfin Keller trat ein und flüsterte ihrer Herrin eine Meldung zu. Diese erhob sich.

„Jedenfalls, Graf Waldersee, wird es uns freuen, wenn Sie häufiger zu uns kommen.“ Und sie reichte ihm die Hand, um, gefolgt von der Hofdame, das Zimmer zu verlassen.

„Wo wartet der Marschall?“

„Im ‚türkischen Zelt‘, Majestät.“

„Ist der Neffe in seiner Begleitung?“

„Jawohl, Majestät.“

„Und droben?“

„Kabinettschef von Lucanus ist noch nicht entlassen.“

Die Kaiserin war vor einer Tür angelangt, die von der Hofdame eilends geöffnet wurde.

„Ich danke.“

Allein betrat sie den mit Seidenstoffen bespannten kleinen Raum orientalischen Stils.

„Es tut mir leid, Herr Marschall, daß man Sie warten ließ. Der Kaiser hat noch Vortrag.“

Dem schweisgsamen Greis gegenüber, der ihr da in ehrerbietiger Haltung die Hand küßte und der doch eine übertragende Persönlichkeit war von weltgeschichtlicher Bedeutung, fühlte sich die junge Frau noch befangener als sonst, wie ein kleines Mädchen. Mit nicht viel Geschick versuchte sie ein Gespräch in Gang zu bringen. Immer wieder riß der Faden ab. Aber die kindliche Verehrung, ja Bewunderung, mit der sie scheu zu ihm aufblickte, und vor allem die Anmut, die von ihr ausging, schienen Onkel und Neffen vergessen zu machen, daß eine Unterhaltung eigentlich nur angedeutet wurde.

Erst, als sie sich erinnerte, daß der junge Moltke Frau und Kinder besaß, nach denen sie sich erkundigen konnte, kam Fluß in die Rede.

Mitten in einem lustigen Gespräch über Kinderstreiche wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und der Kaiser erschien.

„Ich freue mich, Feldmarschall, jetzt meinen wirklichen Generalstabschef vor mir zu haben. Das sind und bleiben Sie. Der andere kommt mir bestenfalls wie ihr Schatten vor. Allerdings kann dieser Schatten Nüsse zu knacken aufgeben — wie heute vormittag wieder.“

„Bedauern Eure Majestät, Waldersee zu meinem Nachfolger gemacht zu haben?“

Der Kaiser schwieg. Ein ärgerliches, nervöses Zucken huschte über sein Gesicht.

„Sie ließen mir ja keine Wahl, lieber Marschall.“

„Ich hätte auch wirklich keinen andern so überzeugt empfehlen können.“

„Lassen Sie es gut sein. Wir werden uns schon zusammenfinden — in der gemeinsamen Arbeit. Und was das Persönliche angeht . . .“, der Kaiser unterbrach sich. Er hatte einen verstimmten Blick seiner Gemahlin aufgefangen. „Ich glaube, unsere kleine Frühstücksgesellschaft wartet schon längst auf uns. Hört man nicht ihre Mägen bis hierher knurren?“

Man begab sich zu den übrigen Gästen.

Während des Frühstücks erzählte der Kaiser von den Eindrücken des italienischen Aufenthaltes, von der überschwenglichen Begeisterung, mit der ihn das leichtentflammte südliche Volk überall umjubelt hatte, von den Empfängen in Rom und Neapel, die alle seine bisherigen Reiseerlebnisse in den Schatten stellten.

Der kleine Kreis lauschte angespannt den farbigen, dramatisch vorgetragenen Berichten, die auch den Humor mancher Situation zu seinem Recht gelangen ließen.

Auf der Stettiner Vulkanwerft

Dezember 1888

Wässeriger Schnee fiel in großen Flocken. Plötzlich einsetzende Windstöße trieben dichte, weiße Wände vor sich her.

Offiziere und Mannschaften, die in offenem Viereck auf dem Stettiner Exerzierplatz aufgestellt waren, schauerten vor der nassen Kälte.

Endlich hatte der Kaiser das letzte Erinnerungsband an die Fahnen seiner pommerschen Grenadiere geheftet. Er trat auf deren Kommandeur zu.

„Habe jetzt wirklich nichts mehr dagegen einzuwenden, bei Ihnen einen ordentlichen Wärmetrunk zu mir zu nehmen. Dies Ostseelüftchen heute geht ja bis auf die Knochen.“

Im Kasino ließ sich der Monarch eine Reihe von Offizieren und Beamten vorstellen.

Wiederholt hatte er Waldersee an seinem Wege bemerkt. Ohne den Generalstabschef ging es offenbar nun einmal nicht. Am Bahnhof in Stettin bereits hatte dieser ihn empfangen.

Wieder stand Waldersee in der Nähe, augenscheinlich darauf wartend, angesprochen zu werden. Wenn er es jetzt unterließ, mußte es allgemein auffallen und wurde von Mund zu Mund getragen. Darauf aber durfte er es nicht ankommen lassen.

Er trat auf den General zu und fragte, ohne ihm die Hand zu reichen, obenhin: „Exzellenz waren in Friedrichsruh?“

„Zu Befehl, Eure Majestät. Und ich wollte mir untertänigst die Frage erlauben, ob ich kurz Meldung erstatten darf?“

Ein Nicken des Kaisers, dessen Augen in die Ferne schauten, gewährte ihm die Erlaubnis.

„Der Kanzler hatte mich entboten, damit ich über den Stand der russischen Rüstungen berichte. Ich hoffte, was ich zu sagen hatte, würde die Haltung des Fürsten entscheiden. Aber seine Entschlüsse waren bereits gefaßt.“

„Und wohin zielen diese Entschlüsse?“

„Es ist das alte Lied, Eure Majestät. Bismarck vermeint, wir dürften es unter keinen Umständen mit Rußland verderben. Vor allem nicht um Österreichs willen. Denn auf die Habsburger Monarchie sei kein Verlaß.“

„Kaiser Franz Joseph . . .“

„Gegen die Apostolische Majestät hegt der Fürst kein Mißtrauen; wohl aber gegen den Kronprinzen Rudolf, der ja keineswegs deutsch gesonnen sei . . .“

„Und erkennt er nicht, daß Rußland gar nichts von uns wissen will? Gibt ihm nicht zu denken, daß es beharrlich weiter rüstet?“

„Diese Fragen hat der Kanzler geflissentlich vermieden. Und als ich immer wieder darauf zurückkam, brachte er eine andere Angelegenheit zur Sprache, eine Angelegenheit, die, wie er sagte, ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließe.“

„Und das wäre?“

„Eure Majestät halten zu Gnaden. Aber ich fühle mich nicht befugt . . .“

„Ohne Umschweife!“

„Ich bitte untertänigst, es mich nicht entgelten zu lassen. Es handelt sich um die Erhöhung der Jahresbezüge Eurer Majestät. Der Fürst fürchtet, daß eine solche Forderung viel böses Blut macht. Schließlich habe der hochselige Kaiser in fünfundzwanzig Jahren siebenundzwanzig Millionen erspart. Es sei besser, Schulden aufzunehmen, als mit einem solchen Ansinnen an den Reichstag heranzutreten . . .“

„Und da ist also der Kanzler sehr ungnädig gegen seinen Herrn gestimmt?“

„Weniger gegen seinen Herrn als gegen Hofmarschall Liebenau. Denn er allein . . .“

„Es wäre wohl sehr gut, wenn mein Kanzler sich häufiger im Amt aufhielte, anstatt irgendwo unerreichbar auf seinen Besitzungen Gott-Vater in den Wolken zu spielen.“

Der Kaiser ärgerte weniger die Ablehnung, mit der Bismarck einer erhöhten Dotation begegnete, als die Tatsache, daß Waldersee einen so tiefen Einblick in das Wesen und Denken des Kanzlers erhielt, während es ihm selbst verschlossen blieb.

„Es müssen“, fuhr er fort, „Mittel und Wege gefunden werden, daß wir uns häufiger aussprechen können.“

Waldersee horchte auf. Von dem gleichen Wunsch war ja der Fürst erfüllt. Erst unlängst sollte er sich dahin geäußert haben, daß mehrmalige Begegnungen in der Woche dringend geboten wären, und daß er selbst bald nach Berlin fahren müßte.

Aber nicht ein Wimperzucken, geschweige denn ein Wort verriet dem Kaiser dies Wissen seines Generalstabschefs. Im Gegenteil! Wie aus ernsthafter Überlegung heraus wandte der ein: „Ob sich der Verkehr so reibungslos abwickelte bei

häufigerem persönlichem Zusammentreffen? Ob nicht Gott-Vater bisweilen im Donnerwagen vorführe, Blitze schleuderte und seine Allmacht allzu handgreiflich zur Schau stellte?“

Der Kaiser zuckte wie unter einem Hieb zusammen. Schon wieder dies verwünschte Wort: Allmacht! Und abermals aus dem Munde Waldersees! Er zog unruhig die Uhr und wandte sich zum diensttuenden Adjutanten: „Länger dürfen wir, glaube ich, die Leute von der Vulkanwerft nicht auf uns warten lassen.“

Der Aufsichtsrat des „Vulkan“ hatte durch seinen Präsidenten den Kaiser um die Ehre eines Besuchs bitten lassen. Dieser nutzte gern den Anlaß, um sein Interesse für den deutschen Schiffsbau und das Los der deutschen Arbeiter erneut kundzutun.

Schon im Vorgelände der Werft empfingen Vorstand und Beamtschaft die kaiserlichen Wagen.

Als der Herrscher, von ihnen geleitet, der Werft nahte, öffneten sich geheimnisvoll die beiden Flügel des Riesentores. In der großen Halle wartete im Halbkreis, Mann für Mann, die Belegschaft des Werkes.

Aus ihren Reihen trat nun ein Alter hervor, das scharfgeschnittene Gesicht von einem weißen Bart umwallt. Seine schwielige Hand hielt einen mächtigen Lorbeer.

Der Werftpräsident raunte dem Monarchen zu: „Diese Überraschung haben die Arbeiter sich selbst ausgedacht.“

Auge in Auge mit dem Kaiser begann der greise Schmied: „Es sind wenig Jahre her, da drohte unserer Werft der Zusammenbruch. Viele tausend Arbeiter wären dadurch auf die Straße geworfen worden. Nur größere Schiffsbauten konnten uns retten. Aber die deutschen Schiffsgesellschaften lehnten unsere Angebote ab. Sie hatten mehr Vertrauen zu England und gaben ihre Aufträge dorthin. — In dieser verhängnisvollen Stunde, da ist unser Prinz Wilhelm zum Kanzler gegangen und hat ihm von unserer Not gesprochen. Und der Kanzler hat dafür gesorgt, daß uns neue Schiffsbauten zugewiesen worden sind. Das vergessen wir Vulkanleute nie und nimmer. Und deshalb haben mich auch meine Arbeits-

genossen beauftragt, unserem Kaiser den Dank auszusprechen; den Dank von Männern, Frauen und Kindern dafür, daß Sie uns alle vor der größten Not bewahrt, daß Sie das Ansehen des deutschen Schiffsbaues gefördert haben. Und zum Zeichen dieses Dankes bitten wir alle Eure Majestät, diesen Kranz entgegenzunehmen.“

Der Kaiser reichte dem Alten die Hand und schüttelte sie kräftig. Er konnte starke innere Bewegung nicht verbergen, als er sagte: „Kaum eine Huldigung noch hat mich so tief gefreut wie die, die ihr mir bereitet habt. Ihr wißt, wie sehr mir euer Los, das Los des deutschen Arbeiters, am Herzen liegt. Viel gilt es da zu bessern. Manches hat die Vergangenheit versäumt. Was an mir liegt, soll geschehen, daß der deutsche Arbeiter nicht nur sein gutes Auskommen erhält, sondern daß er auch ein menschenwürdiges Leben führen kann. Ein König der Armen will ich sein; die Seele des deutschen Arbeiters will ich mir gewinnen, damit wir geschlossen in voller Eintracht, ein Volk von Brüdern, den Platz in der Welt erringen können, der uns gebührt. Und dieser Händedruck, den ich Ihnen gebe, Meister, er gilt euch allen, allen wohlgesinnten und vaterländisch denkenden deutschen Arbeitern.“

Ein Jauchzen, das kein Ende mehr nehmen wollte, durchbrauste die Halle. Und kaum konnte der Kaiser seinen Rundgang zur Besichtigung antreten und durchführen, immer wieder von neuem umjubelt und gefeiert.

Bergarbeiterstreiks

Mai 1889

Der im Gelsenkirchener Revier Anfang Mai 1889 ausgebrochene Bergarbeiterstreik griff immer weiter um sich. Nicht nur im gesamten Ruhrgebiet fuhr man nicht mehr ein. Die rheinischen Kohlengruben wie jene Oberschlesiens legten die Arbeit nieder. Erhöhung des durchschnittlichen Wochenlohns von vierundzwanzig Mark wurde gefordert, Verkür-

zung der zehnstündigen Arbeitszeit und verbesserte Lebensbedingungen.

Gerüchte über Verschleppungsabsichten der Arbeitgeber sowie Ungeschicklichkeiten der Behörden steigerten die Erregung der Massen. Es kam zu Zusammenstößen. Blut floß.

Bismarck vertauschte Friedrichsruh mit der Hauptstadt. Das Staatsministerium tagte.

Am 12. Mai erschien unangemeldet im Ministerrat der Kaiser. Er hatte kurz zuvor den Geheimrat Hinzpeter, seinen ehemaligen Erzieher, empfangen, der ja schon des Knaben Teilnahme für die soziale Frage zu wecken verstanden hatte und nun seit geraumer Zeit von seinem Wohnsitz Bielefeld aus, also aus dem Herzen der Industriegegenden, kaiserlichem Auftrag zufolge, regelmäßige Berichte über die Entwicklung der Arbeiterprobleme an seinen hohen Schüler von ehemdem richtete.

Ohne weitere Einleitung begann der Monarch Kritik zu üben an der Haltung, wie sie die Regierung der Streikbewegung gegenüber einnahm, und befürwortete ein Nachgeben der Unternehmer und Aktionäre.

Bismarck erhob sich: „Verzeihen, Eure Majestät, wenn ich zu widersprechen mir erlaube. Entgegenkommen würde der Sozialdemokratie nur den Rücken stärken. Und die Sozialdemokratie ist der Todfeind unseres Staates.“

„Vollkommen mit Ihnen einverstanden, lieber Fürst. Aber ich will ja auch nicht die Lage der Sozialdemokraten bessern, sondern die Lage der Arbeiter.“

„Ist doch ein und dasselbe — Arbeiter und Sozialdemokraten“, gab der Kanzler zurück, im verbindlichsten Ton, als habe er die Schärfe der kaiserlichen Worte nicht bemerkt.

„Nicht alle Arbeiter sind Sozialdemokraten.“

„Alle, Majestät“, beharrte Bismarck ruhig, „alle ohne Ausnahme; mögen sie die Zugehörigkeit zur Partei leugnen oder wirklich nicht zu ihr gehören.“

„Selbst wenn Sie recht hätten, Durchlaucht, müßten wir eben die Arbeiter aus den Händen der sozialistischen Verhetzer lösen. Auch sie sind Bürger unseres Staates. Auch sie meine Untertanen. Auch ihnen muß ich meine Fürsorge wie

allen anderen zukommen lassen. Dazu hat mich Gott in mein Herrscheramt berufen.“

„Die hohe Auffassung Eurer Majestät von den Pflichten des Königs ehrt uns alle.“ Im Widerspruch zu seinen anerkennenden Worten stand der Gesichtsausdruck des Kanzlers. Meisterte er ihn absichtlich nicht vollkommen? „Aber wie sollte man sie verwirklichen?“

Der Kaiser, von seinen drängenden Gedanken erfüllt, achtete der Frage nicht. „Wenn alle diese Krösusse der Industrie den berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft nicht entsprechen wollen, so ziehen wir eben unsere Truppen zurück. Die Herren werden dann schon klein begeben. Es brauchen nur erst einmal einige Landhäuser der Fabrikbesitzer und Direktoren in Brand aufzugehen.“

„Aber diese Direktoren und Fabrikbesitzer sind doch ebenfalls Untertanen Eurer Majestät und haben Anspruch auf den Schutz ihres Königs.“

Auch diesen Einwurf schien der Monarch zu überhören. „Unsere Marine wird wehrlos, wenn ihr die Gruben kein Feuerungsmaterial liefern. An eine Mobilmachung ist nicht zu denken, wenn Kohlenmangel unsere Bahnen lahm legt. Wäre ich der Zar, ich würde Deutschland in diesem Augenblick den Krieg erklären. In solch einer verzweifelten Lage befinden wir uns.“

Minister von Boetticher, der mit begeistertem Blick am Kaiser hing, nahm die Pause wahr: „Die Gefahr kann in der Tat nicht übertrieben werden.“

„Wohl aber persönliche Beflissenheit am unrechten Fleck“, donnerte der Kanzler, für einen Augenblick unbeherrschbare Urgewalt.

Aber gleich darauf wandte er sich in mildem Ton, und als hätte er nicht eben einen andern moralisch niedergeschlagen, an den Kaiser: „Ich bitte Eure Majestät bedenken zu wollen, daß Güte meist im Leben als Schwäche ausgelegt wird. In diesem Fall aber wirkte sie als Zugeständnis der Ohnmacht. Nähme die höchste Staatsgewalt Partei für die aufsässigen Arbeiter, so würde das deren Habgier nur ins Uferlose steigern.“

„Ich will den Arbeitern, die zu mir stehen, helfen, so weit es möglich ist. Nachher mögen sich diejenigen vorsehen, die meine Hand nicht ergreifen.“

„Daß Eure Majestät selbst mitarbeiten wollen, ist nicht nur eine Gnade für uns alle, auch ein Glück für das Reich. Aber das Sozialistengesetz, das Seine Majestät, mein hochseliger Herr, ins Leben gerufen hat . . .“

„Es war zur Abschreckung aus Furcht vor Attentaten damals nötig gewesen. Ich aber habe von meinem Volke nichts zu befürchten. Nie und nimmer möchte ich meine Herrschaft auf Bajonette stützen. — Außerdem läuft ja die Geltung des Gesetzes im nächsten Jahr ab.“

„Eben darum, Eure Majestät, wird es an der Zeit, daß man seine Verlängerung ins Auge faßt, und zwar in verschärfter Form.“

„Darüber eingehender zu reden werden wir ja noch Gelegenheit haben.“

Der Kaiser verließ den Ministerrat ebenso überraschend, wie er erschienen war.

Bismarck hob die Sitzung grollend auf.

Als er mit seinem Sohn allein war, stöhnte er: „Was soll uns solch knabenhafte Schwärmerei! Je unreifer wir waren, um so leidenschaftlicher versteiften wir uns alle einmal darauf, die Welt zu verbessern und die Menschen zu veredeln. Als ob man es nicht seit Jahrtausenden mit dem gleichen unveränderlichen, unverbesserlichen Rohstoff zu tun hätte!“

„Wie schonungsvoll du dich ausdrückst, Vater! Diesem Geschmeiß gegenüber, diesem verächtlichen, das noch die Hand leckt, die es züchtigt! Mich widert das Menschen- gesindel, dies feige, kriecherische, dem nichts gilt als sein jämmerlicher Leichnam, seine Eitelkeit, sein Vorteil. — Ah, pfui — vor Ekel möchte ich bisweilen am liebsten . . .“

„Lohnt so viel Aufwand?“

„Ich bewundere dich, Vater. Wie du dich im Zaum zu halten verstehst. Auch vorhin wieder. Allerdings — Boetticher hat ja sein Teil abgekriegt . . .“

„Das fehlte mir gerade noch, daß solche Gesellen aufmuckten. Meinen Standpunkt hat er zu vertreten. Das ist

sein Amt. Nichts sonst! Es genügt mir ja vollkommen, daß der andere . . . Zum Henker“, unterbrach er sich selbst. „Wenn nur der junge Mann davon ließe, unablässig an der Kurbel der Staatsmaschine herumzuspielen. — Na, ich gewöhne es ihm wohl noch ab. Jedenfalls werde ich taube Ohren machen und mich gründlich sperren.“

Zwei Tage später empfing der Kaiser im Berliner Stadtschloß nacheinander Abordnungen der Bergarbeiter wie ihrer Brotgeber.

An beide Gruppen richtete er Ansprachen voll ernster Mahnung, in leidenschaftlichem Eifer zu helfen, berechnete Ansprüche zu erfüllen und die Gegner zu versöhnen.

Aber keinem machte er es so recht zu Gefallen.

Die Arbeiter tadelten, daß er ihr Vorgehen als einen Vertragsbruch, als ungesetzlich, ja in einzelnen Fällen als strafwürdig brandmarkte, daß er schärfste Maßnahmen in Aussicht stellte, ohne jede Nachsicht, unter Einsatz aller staatlichen Machtmittel, wenn sich die Bewegung als Werk sozialdemokratischer Hetzer und Vaterlandsfeinde erweise, von nun an nicht alle Ausschreitungen vermieden und die Arbeitswilligen unbehelligt gelassen würden.

Die Bergherren fühlten sich durch die kaiserliche Mahnung an das Recht eines jeden auf menschenwürdige Lebensbedingungen und Beteiligung am Gewinn seiner Arbeit einigermaßen verletzt und enttäuscht, weil der Monarch sich nicht rückhaltslos zu ihnen, den „staatserhaltenden Elementen“, bekannt hatte.

Aber immerhin beherzigten wohl beide Parteien, was ihnen vorgehalten worden war. Verhandlungen machten dem Streik ein Ende, und das Leben lenkte wieder in seine gewohnten Bahnen zurück.

Nur der Kaiser empfand es als immer unabweisbarere Pflicht, das Übel an der Wurzel zu erfassen und Zustände heraufzuführen, die dem Einzelgeschick des Arbeiters ihr Recht einräumten und das Gesamtvolk vor ähnlichen Erschütterungen bewahrten. Er vertiefte sich in die ausführlichen Meldungen, die er aus sämtlichen Unruhegebieten eingefor-

dert hatte, erwog durchgreifende Pläne und beriet sich mehr als zuvor mit Personen seines Vertrauens wie Hinzpeter, Douglas, dem Maler Heyden und Berlepsch, dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz.

Öfter als sonst verlangte der Kaiser jetzt auch nach Eulenburg, der seit Ende 1888, als Gesandter in Oldenburg, Preußen auch bei dem Braunschweiger Hof vertrat, gleichzeitig aber auf besonderen Befehl zu Arbeiten im Auswärtigen Amt herangezogen, bald auch in aller Form dessen Verbindungsmann zum Monarchen.

Mit diesem, dem einzigen Freund, auf den er baute, konnte er sich ohne Scheu aussprechen.

„Wie soll ich den Reichskanzler verstehen? Passive Resistenz übt er gegen meine Pläne, dem deutschen Arbeiter zu helfen. Österreich stößt er nachgerade vor den Kopf — ohne Rücksicht auf meinen Empfang dort, auf das, was zwischen Kaiser Franz Joseph und mir verabredet worden ist, was mich entscheidend dünkt für unsere ganze Zukunft, das Zusammengehen Hohenzollern-Habsburg. Ich habe oft den Eindruck, als spiele er mit dem Gedanken, Österreich vollkommen preiszugeben. Und Rußland läuft er nach — obwohl meine Zweifel durch Meldungen über russische Kriegsvorbereitungen oder doch Truppenverschiebungen, nicht nur an den österreichischen, auch an unseren Grenzen, stets bestärkt werden. Und jetzt das Vorgehen gegen die Schweiz . . .“

„Es ist fraglos ein Übergriff, daß sie den deutschen Agenten verhafteten und trotz Protest festhielten.“

„Wenn dieser Kerl seiner schweizerischen Kreatur es noch schriftlich gab, er möge nur getrost drüben weiter draufloswühlen, und wenn er sich noch obendrein mit diesem sozialdemokratischen Lockspitzel jenseits der Grenze zusammen bestellte, so verdient er für seine Dummheit allein eingelocht zu werden.“

„Auf der anderen Seite muß das Reich und seine Beamten alles tun, um uns die rote Seuche vom Leib zu halten.“

„Im eigenen Land, lieber Freund. Im fremden besitzen wir keine Polizeigewalt. Und deshalb begreife ich nicht, weshalb der Kanzler so blindlings draufloswütet.“

„Er möchte die Schweiz zu Garantien veranlassen, daß sie nach Kräften sozialistische Propaganda über die Grenze verhindert, ja vielleicht sogar von sich aus gegen die Roten vorgeht.“

„Sollte er nicht den Packen schlagen und den Esel meinen?“

„Wie das, Eure Majestät?“

„Rußland hat doch das allergrößte Interesse daran, daß mit umstürzlerischem Gesindel gründlich aufgeräumt wird. Wieviel russische Anarchisten bevölkern die Schweiz? In Zürich hat man erst jetzt wieder solche Hunde bei der Fabrikation von Bomben erwischt, die zugestandenermaßen für das Zarenreich bestimmt waren. Wir treiben also in der Schweiz russische Geschäfte. Das könnte uns doch die Moskowiter geneigt machen, zunächst zu gemeinsamem Vorgehen; also eine Annäherung auf alle Fälle. Wer weiß, zu welcher Entwicklung dies den Anstoß gäbe?“

Eulenburg schaute verblüfft drein.

Der Kaiser lachte, wurde aber gleich wieder ernst. „Nun haben die Petersburger Herren Bismarck abfahren lassen. Und er darf, nachdem er den wilden Mann gespielt und der Schweiz kaum verhüllt mit Krieg gedroht hat, sehen, wie er seinen Kopf aus der eigenen Schlinge zieht. — Nein, das behagt mir alles, alles nicht. Und am liebsten würde ich den Kanzler einmal stellen. Ob er denn vermeint, ich sei nur eine Puppe?“

Eulenburg machte der Gedanke zu schaffen, daß Holstein — wie aus seinem heutigen Gespräch auf dem Auswärtigen Amt unverkennbar hervorging — mit allen Mitteln, wenn auch verstohlen, ein gutes Verhältnis zu Österreich betrieb; im Gegensatz also zum Reichskanzler? Was bedeutete das? Um Himmels willen! Waren die Dinge so weit auf der schiefen Ebene schon vorgeschritten? Daß Holstein gegen den Kanzler arbeitete, ihn verriet, sich auf die Seite seiner Feinde schlug?

Laut sagte er: „Noch sehe ich nicht klar. Aber eins steht fest, Eure Majestät dürfen nicht den Kanzler vor den Kopf stoßen. Sonst wirft er uns alles hin. Das wäre ein Verhängnis für das Reich; ein Unglück auch für Eure Majestät.“

In nordischen Fjords

Odde 8. Juli und Tromsö 17. Juli 1889

Schon bei Antritt der Nordlandfahrt hatte sich Graf Eulenburg krank gefühlt. Mit noch größerem Widerstreben war er daher der kaiserlichen Einladung gefolgt als ohnehin — und nur, weil Herbert Bismarck seine Anwesenheit an Bord als unbedingt erwünscht bezeichnet hatte.

Eine ziemlich bewegte Überfahrt verschlimmerte seinen Zustand. Kaum erträgliche Schmerzen folterten ihn Tag und Nacht. Fieber setzte ein:

Gürtelrose befürchteten die Ärzte.

In Odde, wo man zwei Tage zu verweilen gedachte, ging er daher an Land. Die Ruhe eines Gasthofzimmers, abseits vom Lärm des Schiffes und dem Getriebe der Bordgesellschaft, gab ihm vielleicht die Kraft, so weit der Krankheit Herr zu werden, daß er wenigstens die Reise fortsetzen konnte.

Von seinem Bett aus sah er den schmalen Fjordarm, hinter tiefblauem Wasser schroff ansteigende Felswände und wie ein weißes Spielzeug den schwerfälligen Rumpf des alten „Hohenzollern“-Raddampfers.

Noch ein wenig befangen vom Morphium, das ihm die Ärzte verabreicht hatten, träumte er vor sich hin.

Ob der Kaiser mit seinen Gästen mittlerweile von dem beabsichtigten Gletscherausflug zurückgekehrt war? — Ach — was kümmerte es ihn? Er war froh, wenn man ihn unbehelligt ließ. Die vergangene Nacht und ihre göttliche Stille, in einem ordentlichen Bett, nicht auf schwankenden Planken und gerüttelt von Maschinen und Schiffsrädern — sie hatte ihm wohlgetan: wohlgetan wie der ausgedehnte Morgenschlaf und das Vorsichhindämmern bis zu dieser Nachmittagsstunde...

Mußte da schon wieder einer die Treppe heraufpoltern? Daß diese norwegischen Häuser auch alle aus Holz gezimmert waren — die reinsten Schallböden!

An seine Tür pochte es. Ehe er noch antworten konnte,

betraten bereits zwei Herren das Zimmer; Graf Waldersee und Botschaftsrat von Kiderlen. Und schon füllte es sich mit der geräuschvollen Atmosphäre der „Hohenzollern“. Mehr noch als sonst verursachte dem Kranken der beinahe bäuerisch-handfeste Schwabe Pein mit seinem Hang zu witzeln und zu lästern.

Sie erzählten von dem Gletscher, an dem sie herumgestiegen waren, von dem seltsamen Eindruck, die ungeheuren Eismassen zwischen grünenden Bäumen gelagert zu sehen, von dem mächtigen weißblauen Kristalltor, aus dem das Wasser hervorsprudelte, von abbröckelnden Klötzen...

„Ja, denken Sie, Graf, unser Schreck, als plötzlich ein Eisbrocken unmittelbar vor dem Allerhöchsten Herrn herabstürzte.“

„Na — mir sin' aus'risse' wie Schafleder“, lachte Kiderlen.

„Nur der Kaiser rührte sich nicht vom Fleck. Als ginge ihn die Geschichte nichts an, so betrachtete er sich das Naturspiel. Fabelhaft! Mitten im Kugelregen wird der einmal auch nicht mit der Wimper zucken. Haben Sie gesehen, Kiderlen, wie er uns anschaute? Allzuviel Hochachtung...“

„Was batt' mir alle Ehrfurcht vor meiner Leich?“ kollerte der Württemberger, der sich heute darin gefiel, sein ländliches Schwäbisch noch mehr als sonst zu übertreiben, da er gewahrte, daß es dem Kranken körperlich nahezu wehtat. „Scho' lieber lebig veronglimpft, als wie g'storbe an'bet't!“

„Aber Kiderlen...“ Waldersee schwankte zwischen Empörung und Belustigtsein.

„Mich verpflichtet' koi' Affe'jack' — nix für ungut, Ex'lenz — en' Siegfried z' mime'. Graad' so wenig wie unsern Zauberkinschtler Hülsen. Der isch erscht verduft'! Habt Ihr des nit g'sehe'? Noch schneller isch 's gange' als soi' Eier im Schnupftuch abends, wann er uns Tascheschpiellerschickkle vormacht. Aaber... Herre'... Isch des aa no' e' Lebe'? Die Fahrerei do von ei'm Fjord in de' andere'. E' Heidegeld koscht's un' bleibt e' Sauonsinn — nix wie Felse' un' Wasser, Wasser. — Viel Wasser macht Durscht... Vielleicht gibt's doch a gut's Trepfle' in dem Loch da. Medla hab' i scho' g'sehe'...“, er schnalzte mit der Zunge. „Ja mei, 's geht doch nix iber Woin

und Weib — de' G'sang, den lass' i gern unserem Troubadour . . .“, und er machte eine höfische Verbeugung vor dem Bett, eh er sich polternd entfernte.

„Enfant terrible.“

„Eher Hofnarr“, lächelte Waldersee süßsauer.

„Sind aber zu viele von dieser Sorte in der Allerhöchsten Umgebung.“

Eulenburg verzog das Gesicht. Schmerzen setzten erneut ein.

„Sie fühlen sich wieder schlechter, Graf?“ Auf eine mehr zustimmende als verneinende Geste fügte Waldersee hinzu: „Da müßte ich mich also auch empfehlen. Aber — auf der ganzen bisherigen Reise — und das sind doch nahezu schon vier Tage gewesen — habe ich noch nicht ein einzigmal Gelegenheit gefunden, Sie ungestört zu sprechen. Gewisse Dinge dürfen aber nicht mit Vogel-Strauß-Politik behandelt werden.“

Eulenburg hob die Hand von der Decke und ließ sie wieder fallen.

Sein Gast achtete dieser Bewegung nicht, die ebensogut weitere Erörterungen ablehnen als dazu auffordern konnte, und fuhr fort:

„Heute traf hier ein Telegramm ein, wonach Bismarck die deutschen Kapitalisten vor dem Ankauf russischer Wertpapiere warnen läßt; gleichzeitig aber ein Brief, zweihundertfünfzig Millionen Rubel seien zur Konversion an der Berliner Börse zugelassen. Verstehen Sie das?“

„Vollkommen unfasslich“, gab Eulenburg zurück.

„Sind Sie überhaupt im Bilde?“

„Nicht unbedingt.“

„Die Geldgeschichte kann uns ja im Grunde Hekuba sein. Es handelt sich aber letzten Endes um anderes: um den schwersten Konflikt zwischen dem Haus Bismarck und unserem Allerhöchsten Herrn.“

Eulenburg setzte sich in den Kissen aufrecht. „Sie meinen doch nicht . . .“

„Hören Sie . . . Der Kaiser will begreiflicherweise verhüten, daß gutes deutsches Geld nach Rußland fließt. Dort

würde es womöglich zu Kriegsvorbereitungen gegen uns benutzt werden.“

Eulenburg pflichtete bei. „Fraglos. Wie die große russische Anleihe in Paris vom Dezember.“

„Die Lieferung von fünfhunderttausend Lebelgewehren nicht zu vergessen! — Der Kaiser befahl nun Herbert und den Pressechef des Auswärtigen Amtes zum Vortrag. Sehr gelinde ging es dabei nicht zu. Denn Herbert konnte nicht leugnen, daß der Kanzler wie er selbst den Plan guthieß, die Rubelmillionen an die Berliner Börse zu bringen. Das heißt, Herbert stellte die Sache so dar, als böte diese Machenschaft unseren Kapitalisten, die russische Papiere besaßen, die beste Gelegenheit, sie gegen bares Geld loszuwerden. Ich verstehe von dem ganzen Dreh nichts. Der Kaiser ließ sich nicht irremachen. Kurzerhand befahl er vielmehr dem Pressemann, gegen den russischen Finanzplan zu schreiben — eine bittere Pille für Herbert und den Alten. Aber schließlich zu begreifen. Seine Majestät erblickt in Rußland unseren geheimen Feind. Staatssekretär und Kanzler schicken sich an, diesem Feind Millionen in den Rachen zu werfen... Ich habe den Eindruck, das ist der Anfang vom Ende Bismarckscher Herrlichkeit. Des Kaisers Gefühl für Herbert hat jedenfalls einen beträchtlichen Knick bekommen. Herbert dürfte ausgespielt haben. Und sein Vater... nun, ich will nicht Cassandra sein...“

„Ja, aber was soll jetzt geschehen? Angesichts der Warnung des Kanzlers vor dem Ankauf russischer Anleihe und deren gleichzeitiger Zulassung zur Börse?“

„Solange wir hier in Norwegen herumgondeln, läßt sich nicht viel machen.“

„Man sollte doch wenigstens auf dem laufenden bleiben.“

„Vielleicht wäre es zweckmäßig, sich täglich die Berliner Kurse der russischen Anleihe depeschieren zu lassen?“

„Schlagen wir das Seiner Majestät vor, damit er Kiderlen entsprechend anweist.“

Noch am Abend hatte Eulenburg Gelegenheit, dem Kaiser selbst seinen Vorschlag zu unterbreiten. Denn dieser kam,

sich persönlich nach dem Befinden des Freundes umzusehen und ihm Telegramm und Brief vorzulegen, die Waldersee und ihn selbst nicht weniger in Erregung versetzt hatten.

„Ausgezeichnet“, meinte der Monarch, erleichtert, daß er vorläufig einer einschneidenden Entscheidung enthoben war. „Bei Ihnen finde ich doch immer Rat und Hilfe. Wie hätte es nur werden sollen, Phil, wenn ich Ihnen im Frühjahr nachgegeben und Sie für immer nach Ihrem Liebenberg entlassen hätte?“

Eulenburg schwieg. Noch schuf ihm das Opfer Pein, das er dem kaiserlichen Freunde hatte bringen müssen. Von Jugend auf war es sein Traum gewesen, nach dem Tode des Vaters, als sein eigener Herr in großem Stil, von der geliebten Frau und seinen Kindern umgeben, der Verwaltung seiner Güter und seinen künstlerischen Neigungen zu leben, Bauten aufzuführen, als Dichter und Musiker schöpferisch zu wirken. Der Verzicht darauf war ihm ungemein schwergefallen; jede Erinnerung daran schmerzte.

Der Kaiser achtete dessen nicht. Längst sprach er in seiner übersprudelnden Lebhaftigkeit von anderen Dingen.

Es ging schon gegen Mitternacht.

Man hatte nach dem Abendessen von Bord der „Hohenzollern“ aus einen Scheinwerfer auf Eulenburgs Gasthofsfenster spielen lassen, bis von dort mit weißen Tüchern Bescheid gewinkt wurde, und sich dann wieder zur gewohnten Tafelrunde zusammengefunden.

Flügeladjutant Hülsen sang Couplets, die gründlich zu Foppereien der „Badegäste“ untereinander Anlaß gaben. Das Hin und Her von Scherz und Spott steigerte sich zu immer tollerem Lärmen.

Plötzlich erhob sich der Kaiser, der heute nicht an dem lustigen Treiben teilnahm, als wäre ihm des Gelächters zu viel geworden. Eine Geste wehrte jede Begleitung ab. Allein stieg er zum Bootsdeck hinauf. Die Rechte auf dem Rücken machte er ein paarmal die Runde. In Gedanken verloren blieb er schließlich an der Reling stehen, stützte sich leicht darüber und blickte in das bewegte Wasser, in dem Lichter

des Tages mit dem Widerschein der Beleuchtung an Bord ein wechselvolles Spiel trieben. Lange verharrte er so.

Unmutig wandte er sich um. Irgend jemand keuchte die Treppe herauf. Kiderlen war es, erhitzt, das Gesicht ein wenig aufgequollen und in dem blauen Borddress eher einem verabschiedeten Havelkapitän ähnlich als einem Diplomaten.

„Müssen wohl eine kleine Trinkpause einlegen?“ rief der Kaiser zwischen Spott und Ärger herüber.

Der Botschaftsrat kam näher, tupfte sich Schweißperlen von der blanken Stirn und schnitt eine verzweifelte Grimasse:

„Hab' wohl oder übel 's Hase'panier ergreife' müsse'. Senden wär' sonst am End' mit 'm Messer auf mich los'gange'. Oder hätt' mich gar bei lebigem Leib auf'fresse'. Alle Haar' auf sei'm Kopf und die mehreren von sei'm G'sichtsurwald habe' sich g'schträubt. Zum Grusle'.“

„Werden ihm wohl wieder böse mitgespielt haben?“

„Ihm net mehr als alle' andre'. Er fühlt sich halt nur immer gleich betroffe'.“

„Ist eben eine etwas argwöhnische Natur.“

„Verrücktes Huhn... Wenn mer 'n ganz harmlose' Witz' erzählt...“

„Wollen mal nachprüfen. Also 'raus damit!“

„Ja — wenn mir aber Eure Majestät auch einschnappe?“

„Verstehe schon einen Spaß — das wissen Sie ja.“

„Also — aber ohne Obligo. Da fragt bei uns z'Haus en Oberscht sein' Hauptmann: ‚Na, sen Sie mit Ihrem Ersatz dies Jahr z'friede?' ‚Ha', meint der Hauptmann, ‚isch net so weit her; 's sen viel Plattfussete drunter, drei Kropfete, zehn Vorb'schtrofte, und an Preiß' hab i a noch.“

Der Kaiser lachte hell auf. „Derlei allerdings verträgt der gute Senden schlecht. Haben aber nicht auch noch ander Fahrtgesellen böse Miene aufgesetzt?“

„Nit en einziger. Wie kann mer au' nur so ohne Humor sei'? In de' meischte' Witz' mach' ich mich doch grad au über mei' eigne Landsleit' luschtig.“

„Haben Sie neue auf Lager?“

„D'G'schicht von dem Baure' hab' i — glaub i — no nit erzählt?“

„Von welchem Bauern?“

„Von dem Baure', der sei' Finger auf der Eise'bahn in d' Kupeetür ein'klemmt hat.“

„Nun also . . .“

„Ha — der schreit halt, der arm' Teifel, bis der Schaffner kommt un' d' Tür aufmacht. Der Bauer jammert alsfort: ‚Liebs Herrgöttle, tut des aber weh, so weh...‘ Bis der Schaffner schließlich brummt: ‚Isch nur gut so. Wenn's eich Saubaure' au no wohl tät', hättet Ihr de' ganze' Tag d' Pratze drent.‘“

Der Kaiser schüttelte sich vor Lachen, faßte Kiderlen unter dem Arm und begann mit ihm seinen abendlichen Bordrundgang. „Stecken Sie sich getrost Ihre Kanone von Zigarre ins Gesicht. Geben Sie noch etwas zum besten! Zur Erholung! Nachher haben wir ohnehin allerlei ernste Dinge zu besprechen.“

Knapp zwei Wochen später lief in Tromsö eine Depesche der Königin von England ein, die dem Kaiser ihre Absicht kundtat, ihn gelegentlich seines bevorstehenden Besuches bei der Flottenschau zum englischen Ehrenadmiral zu ernennen.

„Dieselbe Uniform wie Nelson zu tragen“, äußerte sich der Monarch zu Eulenburg, den er sofort mit der frohen Botschaft aus seinem nachmittäglichen Schlummer an Deck aufgescheucht hatte, „das bedeutet für mich eine große, ganz große Freude. Abgesehen davon, daß derlei allen Familienzweist begräbt — es ist dies auch keineswegs als leere Formalität gemeint. Und ich denke nicht daran, mich mit dem bloßen Titel zu begnügen. Wenn England unser Bundesgenosse sein will, so muß seine Flotte als die erste der Welt vor aller Kritik bestehen, wie unser Heer als Landmacht! Und dazu mein Teil beizutragen, will ich bestrebt sein.“

Der Graf schwieg betreten, doch wurde seine Verlegenheit nicht beachtet. Denn Waldersee, der schon geraume Weile in der Nähe wartete, machte sich bemerkbar. Als der Kaiser ihn gewahrte, glitt er rasch heran, seine Glückwünsche darzubringen.

„Sie wissen schon?“ Der Kaiser strahlte. Es war eine Frage voll jugendlichen Jubels.

„Bis auf den kleinsten Schiffsjungen ist die ganze ‚Hohenzollern‘ voll Freude und Stolz, Euer Majestät.“

„Das muß gefeiert werden.“

„Vielleicht gibt es doch Rußland und dem Kanzler zu denken...“

Aber der Kaiser war so erfüllt von seiner neuen Würde und den Aufgaben, die sie in seinen Augen ihm auferlegte, daß er diesen Einwurf überhörte und leidenschaftlich entwickelte, was er an seemännischen Absichten in der englischen Flotte zu verwirklichen gedachte.

Waldersee wurde mit jedem Augenblick unruhiger.

Schließlich griff er, wie zerstreut, in seine Brusttasche und brachte ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt zum Vorschein, mit dem er nervös spielte. Das Rascheln des Papiers riß den Kaiser aus seinen Gedankengängen. Ungehalten fragte er: „Was haben Sie denn da?“

„Verzeihen, Eure Majestät. Aber ich bin vollkommen aus der Fassung. Länger darf ich nicht schweigen.“

„Was ist denn nun schon wieder?“ Der Kaiser griff ungeduldig nach der Zeitung, die Waldersee vor sich hinhielt. „Wiener Tageblatt“ war in fetten Lettern darauf gedruckt. „Lassen Ihnen diese verfluchten Federfuchser keine Ruhe?“

Eulenburg trat taktvoll beiseite und verschwand.

„Hier bringen sie schwarz auf weiß die Meldung, ich hätte Eurer Majestät nach jener Zarenrede, in welcher der Fürst von Montenegro als einziger zuverlässiger Freund Rußlands gefeiert worden war, eine Denkschrift über die russischen Rüstungen überreicht. Und diese Denkschrift habe eine Rückfrage in Petersburg nahegelegt, gewissermaßen Rechenschaft fordernd, was diese an Mobilisation grenzenden Vorbereitungen zu bedeuten hätten.“

„Sehen Sie nicht wieder Gespenster, lieber Graf?“ Der Kaiser begann den Artikel durchzufliegen.

„Und schlimmer ist es noch als in den ‚Hamburger Nachrichten‘. Die sprachen doch nur allgemein von ‚Kriegstreiberei‘, vom ‚Krieg um des Krieges willen‘. Hier aber...“

„Allerdings...“ Der Kaiser reichte das Blatt zurück. „Das muß ein Ende nehmen.“ Er sann nach. „Wenn man nur wüßte, wer hinter diesen Angriffen steckt.“

„Darüber bin ich nicht mehr im Zweifel.“

„Nun — und...?“

„Ich wage nicht...“ wand sich der General. „Aber Eure Majestät erinnern sich, wer auf die Gefahr aufmerksam gemacht hat, daß wir durch die Zulassung der Russenanleihe gewissermaßen Petersburgs Kriegsrüstungen gegen uns bezahlen.“

„Das war Ihre Pflicht. Und ich bin Ihnen dankbar dafür.“

„Gift und Galle speien aber die anderen; jene, denen ich die Kreise gestört habe: die Juden, die gern wieder einmal auf billige Weise Millionen verdient haben würden; und gewisse große Staatsmänner, weil sie eben von ihren russischen Liebhabereien nicht ablassen und lieber deutsche Ehre opfern als Gefahr laufen, daß es noch einmal zum Klappen kommt.“

„Nie und nimmer glaube ich, daß Bismarck... Ja, wissen Sie denn, Waldersee...?“

„Ich weiß nur das eine, Eure Majestät“, Waldersees Erregung schien überzukochen, „daß im Grunde gar nicht ich armer Tropf dem Allgewaltigen so wichtig bin, wie es den Anschein hat, daß er gegen mich nur immer vom Leder zieht, weil er in mir einen andern treffen will, einen, der sonst für seine Schläge unerreichbar ist, der unendlich hoch über ihm steht und an dem persönlich er sich nicht, noch nicht zu vergreifen wagt...“

Der Kaiser war bleich geworden. Aber er hielt an sich: „Ruhe, Ruhe, Exzellenz! Nehmen Sie sich das Zeitungsgewäsch nicht so zu Herzen. Es lohnt nicht. Zumal, wenn es also eigentlich gegen mich gerichtet ist. Wir werden uns unserer Haut schon zu wehren wissen. Lassen wir uns den wundervollen Abend, die Mitternachtssonne nicht verderben und nicht das Fest meiner Ernennung zum englischen Admiral.“

Er reichte dem Generalstabschef die Hand und ging langsam seinen Kammern zu.

Waldersee aber trat an die Reling. Er sah nichts von dem Feuerzauber in Wolken, Meer und Landschaft, den die nächtliche Sonne entzündete. Nur eines füllte ihn aus: der Händedruck des Kaisers war herzlicher als je während der letzten Zeit gewesen.

Sollte er schließlich das Spiel gegen den Kanzler doch gewinnen? Sollte der böse Alte das Gegenteil von seinen Absichten erzielt haben? Wie er eigentlich erst so recht durch seine Angriffe das allgemeine Augenmerk auf ihn gelenkt, ja ihn gewissermaßen als Kanzlergegner, ja Kanzlerschaftsanwärter in den Vordergrund gedrängt hatte, so mißglückte am Ende auch das Manöver der Bismarcks, ihn beim Kaiser aus dem Sattel zu heben? Geschah ihnen gerade recht, wenn er durch ihre Umtriebe nur fester noch Fuß faßte.

„Wer andern eine Grube gräbt...“

„...fühlt selbst den Schmerz“, antwortete es neben ihm.

Erst jetzt gewahrte er, daß Eulenburg an seiner Seite stand.

„Hat Ihnen Kiderlen übrigens je ein Telegramm gezeigt oder berichtet, wie es um die russischen Kurse in Berlin steht?“ Es war, als wollte Waldersee jeder Frage des andern zuvorkommen. Eulenburg verneinte.

„Ich glaube, er vergißt es auch dem Allerhöchsten Herrn gegenüber“, fuhr der General fort. „Warum sollte er die Sache nicht einschlafen lassen? So erspart er dem Kaiser Ärger und erweist dem Hause Bismarck einen Dienst; verpflichtet sich also gewissermaßen beide Teile.“

Waldersees Triumph würde vielleicht ein wenig herabgestimmt worden sein, hätte er gelesen, welches Telegramm der Kaiser noch in dieser Nacht an den Kanzler abgehen ließ. Es lautete: „Bei meinem Morgen- und Abendgebet denke ich Eurer Durchlaucht mit der heißen Bitte, daß der Allmächtige Sie, mein lieber Fürst, mir noch lange erhalten möge als meinen Lehrer und Führer und als den Piloten des Reichsschiffes.“

Der Kaiser blieb auch während der nächsten Tage ungewöhnlich ernst, versonnen und in sich gekehrt.

Als am nächsten Abend Eulenburg eine unlängst von ihm gedichtete Ballade vorgetragen hatte, griff der Monarch mitten im Gespräch über nordische Dichtung zu einem kleinen Büchlein, das er in der Tasche trug. Die Frithjofs-Sage war es, und er las einige Strophen aus dem geistigen Vermächtnis des Königs Bele.

Seltsam die vor Erregung leicht bebende Stimme, seltsam die Wahl der Verse.

Manche Worte sprach er mit einer Feierlichkeit, einer inneren Hingabe, daß seine Hörer beinahe scheu zu ihm hinblickten, daß verstohlen einer den anderen maß. Was bedeutete das? schienen sie sich gegenseitig zu fragen. Wem galt es?

„Ihr Söhne“, sprach der König, „mein Tag sinkt hin,
In Eintracht führt die Herrschaft, mit Brudersinn!

.
Laßt Stärke stehn als Hüter an Landespfort
Und Frieden blühn im Innern als sichern Hort.

.
Ein Mann, dem Freunde mangeln, wie stark er sei,
Stirbt wie ein Stamm der Wüste, von Rinde frei...

.
Nicht trotz' auf Väter Ehre, die eigne nur ist dein.

.
Zum Waffenbruder, Halfdan, zum Freunde treu,
Ist nah' der Weg, wie ferne sein Haus auch sei.
Und weit ab liegt dagegen, auf fernem Wege,
Des Feindes Hof, auch wenn er am Wege läge.

Auch wähle zum Vertauten nicht jeden du.
Das leere Haus ist offen, das reiche zu.
Wähl' einen dir und suche dir keinen andern,
Bald wird, was dreie wissen, zu allen wandern.

Gehorch dem König. Einem gebührt die Macht,
Der Tag hat nur ein Auge, viel hat die Nacht.
Der Beßre auf den Besten nie sieht mit Neide.
Der Griff tut not dem Schwert, nicht bloß die Scheide.

Und habt ihr so in Frieden des Reiches acht,
Dann trotz ihr jedes Feindes und Drängers Macht.
Denn Hoheit im Vereine mit Kraft und Milde,
Die gleicht dem blauen Stahlring im goldnen Schilde.“

.

Diese letzte Strophe wiederholte der Kaiser, um dann das Buch vor sich hinzulegen. Schweigend erhob er sich, schweigend reichte er den Fahrtgenossen zur guten Nacht die Hand.

Fern am Horizont dort lohte höllischer Brand. Über den ganzen Himmel hin zog sich die rote Glut. Wie Rauchschwaden, aus denen mächtige Flammen aufzuckten, um hier und da zu verlöschen und aufs neue emporzuschlagen, deckten Wolken die Berge der Ufer, bisweilen gleich feurigen Mänteln über das Wasser dahinschleifend. Auch die Flut rings um das Schiff flirrte und gleißte, stark bewegt, als ob Feuerzungen aus ihr in die Höhe leckten. Himmel, Erde und See schienen in Flammen zu verschmelzen. Weltenbrand — Weltenuntergang...?

Die Sonntagspredigt, die der Kaiser verlas, die einfachen, schlichten Worte des Gottvertrauens, die er anschloß, die demutvolle Art, in der er das Vaterunser betete und den Segen erteilte, sie sprachen nicht nur von hoher Auffassung seines priesterlichen Amtes. Ihm selbst wohl nicht bewußt und kaum einem andern vernehmbar, rang da eine einsame Menschenseele um Letztes und Höchstes, um die Kraft, den rechten Weg zu finden in einem Wirrsal von Gefahren.

Bald nach der Rückkehr von der Nordlandreise schiffte sich der Kaiser, von einer stolzen Kriegsflotte geleitet, nach Spithead ein. Zum erstenmal betrat er englischen Boden als Herrscher.

Eine Flottenschau bildete den Höhepunkt dieses an Ehrungen und Festen wiederum überreichen Besuches.

An Bord der königlichen Yacht „Victoria and Albert“ händigte die Queen dem Enkel die Bestallung zum Flottenadmiral aus.

Den weitaus größten Teil dieser Tage verbrachte der Kaiser in Gesellschaft seiner Großmutter und seines Oheims, des Prinzen von Wales, der ursprünglich ablehnen wollte, am Empfang des deutschen Neffen überhaupt teilzunehmen, da dieser die ihm in Wien angetane Unbill auszulöschen nicht gesonnen war. Ein Gebot der Königin verhütete jedoch neuerliches Zerwürfnis. Aber nur nach außen hin kam eine oberflächliche Versöhnung zustande. Die inneren Gegensätze der beiden Männer, des weltgewandten, lebensklugen, erfahrenen Genußmenschen Eduard, der nüchtern mit beiden Beinen fest auf dem Boden stand, und des jugendlich-romantischen, beinahe puritanisch-weltfremden, impulsiven Idealisten auf dem deutschen Kaiserthron — sie waren allzu elementar, als daß Onkel und Neffe jemals wirklich zusammenfinden konnten.

Nächtliche Fahrt

(Großherzog Friedrich von Baden und Fürst Hohenlohe)

Nacht vom 23. auf 24. August 1889

Der Metzger Bahnhof wimmelte von Menschen.

Die Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. hatte stattgefunden und für diesen Tag aus nah und fern, den Reichslanden, aber auch den übrigen deutschen Gauen, Schau-lustige und Vaterlandsfreunde herbeigelockt. Ein großer Teil von ihnen strebte noch in der Nacht wieder den heimischen Gefilden zu.

Sonderzüge wurden abgelassen. Der Verkehr war kaum zu bewältigen.

Ein mächtiger Gardekürassierrittmeister mühte sich, einem kleinen weißhaarigen Herrn und seiner Begleitung den Weg durch die drängende Menge zu bahnen.

Eben langten sie an einer Gasse an, die Hofbediente einen roten Läufer entlang vom Fürstenpavillon zu einem Salonwagen säumten.

In seiner hellblauen Dragoneruniform schritt gerade der Großherzog von Baden auf den Zug zu.

Der auffallend große Gardekürassier lenkte wohl seine Aufmerksamkeit auf den Greis mit dem scharfgeschnittenen Profil. Er blieb stehen und winkte. Die Gruppe kam rasch herzu.

„Fürst Hohenlohe, wollen Sie nicht mit mir in meinem Wagen fahren?“ Der Statthalter nahm dankend an.

Als sich die beiden Herren allein gegenüberaßen, tauschten sie zunächst ihre Eindrücke über die Feier des Tages.

„Es war wieder einmal ein Triumph für unsern Allerhöchsten Herrn“, faßte Hohenlohe sein Urteil zusammen.

„Wäre noch größer gewesen, wenn die Paladine Kaiser Wilhelms vollzählig teilgenommen hätten. Dadurch würde der harmonische Zusammenhang, der innere Gleichklang der großen Vergangenheit mit der Gegenwart betont in die Erscheinung getreten sein.“

„Darin kann ich Eurer Königlichen Hoheit nur beipflichten. Auch ich hätte es um so dringlicher gewünscht, als eben doch immer wieder Gerüchte von Spannungen zwischen Kaiser und Kanzler durchsickern.“

„Leider nicht völlig unbegründet.“

Hohenlohe hob die schweren Lider über den sonst immer halbverdeckten, tiefliegenden Augen und schaute den Großherzog unverwandt an.

„Je nun — Durchlaucht... Bismarck macht es ‚unserm‘ Neffen doch bisweilen unendlich schwer.“ Ein mildes Lächeln blinkte in seinen gütig-humorvollen Augen, als er auf Hohenlohes Verwandtschaft mit der Kaiserin anspielte, die der Herrscher, wenn er mit dem Statthalter einer Meinung war, durch den Onkeltitel anerkannte, während er in Stunden gegensätzlicher Ansichten die formbetonte Anrede Durchlaucht wählte.

Der Statthalter verzog keine Miene und verharrte schweigend.

„Bismarck ist ja geradezu krankhaft reizbar und mißtrauisch“, fuhr der Großherzog fort. „Seine Selbstherrlichkeit kennt keine Grenzen mehr. Wer darf noch eine andere

Meinung, einen anderen Willen äußern? Vor allem aber geht dem Kaiser auf die Nerven, daß der Kanzler unablässig seinen Standpunkt verändert.“

„Inwiefern verändert...?“

„Denken Sie doch an unsere Ostpolitik, Hohenlohe! Bis in die letzten Tage betrieb der Kanzler ja unverkennbar den Anschluß an Rußland — mochte aus Österreich werden, was wollte!“

„Und das ist jetzt anders geworden? Seit wann?“

„Die verfehlte Schweiz-Politik mag den Anstoß gegeben haben. Sollte übrigens Bismarck wirklich mit dem Gedanken umgegangen sein, Krieg gegen die Schweiz zu führen und sie aufzuteilen?“

„Ganz undenkbar“, entgegnete der Statthalter. „Nur eine Spielernatur wäre dazu fähig. Immerhin bleibt es eine unselige Geschichte.“

„Mehr als das! Wir dürfen von Glück sagen, daß wir mit einem blauen Auge davongekommen sind. Wie leicht hätte Frankreich sich einmengen können. Ein gefundenes Fressen für die Revanchehetzer: Die Schweiz von uns bedroht, Frankreich als Hüter des Neutralitätsvertrags, unsere linke Flanke wehrlos... man darf sich gar nicht ausmalen, was alles hätte eintreten können.“

„Aber daß nun Rußland nicht gemeinsam mit uns gegen die Schweiz vorging, das hat den Kanzler erkältet?“

„Er erkennt jetzt wohl, daß die Moskowiter gewiß gern nehmen, aber nichts dafür geben, daß sie ihre feindliche Haltung nicht um ein Jota ändern trotz alles Liebesbemühens. Und deshalb ist Österreich wieder hoch bei ihm in Gunst. Ja, der Gedanke, daß es doch einmal mit Rußland zu einer kriegesischen Verwicklung kommen könnte, wird nicht mehr unbedingt abgelehnt. — Dies unausgesetzte Hin und Her, Auf und Ab stimmt den Kaiser kritisch. Unfehlbar ist also auch der gefeierte Reichsbaumeister nicht. Auch er kann irren. Diese Erkenntnis mindert begreiflicherweise seine Ehrfurcht vor Bismarck. Dafür steigert sie sein Eigengefühl...“

„Läßt sich dagegen nichts unternehmen?“

„Wie wollten Sie das machen, Durchlaucht? Ja, wenn der

Kanzler wenigstens seine Karten auf den Tisch legte! Aber das tut er nie und nimmer. Allzuviel hält er vor dem Kaiser geheim. Und der wittert es. Folge: er beginnt argwöhnisch zu werden. Auf die Dauer ...“

„Was sollte denn aber um Himmels willen geschehen, wenn der Kanzler ginge? Wer besitzt im europäischen Konzert ein Ansehen, das dem seinen auch nur ganz entfernt gleichkäme? Wer dürfte sich zutrauen, den Atlas zu spielen?“

„Ich fürchte, der Kaiser glaubt, er könne die politische Führung selbst in die Hand nehmen.“

Nach einer Weile meinte Hohenlohe: „Königliche Hoheit haben recht. Das Verhängnis liegt darin, daß der Kanzler unsern Herrn nicht in seine Pläne und Absichten eingeweiht hat, in das ganze verwickelte politische Gewebe. Er hätte alle Erfahrungen und Weisheit auf ihn übertragen, ihn heranbilden müssen. Er müßte es jetzt noch. Aber er hat ja nicht einmal in einem kleinen ausgewählten Diplomatenkreis politischen Nachwuchs gezüchtet. Niemand weiß Bescheid um das Eigentliche, um Mittel und Ziele, niemand im ganzen Auswärtigen Amt außer dem einzigen Herbert.“

Beide Herren versanken in peinvolles Schweigen. Der Großherzog lehnte sich, die Augen schließend, in die Polster zurück. Hohenlohe schaute zum Fenster hinaus.

Die Landschaft lag in hellem Mondlicht. Ferne Kirchen und Gehöfte leuchteten weiß. Wie in flüssigem Silber glitzerten Baumwipfel von Waldhöhen. Korn stand nirgends mehr auf den Feldern. Vereinzelte Flächen waren noch mit Grummetpyramiden bedeckt. Hell erleuchtete Bahnhöfe flitzten vorüber. Und gleich darauf breitete sich wieder ringsum der Zauber einer mondhellen Spätagustnacht.

*Zarenabreise
und ein verhängnisvolles Gespräch*

13. Oktober 1889

Während der Kaiser sich vom Gefolge Alexanders III. verabschiedete, der ein paar Tage sein Gast gewesen war, schritt die vierschrötige Hünengestalt des Zaren auf den Grafen Waldersee zu und reichte ihm die fleischige Hand.

„Sie reisen nun also...“, sagte er unbeholfen und doch lauernd mit tiefer, lauter Stimme, „wohl auch bald?“

„Reisen? Ich, Majestät?“ gab der Generalstabschef erstaunt zurück.

„Ja... nach Konstantinopel doch... mit Ihrem Kaiser.“

„Aber —“, Waldersee krümmte sich, als ob die Gegenwart des Kolosses ihm Unbehagen einflößte, „davon ist niemals die Rede gewesen.“

„Ach, wirklich...? Na, dann also...“, brummte der Zar, sichtlich erleichtert, aber doch ungläubig, winkte mit herrscherablassender Geste dem sich tief Verbeugenden zu und tat ein paar schwerfällige Schritte anderen Würdenträgern entgegen.

Kaum war er endlich in den Salonwagen gestiegen, folgte ihm Kaiser Wilhelm sogleich, um bis zur Abfahrt mit seinem Gast dort zu verweilen.

Gehobener Stimmung winkte er, als der Zug aus der Halle rollte, dem am Fenster stehenden, finster blickenden Mann im rötlich-dunklen Vollbart zu.

„Nun mögen sie sich in Ludwigslust mit diesem steinernen Gast vergnügen“, wandte er sich an Bismarck. „In drei Tagen bekommt man reichlich genug.“ — Er schickte sich an zu gehen.

Der Kanzler hob, sich leicht verbeugend, die Hand zum Helm mit dem Federbusch.

„Wollen Sie nicht zu mir in den Wagen steigen?“ fragte der Kaiser. „Ich bringe Sie noch zur Wilhelmstraße.“

Stumm saß Bismarck neben dem Herrscher, der einen Seufzer der Erleichterung von sich stieß.

„Uff — das haben wir, glaube ich, gut gemacht.“

„Sehr erwärmend war der Trinkspruch der russischen Majestät gestern nicht.“ Der Fürst fühlte sich offenbar in dem ungewohnten Waffenrock wenig behaglich.

„Ja, eigentümlich herb ist dieser langweilige Riese schon; bisweilen geradezu menschenfressender Muschik. Hat nicht wenig Mühe gekostet, ihn bei guter Laune zu erhalten. In Hubertusstock habe ich mich sogar auf den Bock des Pirschwagens gesetzt und meinem Gast das ganze Jagdvergnügen überlassen...“

Bismarck verhielt sich schweigend.

„Nun — so loben Sie mich doch!“

„Dazu gehört gewiß allerlei Selbstüberwindung — von einem so passionierten Jäger.“ Es klang erzwungen. „Wird wohl auch schwerlich ohne Eindruck geblieben sein.“

„Nicht genug damit!“ ereiferte sich der Kaiser. „Ich habe für die nächstjährigen russischen Manöver meinen Besuch in Krasnoje angemeldet; möchte dann noch einige Zeit in Spala bleiben.“ Er hielt inne, blickte von der Seite zum Kanzler hin, als erwartete er eine besondere Anerkennung.

Bismarcks Züge blieben unbeweglich.

„Nun —“, drängte der Monarch. „Was sagen Sie dazu, Fürst?“

„Bin nicht ganz sicher“, kam es kalt zurück, „ob dies dem Zaren sonderlich willkommen sein wird. Er liebt ein beschauliches Leben mit Frau und Kindern, liebt Ruhe, Zurückgezogenheit — ein wenig bequem, wenn ich mir das zu sagen gestatten darf. Spala, dies kleine Jagdschloß, ist zudem keineswegs auf Besuche eingerichtet. Wahrscheinlich hält sich der Zar deshalb so gern dort auf.“

„Durchlaucht legen sich ja geradezu ins Zeug, um mir mein Vorhaben auszureden. Das Gegenteil hatte ich erwartet.“ Der Kaiser war merklich abgekühlt. „Schließlich hängt eben von den persönlichen Beziehungen der Souveräne gewissermaßen das Schicksal der Völker ab, die ganze europäische Politik, Krieg oder Frieden.“

Als es auch darauf still blieb, fuhr er fort: „Bisher haben doch meine Besuche an fremden Höfen vollen Erfolg gehabt. Gerade auch in Petersburg.“

Bismarck setzte zu reden an, räusperte sich aber nur sehr umständlich. Nein, er durfte doch nichts davon verlauten lassen, was ihm gerade über den letzten Petersburger Besuch der Londoner Botschafter Graf Hatzfeld an Berichten vertraulichster Art hatte zukommen lassen.

„Ich finde“, sagte er schließlich schwerfällig, „der Zar hat uns ein wenig gar lange warten lassen, bis er sich entschloß, den Besuch zu erwidern.“ Nachsinnend hielt er inne. Dann kam es Wort für Wort geheimnisvoll heraus: „Mittlerweile könnten sich für uns Aussichten eröffnet haben, die mehr heißen als die fragwürdige Russenfreundschaft.“ Wie zum Schlag bereit, als müsse er einen Lieblingsplan verteidigen, den man ihm bedrohte, schloß er plötzlich mit grollendem Unterton: „Eure Majestät haben doch unlängst selbst noch ein freundschaftliches Zusammengehen mit Rußland für ausgeschlossen gehalten.“

„Die letzten Tage haben mich eben umgestimmt. — Sie selbst sind doch auch vollauf zufrieden über den Verlauf dieses Besuches und den Erfolg Ihrer Aussprache mit dem Zaren.“

„Ich glaube“, entgegnete der Kanzler trocken, „es ist mir gelungen, dem Zaren den Verdacht auszureden, daß wir Rußland angreifen wollten. Aber — wenn mich nicht alles täuscht, blieb noch genug Gift zurück.“

„Gift? Mißtraut er Ihnen denn nach wie vor?“

„Das wohl weniger.“ Die feine Stimme klang mit einemmal wieder dumpf, mürrisch: „Aber Eurer Majestät nimmt der Zar die beabsichtigte Reise nach Konstantinopel sehr übel. Das sähe gerade so aus, meinte er, als wollten wir die Türken gegen ihn gewinnen.“

„Ich weiß — Sie sind auch nicht recht einverstanden. Und doch . . .“

Bismarck fiel ihm ins Wort: „Es ist ja sehr gut, und niemand wünscht es mehr als ich, daß Euer Majestät als Herrscher gebührend in den Vordergrund treten. Aber . . .“

„Aber . . .? Nun — was aber?“

„Ich meine — man glossiert im Volk diese Reisen übel.“ Der Kaiser machte eine wegwerfende Geste.

Bismarck ließ sich nicht beirren: „Petersburg, Wien, Rom, London, Athen, Konstantinopel und die Nordlandfahrt — alles in knapp einem Jahr. Man zerreißt sich vielfach die Mäuler...“

„Möge man!“

„... und gedenkt der hochseligen Majestät, meines toten Herrn, den seine Herrscherpflichten zeit seines Lebens hier festgehalten haben.“

„Diese Reisen —“, die Stimme des Kaisers zitterte vor Unmut, „ich unternehme sie allein im Dienst meines Volkes zum Besten Deutschlands.“

Bismarck sah verbissen und, wie es den Kaiser dünkte, leicht spöttisch drein. —

Der Wagen hielt mit starkem Ruck. Der Schlag wurde aufgerissen.

Bismarck gewahrte die Hand im weißen Handschuh, die sich ihm entgegenstreckte. Er ergriff sie, mit einem fragenden Blick, ob denn der Kaiser nicht wie sonst noch zu einer Plauderstunde in sein Arbeitszimmer mit hinaufkam.

Ein wenig umständlich kletterte er aus dem Geführt heraus und blieb daneben stehen.

Ein leiser Befehl, und schon zogen die Pferde an.

Der Kanzler verbeugte sich, die Hand am Helm, und stieg dann langsam die Stufen empor, durch die unsichtbar geöffnete Pforte an den beiden ruhenden Sphinxen vorüber hinauf zu seinem Allerheiligsten.

Im Auswärtigen Amt

13. Oktober 1889

Kaum hatte sich der Kanzler an seinem mächtigen Schreibtisch niedergelassen und mit einem Blick die angehäuften Briefe, Karten, Schriftstücke überflogen, zog er die rote Seidenquaste, die unmittelbar vor ihm von der Decke herabhing.

Ein Diener erschien im Türrahmen.

„Seine Exzellenz den Staatssekretär“, befahl der Fürst.

Kurz darauf trat Graf Herbert ein, noch im goldbestickten Diplomatenfrack, ein Ordensband über der Schulter, wie er vom Bahnhof gekommen war.

In kurzen, ärgerlichen Worten erzählte der Kanzler die Auseinandersetzung während der Wagenfahrt vorhin. „Wie oft muß ich betonen“, schloß er, „daß ich dem jungen Herrn gönne, wenn er seine Rolle als Monarch im vollen Rampenlicht spielen kann; nicht nur, weil es ihm Genugtuung bereitet, auch um der monarchischen Idee willen, die gerade nach außen, dem eigenen wie fremden Völkern gegenüber vorteilhaft verkörpert werden muß. Und das kann er ja ausgezeichnet. — Aber es darf eben nicht auf Kosten höherer politischer Interessen geschehen; und ebensowenig in Autokratie ausarten wie etwa auch in der Militärattaché-Frage. Ich kann nicht dulden“, er nahm ein Blatt Papier zur Hand, das die Unterschrift Holsteins trug, und ließ es raschelnd wieder fallen, „daß diese Flügeladjutanten, die man da unsern Botschaftern zugeteilt hat, in nicht überprüfter, unmittelbarer Verbindung mit S. M. eigene Politik machen.“

„Wäre noch nicht so schlimm, wenn nicht Waldersee dahintersteckte. Der hat doch den Kaiser nur vorgeschoben, als Antwort darauf, daß wir uns seinen militärischen Sonderberichterstatteufug verbitten.“ —

„Kann denn der Kerl nicht die Finger davon lassen?“

„Fällt ihm ja gar nicht ein, Vater. Im Gegenteil. Mittlerweile hat er sich wohl bereits ein richtiggehendes politisches Büro geschaffen — so eine Art Nebenregierung.“

„Ja, zum Satan“, donnerte der Kanzler. „Gilt denn mein Befehl nichts mehr? Woher weißt du übrigens...?“

„Unausgesetzt laufen Klagen der Botschafter ein über Schwierigkeiten, die ihnen die Militärattachés bereiten; über allerlei Vorkommnisse und Handlungen, mit denen diese Herren die offizielle Politik zu durchkreuzen versuchen.“

„Hat auch Reuß...?“

„Gerade in Wien geht es am tollsten zu. Deines kehrt sich nicht an unsere Weisungen. Er ist nur Werkzeug Waldersees.“

„Wir hätten dem Kerl das Genick brechen müssen, ihn nicht nur verwarnen dürfen.“

„Was nützt es, wenn wir einzelne Handlanger beseitigen! Im Nu sind sie durch andere ersetzt. Waldersee selbst müssen wir unschädlich machen. Und zwar ehe er dir völlig den Boden abgegraben und sich zum Reichskanzler hinaufintri-giert hat.“

„Unsinn! Daran denkt er nicht. Übrigens hält ja der Kaiser unbedingt zu mir.“

„Auch nach solchen Vorfällen wie heute?“

„Lappalien . . .“

„Und wenn die andern fortdauernd Gegensätze zwischen ihm und dir schüren, wie zum Beispiel in der sozialen Frage?“

„Du begehst den gleichen Fehler wie ich selbst lange Zeit. Du tust Waldersee zuviel Ehre an. Er ist und bleibt ein Scharlatan. Wie konnte nur der alte Moltke diesen konfusen Politiker, diesen ehrgeizigen Wirrkopf Männern wie Caprivi oder Häseler vorziehen? Ein unverzeihliches Unrecht! Und nur zu verstehen, weil er eben mit ihm anfangen durfte, was er wollte!“

„Unterschätze Waldersee nicht, Vater!“

„Auch als Generalstabschef versagt er ja vollkommen. — Krieg, Krieg, Krieg . . . darauf läuft bei ihm alles hinaus. Eine fixe Idee! Irrenhausreif! Er möchte die Welt noch mit seinem Feldherrnruhm erfüllen. Aber zu alt wird er dazu, wenn der Friede noch lange dauert. Das weiß er, und des-wegen schürt er das Feuer.“

„Übrigens —“, Graf Herbert strich sich den buschigen Schnurrbart, der meist über die Lippen herunterfiel, mit zwei Fingern zur Seite, „Phili Eulenburg wollte sich melden.“

„Ist der schon wieder aus Oldenburg hier? Sollte auch gescheiter an den kleinen Fürstenhöfen scharwenzeln als die Wilhelmstraße unsicher machen.“

„Muß doch auf Allerhöchsten Befehl ständig von uns über alle politischen Vorgänge auf dem laufenden gehalten werden.“

„Hätt' ich beinahe vergessen“, brummte der Kanzler.

„Vergessen, Vater?“ schrie Herbert mit gespielter Ent-setzen auf. „Vergessen die gewichtige Mission dieses hoch-mögenden Staatsmannes, der in außerordentlicher Weise das

Auswärtige Amt bei Seiner Majestät vertritt? Aber, aber — was für ein Kapitalverbrechen!“

Bösartig war der Hohn wie der finstere Gesichtsausdruck des Staatssekretärs.

„Laß ihn meinetwegen herein. Ich kann ihm ja etwas zu kolportieren geben; höflich bis zum Galgen. — Aber erst die Haiducken!“

Kaum war der Sohn verschwunden, da stürzten — zwar lautlos, aber mit allen Zeichen unterwürfiger Dienstbeflissenheit — nacheinander allerlei Räte mit Akten und Mappen herein und nahten scheu flüsternd dem allgewaltigen Fürsten. Eine Unterschrift wurde erteilt, ein Blatt zerrissen und zerknüllt beiseite geschleudert. Wer erledigt war, eilte mit fliegenden Rockschoßen davon. Andere traten an deren Stelle.

Tyras, bisher still in sich gekauert, am Fuße des breiten Diwans mitten im Zimmer auf dem Teppich mit seinen gelben, blauen, grünen Ostereierblumen, knurrte ein paar mal drohend, von seinem Herrn aber sofort zur Ruhe gerufen.

„Ah...“, der Fürst schaute eben von einem Schriftstück auf, „sieh da... unser Oldenburger Gesandter. Gleich sind wir soweit.“ Und er wandte sich wieder mit einer barschen Frage an den Referenten, der seine Unterschriftenmappe vor ihm ausgebreitet hatte und nun, fast ersterbend in Ehrfurcht, angstvoll Auskunft erteilte.

Als auch der letzte Beamte den Herrn und Gebieter verlassen hatte, wandte sich dieser an den mit Herbert Bismarck in einer Fensternische lautlos tuschelnden Eulenburg.

Eine gleichgültige Unterhaltung schleppte sich hin, an der sich der Sohn überhaupt nicht beteiligte, um nach einer Weile eine dienstliche Frage aufzuwerfen und sich unter Hinweis auf deren Erledigung zurückzuziehen.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, belebte sich des Kanzlers bisher gelangweilter Ausdruck. „Dieser Mann da“, und er deutete auf die Tür, die sich eben geschlossen hatte, „das ist die Seele der Wilhelmstraße. Ich wüßte keinen, der ihn ersetzen könnte. Alle meine Erfahrungen habe ich auf ihn abgelagert; und auf niemand anderen. Und so steht und fällt hier alles mit ihm.“

Diesen bedeutsamen Worten ließ er ein eindrucksvolles Schweigen folgen, das Eulenburg seinerseits nicht brach, den Blick unverwandt auf den goldenen Kreuzchen der stumpfgrauen Tapete, als wollte er sie zählen.

Bald darauf gab der Fürst, als sei nun das Interesse an seinem Besucher vollends erloschen, zu verstehen, daß er sich nicht länger den Staatsgeschäften entziehen könne.

Ein Abschied

Zweite Oktoberhälfte 1889

Ehe der Kanzler nach Friedrichsruh zurückkehrte, fand er sich noch im Stadtschloß ein.

Nichts erinnerte an die Verstimmung der gemeinsamen Rückfahrt vom Lehrter Bahnhof nach der Abreise des Zaren. Mit keiner Silbe wurde die jüngste Spannung gestreift, die dadurch entstanden war, daß der Kaiser durch einen Drahtbefehl an die Oberpräsidenten die Arbeitgeber veranlaßte, von der beabsichtigten schroffen Ablehnung der Arbeiterforderungen Abstand zu nehmen, während der Kanzler ebenfalls auf dem Drahtweg den Oberpräsidenten die Ausführung Allerhöchster Befehle ohne Gegenzeichnung der Minister als unzulässig verwies.

Erst als der Kaiser sich schon erhoben hatte, im Begriff, dem Fürsten die Hand zu reichen, meinte er: „Lassen Sie mich nun bald ihre sozialpolitischen Richtlinien kennenlernen. Die Arbeiterfrage muß ernstlich in Angriff genommen werden. Für meine Person bin ich nicht müßig gewesen.“

„Ich hätte gedacht, Eure Majestät wären anderen Sinnes geworden.“

„Wüßte nicht, weshalb?“

„Nun, die Ausschreitungen während der letzten Streiks im Saargebiet und in Westfalen sind meines Erachtens doch dazu angetan...“

„Sie haben mich nur unbedingter von der Notwendigkeit helfender Maßnahmen überzeugt.“

„Dann gehen wir katastrophalen Zeiten entgegen, Majestät.“

„Wenn wir eben nicht zuvor die Arbeiterschaft für uns gewinnen.“

„Umstürzlerische, aufgehetzte Massen, die zum Mord und Brand entschlossen sind und denen Politik oder sogenanntes soziales Elend nur einen Vorwand dafür abgeben, bündigt man nicht durch Weltverbesserungsideen, fromme Lieder und Sprüche der Heilsarmee. Ihre verbrecherischen Gelüste müssen durch Pech und Schwefel getilgt werden. Ausgebrannt ein für allemal! Wenn man sich nicht selbst das Grab schaufeln will! Der Herrscher darf sich nicht von falschen Sentimentalitäten leiten lassen. Der bessere Zweck entscheidet. Auch wenn er grausame Mittel gebietet. Die höhere Idee . . .“

„Gerade weil mir“, unterbrach ihn der Herrscher, „die höhere Idee des Kaisertums auch für die Enterbten vorschwebt, gerade darum . . .“

„Eure Majestät betrachten die Dinge vom Gesichtswinkel des jugendlich-idealistischen, gläubigen, von der Roheit des Lebens und der Menschen unberührten Außenseiters. Glauben Sie mir. Wer wie ich sieben Jahrzehnte lang im schwierigsten Lebenskampf steckt, er sieht die Dinge unverfälschter, klarer, richtiger. Erfahrung . . .“

„Erfahrung“, er schluckte. — Wieder dies Wort, mit dem man ihn zum Schuljungen herabwürdigte. „Ja — warum verschließen Sie die Schätze Ihrer Erfahrung vor mir und teilen sie nicht mit vollen Händen aus“ — dies zu fragen lag ihm auf der Zunge. Aber er sagte nach einigem Zögern nur: „Erfahrung — ja, die habe ich allerdings nicht.“

„Aber sie lehrt, daß die Menschheit eine erbärmliche Sippe ist, die nur eine starke Faust im Zaum hält, nur ein unbeugsamer Herrenwille zu ihrem Besten leitet. Erfahrung . . .“

„. . . bewahrt aber nicht unbedingt vor Irrtümern“, unterbrach ihn von neuem Wilhelm II.

Die großen Augen des Kanzlers schauten den Sprecher unter den buschigen Brauen kalt fragend an.

Der Kaiser gab sich einen Ruck und sagte hart, aber als mußte er sich gewaltsam dazu zwingen: „Haben Eure Durch-

laucht noch niemals bereut, daß Sie den Frieden von San Stefano im Berliner Kongreß umgestoßen haben?“

„Wie meinen das Eure Majestät?“ kam es wie ferner Donner zurück.

„War es ein politisch einwandfreier Schachzug, die Russen 1878 nicht nach Stambul hineinzulassen, ihnen die Früchte ihres Sieges zu entreißen?“

„Ich glaube wohl, Majestät.“

„Durchlaucht wollten und wollen doch immer eine englisch-russische Einigung verhindern. Damals hätte sich ein nie wieder gutzumachender Riß bewerkstelligen lassen. Wären die Russen in Stambul eingezogen, würde die englische Flotte aus dem Marmarameer ebenfalls eingefahren sein. Der Klad-deradatsch war da.“

„Den eben mußte ich vermeiden, Eure Majestät, mußte einem Weltbrand vorbeugen. Und deshalb gab es für mich nur die Rolle des ehrlichen Maklers . . .“

„. . . die unsere jahrhundertealte Freundschaft mit Rußland ein für allemal zerschlagen hat.“ — Der Kaiser ließ diese Worte lange nachklingen. „Ob es uns jemals gelänge, sie wiederzugewinnen? — An dieser Hoffnung verzweifle ich nachgerade. — Wie lautet doch das geflügelte Wort aus Gortschakows Mund oder Kreis? ‚Konstantinopel muß in Berlin erobert werden.‘ Kannten Eure Durchlaucht es nicht?“

Bismarck stand wie ein eherner Block.

Diesmal wollte sich der Kaiser den Vorteil, den er eben erkämpft hatte, nicht wieder entwinden lassen.

Ehe der Kanzler noch zu einer Erwiderung ansetzen konnte, gab er ihm in kühlem Ton den Auftrag, eine Novelle zum Arbeiterschutz aufzusetzen und baldigst vorzulegen. Dem flammenden Blick ausweichend, reichte er ihm rasch die Hand und verließ mit leichtem Gruß den Raum.

Der Kanzler, plötzlich allein geblieben, starrte auf die ins Schloß gefallene Tür. Wulstig traten die Schläfen- und Backenmuskeln aus dem schneeweißen Gesicht hervor, so gewaltsam preßte er die Zähne zusammen. Beide Fäuste hob er, krampfhaft geballt, als wollte er sich auf seinen Gegner stürzen und ihn zu Boden schmettern, doch packte er nur den Sessel, von

dem sich der Kaiser eben erhoben hatte, und stieß ihn mit solcher Wucht mehrmals auf den Boden, daß die Lehne abgebrochen in seinen Händen blieb.

Während er sie beiseite schleuderte, kam ein dumpfes, unterirdisches Grollen aus seiner mächtigen Brust.

Doch als habe er auf diese gewalttätige Weise allem Unmut Luft gemacht und sein Gleichgewicht wiedergefunden, schritt er langsam dem Vorzimmer zu.

Die Spinne im Netz

Erste Novemberhälfte 1889

Der November war schon hereingebrochen, als Eulenburg wieder das frostige Haus an der Wilhelmstraße betrat. Diesmal galt sein Besuch dem dirigierenden Rat der politischen Abteilung.

Holstein sprang von seinem Sessel auf, als er eintrat, und ging rasch auf ihn zu. „Sie kommen wohl, lieber Graf, um Ihrem jüngsten Brief größeren Nachdruck zu verleihen.“

„Ja“, gestand Eulenburg bedrückt. „Die Manövergeschichte macht mir schwer zu schaffen . . .“

„Ich begreife nicht recht, wieso gerade ich . . .?“

„Sie stehen Waldersee nahe. Der Generalstabschef ist die Persönlichkeit, die dem Allerhöchsten Herrn die Sache vortragen muß; Pflicht seines Amtes gewissermaßen.“

„Warum aber kommt der Großherzog von Baden mit seinen Sorgen und Bedenken zu Ihnen, Graf Eulenburg? Er könnte doch wahrhaftig als Onkel . . .“

„Darüber zu befinden, steht mir nicht zu. Ich muß mit den Tatsachen rechnen. Und Tatsache ist einmal, daß mir der Großherzog tiefbekümmert über diese Manöverkomödie sein Herz ausschüttete. Man kann die Dinge so nicht weiter laufen lassen. Der Kaiser darf nicht mehr selbst führen. Damit er siegt, verfährt man ganz unwürdig ihm gegenüber. Lächerlich wird er gemacht. Und glaubt dann, es sei wirklich sein taktisches Genie, wenn er den Gegner wirft, den Gegner,

der alle Schritte so wählen muß, daß der Allererhöchste Herr gewinnt! Ein grenzenloses Unrecht, ein Betrug sondergleichen! Und wie sich das auswirkt! Bei der eigenen Truppe, Offizieren wie Mannschaften; und erst den ausländischen Manövergästen! Die Folgen sind ja gar nicht abzusehen! Zumal wenn im Kaiser der Wahn gefestigt wird, er könne, er müsse im Kriegsfall persönlich die oberste Leitung in die Hand nehmen.“

„Nun sind aber doch seine Kritiken — das schreiben Sie ja selbst . . .“

„Die Kritiken des Kaisers — sie sollen ganz ungewöhnlich sein. Das gestehen Militärs zu, die gewiß nicht sich lieb Kind machen wollen, die im Gegenteil sonst wenig freundlich urteilen. Geniale Auffassungsgabe, ein Überblick, ein Gedächtnis für alle Bewegungen — ohne Karte, ohne Aufzeichnungen. Ein kommandierender General sagte mir jüngst, er könne es überhaupt nicht fassen; niemals wäre er selbst in der Lage gewesen, auch nur entfernt Ähnliches zu leisten, — und war ein ganz hervorragender Generalstäbler.“

„Na — also . . .“

„Kritik und Führung ist aber zweierlei. Bei seiner ausgesprochenen kritischen Begabung kommt dem Kaiser naturgemäß das Schiedsrichteramt zu; nicht aber die Führung einer Partei!“

„Sagen Sie es ihm doch selbst; als Freund . . .“

„Was bedeutet da der Freund? Ein Soldat, dessen Wort Gewicht hat, den der Kaiser als Autorität auf militärischem Gebiet bedingungslos anerkennt — der muß sein Ansehen in die Waage werfen. Sonst ist es ein Schlag ins Wasser.“

Holstein trommelte nervös auf die Armlehne seines Stuhles. „Je nun —“, machte er ausweichend, „ich will sehen, was sich tun läßt.“

Unbefriedigt verließ ihn Eulenburg. Ob nicht zuletzt doch er der einzige war, der es ehrlich mit dem kaiserlichen Herrn meinte; ehrlich genug, daß er auch dies Opfer brachte . . .?

Allein geblieben, steckte sich Holstein eine große Zigarre in Brand, zog einen Bericht hervor und begann, die kurzsichtigen Augen beinahe auf dem Papier, sich darein zu ver-

tiefen. Er las und las wieder. Röte überzog sein Gesicht. Starr schaute er auf den Briefkopf: Deutscher Botschafter, St. Petersburg. Langsam erhob er sich.

Da rasselte der Fernsprecher. Der Geheimrat nahm den Hörer zur Hand. Es quäkte elendiglich aus der Muschel. Er verstand die längste Zeit nichts. „Wer will mich sprechen...? Ach so... Nein... heute nicht... Zum Kanzler? Was fällt ihm ein! Unter keinen Umständen! Ist meine persönliche Angelegenheit! Also morgen früh, gegen acht Uhr! Ja.“ Er legte den Hörer wieder auf, nahm das Schreiben des Botschafters zur Hand, schritt auf den Kamin zu, ließ ein Zündholz aufflammen, hielt es an das amtliche Schriftstück, das sofort Feuer fing. Erst als die Flammen ihm die Finger beinahe versengten, warf er es von sich zwischen knisternde Holzscheite, wo es im Nu zu Asche zerflatterte. „So...“, lächelte er mit höhnisch zusammengekniffenem Mund, „das wird kein Unheil anrichten. Interessiert ja auch wohl weder Vater noch Sohn. — Hat sie jedenfalls gar nicht zu interessieren...! Was geht das alles die da drüben an? — Oder gar den dort im Stadtschloß?“

Und er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und beendete einen angefangenen Brief:

„Vernichten Sie diesen Wisch, den ich Ihnen durch einen zuverlässigen Vertrauensmann übermitteln lasse. Er darf niemals unter andere Augen kommen! Sie wissen Bescheid!“

„Was ist denn nun schon wieder?“, hob er ungeduldig den Kopf, als er eben den Brief gesiegelt hatte und ein Diener vor ihm auftauchte.

Er entnahm dem silbernen Teller eine Karte: immer diese Störenfriede; wieder einmal einer von Übersee. „Soll an einem der nächsten Tage... doch halt!“ Hatte dieser Herr da nicht gestern...? Er widerrief seine Weisung und fauchte bössartig: „Ich lasse bitten.“

Als der Legationsrat eintrat, stand Holstein zwar auf, ohne sich jedoch von seinem Platz zu rühren: „Sie scheinen sehr, sehr lange nicht mehr in der Heimat gewesen zu sein.“ Seine Stimme klang drohend. Der Besucher schwieg betroffen. „Oder vergißt man so leicht jenseits des großen Wassers,

was hier bei uns Brauch ist? Wohlbegründeter Brauch, über den man sich nicht so ohne weiteres hinwegsetzt?“

„Ich verstehe nicht . . .“, stotterte der Legationsrat.

„Sie haben sich gestern ohne weiteres unmittelbar bei Seiner Exzellenz dem Staatssekretär melden lassen. — Sagte man Ihnen etwa, ich sei erkrankt oder sonstwie dienstlich abwesend? Oder hatten Sie am Ende meine Existenz vergessen, werter Baron?“

Der so rücksichtslos Gemaßregelte wand sich in Entschuldigungen. Aber erst, als Holstein sich an der Angst und Verlegenheit des andern genugsam geweidet hatte, zischte er obenhin: „Na, lassen wir es gut sein! Aber sehen Sie sich gefälligst ein andermal besser vor! Es wäre schwerlich zu Ihrem Vorteil, wiederholte sich dieser Vorfall oder etwas Ähnliches noch einmal.“

Am Schreibtisch klingelte es von neuem.

Ehe Holstein den Hörer abnahm, gab ein nachlässiger Wink dem Diplomaten das Zeichen, daß seine Audienz beendet war.

„Wer ist da . . .? Der Bukarester Gesandte? Ach, wirklich? — Ja — bitten Sie ihn an den Apparat. — . . . Bülow . . .? Nicht im mindesten! Sie kommen mir sehr gelegen! Es ist ohnehin Zeit, ein halb Stündchen auszuspannen. Gehen wir zusammen in den Tiergarten . . .! Gut, ich komme sofort hinunter.“

Die beiden Herren schritten durch Nebel und Nieselwetter.

„Nun, wie war's in Nieuport? Gut erholt?“

„Ein Kunststück, wenn man nichts tut als angeln und fischen.“

„Haben Sie Herbert in Ostende besucht?“

„Wie sollte er für mich Zeit haben? Geschrieben hatte ich ihm wohl.“ Verstimmung klang durch diese Worte.

„Seltsame Menschen, diese Bismarcks“, nahm Holstein wieder auf.

„Nun — man scheint ihre Ära ja nicht mehr nach Äonen zu bemessen?“

„So . . .?“ Holstein dehnte diesen Ausruf des Erstaunens.

„Ach, was wird nicht alles geschwätzt!“

„Ich gebe nicht viel darauf. Es waren ja auch nur jüngere Diplomaten . . .“

„Und was sagten die?“

„Eben — daß die Tage Bismarcks gezählt seien.“

„Wer sollte denn dann Reichskanzler werden?“ feixte Holstein.

„Man sprach vom Grafen Waldersee, der mehr Schneid habe und auch schlauer sei.“

„Man?“ forschte der Geheimrat.

„Graf Monts insbesondere.“

„Der Legationsrat?“

„Derselbe.“

„Es ist ja auch maßlos schwer . . .“ Was maßlos schwer war, verschwieg Holstein. Nach einer Pause fuhr er fort: „S. D. klebt an seiner Freundschaft für Rußland. Als ob die es ehrlich meinten! Ich verstehe seine Verblendung nicht. Daß er das drohende Verhängnis nicht sieht! Sein ganzes Haus ist wie besessen. Mit Rantzau habe ich mich vollkommen überworfen. Damit hörten auch meine Besuche bei der Gräfin Marie und der Fürstin auf.“

War es schon so weit, durchzuckte es Bülow. Die Empfänge der Gräfin Arnim auf der Pariser Botschaft hatte Holstein seinerzeit — wie man sagt — auch von dem Augenblick an nicht mehr besucht, als er sich Bismarcks Geheiß zufolge auf die Seite der Feinde seines Chefs gestellt hatte . . .

Holstein hatte erregt fortgesprochen. Erst jetzt merkte Bülow auf.

„Eine Qual — sage ich Ihnen. Von systematischer Arbeit keine Rede mehr. Geschweige denn von großer Linie, kühner Bogenspannung. Nachgerade dilettantisch wird da gewerkt, ohne Einheitlichkeit, ohne Zusammenhang. So beim Frühstück in einer kleinen halben Stunde regiert man als Gottvater die gesamte Welt. Den übrigen Tag legt man sich auf die Bärenhaut, raucht lange Pfeife, trinkt und ißt im Übermaß. Bestenfalls setzt man Leitartikel in die Welt, Zeug, das besser ungedruckt bliebe, pfuscht in alles hinein — liest aber nicht einmal, was man vorgelegt bekommt, gründlich, geschweige denn, daß etwas zu Ende geführt wird. Ja, aus der

Nähe gesehen, nehmen sich diese Dinge nicht gerade erhebend aus. — Großer Kanzler — Genius — Heros —. Ob da nicht Mittelmäßigkeit ohne Größenwahn besser am Platz wären? — An allerhöchster Stelle sollte diese Frage einmal erwogen werden!“

Mittlerweile war man in die Wilhelmstraße zurückgekehrt. Als bereits ein unsichtbarer Geist das Portal des Hauses geöffnet hatte, wandte sich der Geheimrat noch einmal um: „Ihr Bruder Adolf, der Flügeladjutant, der ist doch für Bismarck?“

„Ohne Zweifel. Er gehört zu seinen treuesten Anhängern. Des Fürsten Rücktritt erschiene ihm gewiß als Verhängnis.“

Holsteins verschleierte Augen flimmerten böse; er grüßte kurz und verschwand hinter der sich schließenden Tür.

Einige Tage danach frühstückte Holstein mit Waldersee in dem düsteren Hinterzimmer bei Borchardt. Hier fühlte er sich heimisch und wohl.

Aufmerksam, ja beflissen bemühte er sich um den Generalstabschef, als erblickte er in ihm bereits den kommenden Mann, von dem ja auch bis zu einem gewissen Grade seine Zukunft abhing; nur bis zu einem gewissen Grade, denn schließlich ohne ihn war ja der künftige Kanzler so ziemlich verloren.

Als jetzt die unvermeidlichen Austern aufgetischt wurden, verstummte er und widmete sich geradezu andächtig diesem bevorzugten Gericht.

Waldersee bestritt indes die Unterhaltung, die, wie so oft, das Haus Bismarck betraf; das heißt, er stellte Behauptungen auf und warf Fragen hin, die alle, mehr oder weniger behutsam oder vorsichtig, um einen einzigen Punkt kreisten; um das große Rätsel, ob der alte Fürst auf die Dauer mit dem jungen Kaiser werde zusammengehen, ob er seine unerhörte Machtstellung werde aufrechterhalten können oder wie etwa sich die Verhältnisse gestalten mochten.

„Man darf sich“, Holstein blickte voll Wohlgefallen auf das kernhaft weiße Fleisch, das er im Begriff stand, zum Munde zu führen, „ja, man darf sich keiner Täuschung hin-

geben. S. D. wird bis aufs Messer um seine Vorherrschaft kämpfen. Nicht nur für sich allein.“

Er verzehrte genießerisch den Leckerbissen, die Augen leicht spöttisch auf Waldersee gerichtet, der beinahe fiebernd an seinen Lippen hing.

„Nein —“, fuhr der Geheimrat fort, „das Regime Bismarck soll dauern; über seinen Tod hinaus. Im Sohn erblickt er sein verlängertes Ich . . . Egoist bis in die Fingerspitzen.“

Auch Waldersee verstummte und häufte Austern auf seinen Teller.

Als Holstein die letzte Muschel ausgeschlürft hatte, meinte er beiläufig:

„Die Herbstmanöver bieten allem Anschein nach wieder einmal Anlaß, dem Allerhöchsten Herrn am Zeug zu flicken.“

„Sind doch ausgezeichnet verlaufen“, gab der General begriffsstutzig zurück.

„Na — allerlei Leute zerreißen sich gehörig die Mäuler. Selbst Phili hielt es für nötig, mir auf den Pelz zu rücken. Ich möge doch Sorge tragen, daß eine Persönlichkeit von militärischem Rang und höchstem Ansehen den Kaiser veranlaßt, nicht immer selbst den großen Feldherrn zu spielen, Parteien zu führen, Kavallerieattacken zu reiten und was derlei Humbug mehr ist. Für diese erquickliche Aufgabe kommen ja nur Sie in Betracht, Exzellenz.“

„Ich? Weshalb ich? Warum rückt Eulenburg nicht selbst damit heraus? Ist doch wesentlich besser bei S. M. angeschrieben und hat mehr Gelegenheit zu vertraulichem Gespräch als irgendein anderer. Fürchtet wohl, sich die Zunge zu verbrennen?“

„Mag schon sein, daß wir uns gern von andern die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. In diesem Falle allerdings kommt Phili nicht in Frage. Sein Rat hätte doch nicht das mindeste Gewicht. Nein: Wenn Vorstellungen erhoben werden, so muß dies von autoritativster Stelle aus geschehen. Und wessen Wort dürfte so viel Geltung beanspruchen wie jenes —“ mit einer leichten Verbeugung zu Waldersee — „des ersten Soldaten unseres Reiches?“

Der General verzog das Gesicht. Mißmutiger Ausdruck

sollte das Behagen über die Schmeichelei verbergen. „Meines Erachtens liegt aber gar kein Anlaß vor. Wenn diesmal Ungeschicklichkeiten vorgekommen sein sollten — im vergangenen Jahr hat der Kaiser beim Manöver sehr gut abgeschnitten.“

„Ja, weil Exzellenz gewisse Bewegungen des Gegners durch Ihre Organe verhindert haben.“

Waldersee stutzte einen Augenblick, dann warf er mit galligem Lachen hin: „Und wenn auch. — Seine Befehle waren immerhin selbständig, kurz, klar, mögen sie sich vielleicht auch zu sehr in Einzelheiten verloren und dadurch die Verfügungsfreiheit der Unterführer beschränkt haben. Übrigens geradezu fabelhaft, wie er die beiden Kavalleriedivisionen damals lospreschen ließ ...“

„Da haben wir es ja ...“

„Ein ganz großer Eindruck ...“

„Aber — wie man mir sagt — nur ein Schauspiel. Im Ernstfall ...“

„Läßt jeder die Finger von dergleichen.“

„Nun also ...“

„Er ist der Oberste Kriegsherr.“

„Aber die Armee nicht sein Spielzeug.“

„Gerade das Heer verdankt ihm ungewöhnlich viel. Und er ist ein glänzender Soldat.“

„Immerhin, immerhin ... In mancher Hinsicht wäre es gut, wenn die Bäume nicht in den Himmel wüchsen.“

Waldersee leerte sein Glas goldgelben Burgunders.

„Daß Sie alle derlei so tragisch nehmen. Lassen Sie ihm doch die Freude. Es amüsiert ihn halt! Warum soll er nicht auch seinen Spaß haben?“

Ein Ritt durch den Nebel

Zweite Novemberhälfte 1889

Winterlicher Nebel lag über dem Döberitzer Platz. Der Kaiser kehrte von einer Geländeübung der Kavallerie zurück. An seiner Seite ritt Graf Waldersee. Auf dem leicht gefrorenen Boden klapperten die Hufe der trabenden Pferde.

Ein wenig abgerissen und bruchstückweise erzählte der Monarch von der Hochzeit seiner Schwester Sophie, die in Athen dem griechischen Thronfolger angetraut worden war.

„Nach der Enge dort — manches war geradezu dürftig — da wirkte dann Konstantinopel überwältigend. Diese orientalische Pracht — alle Wetter! Schon so ein bißchen Tausend und eine Nacht! Nur der Sultan dürfte mehr vorstellen; paßt nicht recht in den märchenhaften Rahmen — klein, schwächig, elend, so eine Art ‚Zwerg Nase‘. — Einen Gesichtserker — ausstellungsreif, sage ich Ihnen.“

„Und die Begegnung mit der Apostolischen Majestät in Innsbruck?“

„Sehr zufriedenstellend. Deines meldete sich schon in Bozen bei mir.“

„Man hat doch wohl in der Wilhelmstraße manches schief gesehen?“

„Möglich. Das Schreiben, das Sie mir nach Venedig schickten, habe ich übrigens in Monza verbrannt.“

„Danke untertänigst, Majestät. — Der Kanzler . . .“

„Erstaunlich“, der Kaiser ließ sein Pferd in Schritt fallen, „was für ein Ansehen dieser Mann genießt! In ganz Europa. Man kann hinkommen, wo man will.“

„Auch überständiger Ruhm hält sich — auf Eis gelegt“, zischelte Waldersee. „Allerdings wird er wie das Eis selbst schmelzen vor der aufgehenden Sonne.“

„Wenn Sie mit der aufgehenden Sonne mich meinen sollten, Graf, — deren Strahlen fallen noch nicht über unsere Grenzen hinaus. Vom Schatten des Kanzlers werden Sie vollkommen verdunkelt. Das ‚Deutschland Bismarcks‘ — heißt es überall. Ja, ich hörte sogar einmal das bittere Wort von der ‚Firma Bismarck und Sohn‘.“

„Eine Infamie“, brauste Waldersee auf.

„War ja schwerlich für meine Ohren bestimmt.“

„Aber wenn ich mich recht besinne“, grübelte der General, „Ähnliches habe ich wohl auch schon gehört. Der Ausdruck ‚Dynastie Bismarck‘ ist ja allerdings etwas geschmackvoller; scheint übrigens in Friedrichsruh gar nicht ungern gehört zu werden.“

„Das kommt eben daher“, stellte der Kaiser sachlich fest, „daß unter meinem seligen Großvater nur des Kanzlers Wille galt; ein Menschenalter lang — nicht zu vergessen!“

„Woraus er aber nicht ableiten darf, es müsse nun in alle Ewigkeit so bleiben, und was ihm nicht genehm ist, könne mit einem Achselzucken abgetan werden, gleichviel, woher es kommt.“

„Natürlich geht das auf die Dauer nicht“, räumte der Kaiser ein, der, um Zurückhaltung bemüht, sichtlich schwankte zwischen dem Wunsch, das Gespräch abubrechen und dem Verlangen, mehr noch zu hören. „Unser Auswärtiges Amt ist schließlich nicht das Büro eines einzelnen.“

„Vor allem müßte ein Nachwuchs erzogen werden. In die geheimsten Staatsgeschäfte und Absichten sollten doch auch noch andere Personen eingeweiht sein als bloß der eigene Sohn. Unsere Diplomaten und Minister sind letzten Endes nicht lediglich Angestellte des Fürsten!“

Die letzten Worte Waldersees treiben dem Kaiser das Blut ins Gesicht. Nur mit Mühe hält er an sich: „Die überragende Größe des Kanzlers — seine Verdienste um Preußen, um das Reich, um das Haus Hohenzollern, machen uns Nachsicht zur Pflicht. Allerdings — die Rechte des angestammten Herrschers dürfen nicht angetastet werden. Sie sollen — und sie werden es auch nicht.“

Das Pferd des Kaisers stieg leicht in die Höhe. Hatte die Hand seines Reiters es unbewußt zu scharf angefaßt? Oder war es auf dem leicht vereisten Boden ausgeglitten?

Waldersee achtete der Worte nicht, die deutlich genug dies Thema beenden sollten. Er holte seinen letzten Giftpfeil aus dem Köcher und schoß ihn ab: „Der göttliche Friedrich wäre nie der Große geworden, hätte er bei seinem Regierungsantritt einen Minister von der Bedeutung und der Machtbefugnis Bismarcks vorgefunden und — behalten.“

Der Kaiser ging in Trab über. Zur Rechten dehnte sich eine weite Wiesenfläche, weicher Boden offenbar. Nur ein Graben trennte sie von der Straße. Ohne ein Wort setzte der Kaiser darüber hinweg und fegte federnd dahin. Kaum vermochte Waldersee sich an seiner Seite zu halten.

War er nun doch zu weit gegangen?

Er schielte nach rechts. Der Mann da neben ihm saß wie angegossen im Sattel, gerötet die Wangen, die Lippen zusammengepreßt und finster vor sich hinstarrend. Wo sich ein Hindernis bot, darauf hielt er zu. Baumstämme, Bäche, Hürden wurden genommen, manchmal in äußerst gewagtem Sprung.

Endlich zwangen das steiniger werdende Gelände und die Stadtnähe, den feurigen Ritt zu beenden.

Hoch ging der Atem der Pferde. Ihre Flanken schlugen. Auch die Reiter keuchten.

„Gut im Stand — unsere Kavallerie“, preßte schließlich der Kaiser heraus.

„Kein Wunder, nachdem sich Eure Majestät ihrer so gnädig annehmen. Schon im Kaisermanöver des letzten Jahres hat sie ja ihre Feuerprobe bestanden. Das war für uns alle ein unvergeßliches Erlebnis.“ Und anstatt die Mißstände zu geißeln, wie man von ihm erwartete, erging sich der Generalstabschef in bewundernden Glossen über die unerreichten Leistungen des Obersten Kriegsherrn. „Unter der Hand Eurer Majestät wächst unsere Armee zu einem Instrument unvergleichlichen Ranges heraus. Kein Heer der Welt wird sich auch nur entfernt damit messen können.“

„Ich hoffe“, schränkte der Kaiser ein, „wir werden es niemals mehr auf eine Kraftprobe ankommen lassen müssen. Für meine Person will ich dem Frieden dienen zum Segen Europas. Nur der Friede verbürgt den Fortschritt der Menschheit. Ihn zu erhalten, darin erblicke ich die höchste Aufgabe eines Herrschers. Frieden nach außen wie auch im Innern. Und damit er im Innern Bestand hat, müssen auch die bisher Enterbten ihres Lebens froh werden können: die Armen, Wehrlosen, die Arbeiter. Ihnen will ich zum Hort werden gegen alle Ausbeutung. Sie will ich dem deutschen Vaterland gewinnen, daß sie von selbst der roten Internationale entsagen. — Wie danke ich Hinzpeter, daß er schon im Knaben die Teilnahme am Los gerade der bedauernswertesten Volksgenossen zu wecken verstand. — Sie staunen, Exzellenz? Gewiß — Hinzpeter hat mir die erste Jugend verdüstert,

mich drangsaliert durch seine übertrieben spartanische Erziehungsmethode. So schmerzlich ich es beklage, um eine sonnige Kindheit und Knabenzeit betrogen zu sein — Hinzpeter hat es nur gut gemeint. Er verstand es eben nicht besser. Und alle Mißgriffe werden aufgewogen durch das eine, große Verdienst, das er mir zum Bewußtsein brachte, welche soziale Aufgabe meiner harrt.“

„Eine wundervolle, eine beneidenswerte Aufgabe“, begann Waldersee zu schwärmen. „Wie wird der Name Eurer Majestät gefeiert und gesegnet werden, wenn diese weltgeschichtliche Tat gelingt. Nur ein so von Gott begnadeter Herrscher wird fähig sein, die bisher abseits stehenden Massen mit den oberen Schichten zu versöhnen und das ganze deutsche Volk zu einer brüderlichen Gemeinschaft zusammenzuschweißen.“

Der Überschwang dieser Worte schien den Kaiser zu ernüchtern: „Verschließen wir die Augen nicht! Ungeheure Schwierigkeiten gilt es zu überwinden.“

„Um so gewaltiger aber der Ruhm Eurer Majestät.“

„Und wenn ich sie nun doch nicht bewältige...? Wenn das Gift des Umsturzes bereits zu weit um sich gefressen hat?“

„Dann müssen eben die dem Monarchen zur Verfügung stehenden Machtmittel angewandt werden. — Das Volk hat sich der höheren Idee zu beugen; gutwillig — oder, wenn es nicht anders geht, gezwungen. — Und bleibt einmal kein anderer Weg als der der Gewalt, so wissen Eure Majestät, daß Sie mir vertrauen und auf mich unbedingt zählen können. Mich wird nichts schrecken. Ich werde sie niederzuschlagen wissen, alle inneren wie alle äußeren Feinde Eurer Majestät und des Reiches.“

Der Kaiser ritt stumm weiter, aufgewühlt, mit brennendem Kopf. Und stumm verabschiedete er den Generalstabschef, als sie am Eingang des Neuen Gartens angelangt waren.

Kammermusik

12. Dezember 1889

Gedämpfter Beifall lohnte die Kammersängerin, die eben mit der Titania-Arie aus der Oper „Mignon“ den ersten Teil des Hofkonzerts beschlossen hatte.

Die Aufmerksamkeit der geladenen Gäste gehörte schon wieder dem hohen Hausherrn. Eine Gasse bildete sich im Muschelsaal. Aber der Kaiser sprach erst noch lange mit den Künstlern, die bisher aufgetreten waren, ehe er sich gemächlich, den einen oder anderen auf seinem Wege mit persönlichem Gruß oder einer kurzen Frage ehrend, in den anstoßenden Saal begab.

Am Büfett gewahrte er den Statthalter der Reichslande. Rasch schritt er auf ihn zu. Nach kurzer Begrüßung begann Fürst Hohenlohe den Monarchen zu seiner Rede zu beglückwünschen, die er an diesem Tage auf die Stadt Frankfurt und ihren Oberbürgermeister gehalten hatte.

„Eine reine Improvisation.“

„Erstaunliche Leistung.“

„Übrigens hat Frankfurt oder vielmehr Miquel, dem wohl so ziemlich das meiste zu danken ist, Anerkennung verdient. Dieser Aufschwung! Keine Erfindung bleibt ungenutzt. Wasser, elektrische Kraft — alles wird in den Dienst des Gemeinwesens gestellt. Der kleinste Mann hat seinen Vorteil davon. — Und im Gegensatz dazu die stolze Berolina und ihr Magistrat! Daß Gott erbarm! Dies Schilda bringt es noch zu einem roten Stadtreiment. Sie werden sehen, Onkel! Dann aber Gnade dieser lauen Bürgersippe! Vielleicht kommen die Geldhamster und Fettwänste endlich zur Besinnung, wenn erst einmal ordentlich bei ihnen geplündert wird. Mir kann es gleichgültig sein. Ich schaue zu und warte, bis sie anrücken und um Hilfe winseln.“

„Nun —“, machte Hohenlohe, „so weit sind wir doch noch nicht, daß Plünderungen zu befürchten sind und Straßenkämpfe.“

„Stecken wir den Kopf nicht in den Sand! Bismarck sieht

auch schwarz. Er rät sogar, auf alle Fälle die Berliner Garnison zu verstärken.“

„Ob den Kanzler nicht bestimmte politische Erwägungen leiten?“

„Sie meinen, Onkel — er schüttet Pulver auf, in der Hoffnung, daß es sich einmal von selbst entzündet und ich mich zu scharfem Vorgehen gegen die Roten gezwungen sehe?“

Hohenlohe hob mehr bejahend als zweifelnd die Achseln.

„Das glaube ich denn doch nicht“, wehrte der Monarch ab. „Bismarck ist ehrlich von der Schwere der Lage überzeugt. Und auf sein Urteil kann man sich schon verlassen... Ah...“ Eine Gruppe im Frack, Oberhofmarschall von Liebenau an der Spitze, hat sich ehrfürchtig genaht. „Die Akademiker... Sie verzeihen, Onkel!“ Und er schritt auf die sich tief verbeugenden Herren zu.

Der Statthalter blieb versonnen zurück. Ein Lakai füllte von neuem sein Glas. Gedankenvoll betrachtete er das Spiel der Perlchen in dem hohen Kelch... Was der Kaiser da eben gesagt hatte, das klang doch ganz anders als jene Äußerungen des Großherzogs Friedrich unlängst in Baden-Baden. Bis „hierher“ — und er hatte die Hand nicht nur bis zum Hals, nein, über Augenhöhe hinaufgeführt — sollte der Kaiser seinen Kanzler haben. Auch Herbert sei ihm zuwider, wiewohl er ihn gerade noch nach Athen und Konstantinopel mitgenommen habe. Er wolle sich nur, solange er den Fürsten für die Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen. Ob da die Erbitterung Bismarcks gegen den badischen hohen Herrn, von der dieser gesprochen hatte, nicht auch wechselseitig bestand und geheime Wünsche irreführten?

Aus seiner Versunkenheit schrak der Statthalter erst auf, als es um ihn her lebendig wurde und man allgemein dem Muschelsaal wieder zuströmte. Instrumente wurden gestimmt. Stille breitete sich aus.

Auf dem Wege zu seinem Platz kamen Hohenlohe aus dem Konzertraum zwei Gestalten entgegen, die verbindlich grüßend dem Büfett zustrebten: Waldersee und Boetticher. Sie ließen sich Sekt reichen.

Nebenan erklangen die ersten Takte des Schubertschen

Oktetts. Die beiden Würdenträger kümmerten sich nicht um die köstlich prickelnde Musik.

„Sie haben recht, Exzellenz“, nahm Boetticher das unterbrochene Gespräch flüsternd auf. „Gerade rosig ist die Perspektive nicht. Und das Haus Friedrichsruh bildet einen besonderen Gefahrenherd.“

„Das sagen Sie?“ entfuhr es dem überraschten General.

„Gerade ich kann es vielleicht am einwandfreiesten beurteilen, bei meinem intimen Umgang mit S. D.“

„Und worin erblicken Sie die größte Gefahr?“

„Im Charakter des Fürsten; in seinem Bestreben, die Diktatur Bismarck gewissermaßen zu verewigen.“

Waldersee brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Nicht glücklich“, fuhr der Minister fort, „ist auch das Spiel mit den Parteien, die er nur gegeneinander hetzt; nicht glücklich sein Mißbrauch der Presse. Am verhängnisvollsten aber sein Verhalten gegen den Allerhöchsten Herrn. Immer mehr muß er erkennen, daß er hier einer Persönlichkeit gegenübersteht, die sich nicht um den Finger wickeln läßt, die große Ziele im Auge hat und sie höchsteigen verfolgen will. Und das löst bisweilen Ausbrüche von Jähzorn aus — eine Raserei der Elemente gewissermaßen. Wenn in einem solchen Augenblick...“

„Aber ich kenne den Kanzler doch nur eisern selbstbeherrscht, jede Muskel in seiner Gewalt...“

„Ich kenne ihn auch anders. Besonders wenn seinem Willen ein anderer entgegentritt; oder gar — wie in diesem Falle vielleicht — bessere Erkenntnis.“

Waldersee lauschte wortlos. Was hatte das zu bedeuten? Vom Freunde und Stellvertreter des Kanzlers? Vom Einigen, dem er außer dem Sohne menschlich voll vertraute?

Wollte man ihn etwa nur aushorchen? Ihm eine Falle stellen? Da befanden sie sich aber auf dem Holzwege. Er ließ sich nicht so leicht hinters Licht führen. Er war auf der Hut.

„Natürlich“, hörte er den Eiferer wieder, — „solange er lebt, muß man den alten Löwen konservieren. Aber vielleicht wäre es klug, seine Macht einzuschränken, indem man

Herbert von ihm trennte. Der Sohn ist ja doch nur ein schwächlicher Abklatsch des Vaters. Und es bleibt zu hoffen, daß sein ungeschlachtetes Auftreten den Kaiser dazu bringt, ihn abzuschütteln. Wäre ja auch ein Wunder, wenn S. M. es nicht satt bekäme, von den Bismarcks ständig belagert, überwacht, bevormundet zu werden. Ein Monopol auf ihn besitzen sie doch schließlich nicht! Nein — jenseits unserer Grenzen, auf einer Botschaft, da wäre der gute Herbert am besten aufgehoben!“

Dem Generalstabschef war immer unbehaglicher zumute geworden. Er wußte nicht mehr, wie er sich aus dieser Schlinge ziehen sollte. „Sehr, sehr interessant, was Sie da erzählen, Exzellenz. Nur schade, daß ich nun Hals über Kopf aufbrechen muß. Aber im Generalstab findet heute ein Kriegsspiel statt, und da darf ich allzulange nicht auf mich warten lassen. Das süßliche Geleier da drin geht einem schließlich auch nur zu sehr auf die Nerven.“

„Ich werde wohl oder übel noch ausharren müssen.“

Und Boetticher kehrte gemächlich in den Muschelsaal zurück, während sich Graf Waldersee eilends entfernte.

Tragödie

Dezember 1889

Philipp Eulenburg gab Holstein nach gemeinsamem Abendessen bei dem unvermeidlichen Borchardt das Geleite in die Wilhelmstraße, wo der Geheimrat wie gewöhnlich noch nächtliche Arbeit verrichten wollte.

Ein eisiger Nord fegte die Französische Straße entlang und trieb die beiden fröstelnden Wanderer vor sich her.

Eulenburg gewährte es nicht, noch achtete er auf das, was Holstein unentwegt hervorsprudelte. Der Kopf schwirrte ihm. Was hatte er an diesem Abend wieder alles zu hören bekommen! — War es für ihn persönlich bestimmt gewesen? Oder doch nur zur Weitergabe? Berechnet Satz für Satz? Fein ausgeklügelt? — Das Wort Vertrauen war ja oft genug

gefallen; vielleicht zu oft. Und als Beweggrund für all diese recht peinlichen Darlegungen hatte Holstein seine Sorge um Deutschland gar so häufig beteuern müssen! —

Sollte er — fragte sich Eulenburg — nicht doch am Ende den kaiserlichen Freund vor diesem unergründlichen Manne warnen? Bisweilen erschien ihm Holstein wie die Spinne in einem Netz, das wunderbar fein gesponnen war. Dann wieder schalt er seine Phantasie, seinen Hang, zu dichten, zu komplizieren. Was er sich da zusammenreimte, es entsprang allein seiner Einbildungskraft, war ein Spiel seines Hirns.

Aber mit welcher Willkür Holstein junge, unbewährte Kräfte auf verantwortungsvolle Posten berief, andere verdiente jählings untertauchen ließ! Geschah das alles nur, um der Sache zu dienen? Oder nicht doch aus Freude an der persönlichen Macht?

„Es scheint Ihnen nicht recht einzuleuchten, lieber Graf, was ich Ihnen da auseinandersetzte?“ knurrte Holstein ungehalten.

Eulenburg, der nicht recht wußte, wovon die Rede gewesen war, warf ehrlich bekümmert hin:

„Ich Sorge mich schwer. Wenn ein Zerwürfnis drohte zwischen dem Kaiser und dem Kanzler — die Folgen wären ja gar nicht auszudenken. Wir müssen alle Hebel ansetzen, um dies Unglück zu verhüten.“

„Wenn es sich noch verhüten läßt“, entgegnete Holstein scharf, „wenn nicht von beiden Seiten auf eine Machtprobe hingesteuert wird; bewußt oder unbewußt..., beim Kanzler gewiß nicht unbewußt...“

Eulenburg entschlüpfte ein bestürzter Ausruf: „Sie glauben, Bismarck suche den Kampf?“

„Er weicht ihm jedenfalls nicht aus. Es sei denn, er kann auf andere Weise seine Politik uneingeschränkt durchsetzen.“

„Auf andere Weise?“

„Indem er etwa wie nunmehr jeglichen Bericht aus Rußland, der den Kaiser zuungunsten Petersburgs beeinflussen könnte, vorenthält.“

„Im Gegensatz also zu Waldersee, der dem Kaiser geheime Berichte über russische Dinge vorlegt — wäre es Eulenburg

beinahe herausgefahren. Im letzten Augenblick aber hatte er diese Bemerkung unterdrückt.

Die Wilhelmstraße lag nächtlich öde da. Nur eine Gepäckdroschke karrte langsam des Wegs.

„Sieh da...“, machte Holstein betroffen und wies auf zwei erleuchtete Fenster des ersten Stocks in dem einförmigen langgestreckten Bau, links vom Ministeraufgang. „Zeichen und Wunder! Herbert im Hause? Um diese späte Stunde? Was mag das zu bedeuten haben?“

In beinahe unhöflicher Hast trennte er sich von Eulenburg und eilte treppauf, unentschlossen, ob er nicht sofort beim Staatssekretär eindringen sollte.

Es war vielleicht besser, zunächst die eigene Kemenate aufzusuchen.

Als Holstein, wie immer kaum hörbar, die Tür öffnete und in den vom Schreibtisch her gedämpft erleuchteten Raum trat, dessen Fenstervorhänge und Portieren dicht zugezogen waren, erhob sich von einem Sessel Boetticher.

Er eilte auf den Ankömmling zu und zischelte ihm erregt einige Worte entgegen.

Mit warnender Geste gegen das Nebenzimmer antwortete Holstein ebenso leise und geheimnisvoll und drängte dann seinen Besucher dem Ausgang zu.

Boetticher drückte behutsam die Klinke nieder und horchte angespannt am geöffneten Türspalt, ehe er nach verbindlichem Abschiedsgruß hinausschlich.

Holstein schritt im Zimmer auf und ab, unschlüssig, wie er in Erfahrung bringen konnte, was Herbert Bismarck ganz gegen alle Gewohnheit so ungewöhnlich spät noch ins Amt geführt hatte und hier festhielt...

Einer Augenblickseingebung folgend, stieß er plötzlich einen Stuhl gegen den Aktenschrank, aus dem unter großem Getöse eine Anzahl Gesetzesbände und Almanache herauskollerten.

Kaum war der Lärm verhallt, wurde die Tür zum Nebenraum aufgerissen und in ihrem Rahmen erschien, in Hut und Mantel, der mächtige Schattenriß des Staatssekretärs.

„Wieder zurück?“ brach er unvermittelt los. „Ich wollte

Sie noch sprechen.“ Mächtig zog er an seiner Zigarre und paffte dicke Wolken in die Luft.

„Machen dem Kanzler die viereinhalb Millionen zu schaffen für die neue Jacht?“

„Als ob ihn derlei auch nur im geringsten berührte!“

„Wäre wohl besser, er ginge darüber nicht so gleichgültig hinweg.“

„Damit er sich die Schwindsucht an den Hals ärgerte? Gottlob hat Schwenninger ein wachsames Auge.“

„Ja —“, irgend etwas brachte Holstein aus der Fassung. „Wenn er den nicht gehabt hätte, wäre er wohl nicht mehr am Leben. Aber er wäre untergegangen wie eine mächtige, leuchtende Sonne. Und jetzt...“

„Was — jetzt...?“

„Jetzt lebt er wohl noch — aber er wird alt wie andere Menschen auch.“

Herbert fauchte vor sich hin. Finsteren Blickes schob er seine Stirnhaut auf und nieder.

Holstein kannte diese Unart, die Aufgewühltsein verriet und einen Ausbruch ankündigte. Er war wohl zu weit gegangen.

„Hat es wieder etwas gegeben?“ lenkte er lauernd ab. „Mit dem Kaiser? — Wie oft habe ich schon dem Fürsten geraten, er möge getrost S. M. alles sagen, was ihm unerläßlich scheint; ohne Schonung; aber nur unter vier Augen! Vor anderen verträgt es der Allerhöchste Herr nun einmal nicht. — Dieser wohlgemeinte Rat gilt auch für Sie...“

Der Staatssekretär hörte offenbar gar nicht auf das, was Holstein alles vorbrachte. Irgend etwas arbeitete gewaltig in ihm, drängte aus ihm heraus, fand jedoch nur noch immer keinen Ausdruck. — Das Schweigen wurde ungemütlich.

Holstein fragte schließlich beklommen: „Was ist Ihnen denn sonst in die Krone gefahren? Ein mißlicher Vorfall? Beunruhigende Nachrichten?“

„Mich beunruhigen sie gerade nicht sonderlich. Aber Ihnen könnten sie die Nachtruhe kosten. Man sagt mir, Sie, Baron, hätten den Generalstabschef veranlaßt, dem Kaiser über Dinge zu berichten, die rein außenpolitischer Natur sind und

mit seinem militärischen Ressort nicht das geringste zu tun haben.“

„Das trauen Sie dem erprobtesten Freunde des Hauses Bismarck zu?“ empörte sich der Geheimrat. Und wie immer in Augenblicken starker Erregung spreizte er die Finger seiner Rechten und zog sie wieder zur Faust zusammen, unablässig auf und zu, auf und zu.

„Auch sollen Sie dem Grafen zur entsprechenden Verwendung erklärt haben, der Kanzler lasse S. M. nur solche Berichte vorlegen, die im Sinne seiner Politik verfaßt seien.“

„Und Sie nehmen solch elendiglichen Klatsch in der Tat ernst?“ In tiefgekränktem Tonfall setzte er hinzu: „Habe ich das um Ihren Vater und Sie selbst verdient?“

„Ich nehme diesen Klatsch gar nicht ernst; wollte nur kein Geheimnis vor Ihnen haben; damit Sie sich vorsehen können! Ich habe unlängst, als jemand Sie angriff, erklärt, wer Übles von Ihnen sage, bekäme es mit mir zu tun. Treue um Treue! Und Offenheit gegen Offenheit! Einen Verrat traue ich Ihnen nicht zu. Aber gewarnt sollen Sie sein; vor Feinden, die auch Sie haben. Gute Nacht, denn.“

Breitspurig und geräuschvoll polterte Herbert Bismarck hinaus.

Holstein kochte vor Wut. Ohnmächtig ballte er die Faust hinter dem Verschwundenen her.

Wie sicher mußten sie sich noch im Sattel fühlen, daß sie das wagten? Oder war Herbert betrunken gewesen? Sollte es am Ende nicht böse gemeint sein? Nur eine Warnung vor Zwischenträgern?

Man wurde aus solchen Eisenfressern ja wirklich nie recht klug. Nie recht klug? Wirklich nicht?

Hatte er es nicht am eigenen Leib erfahren, daß diese Kraftkumpane ihre Mitmenschen nur für ihre eigenen Zwecke ausnutzten, vollkommen gleichgültig, ob sie deren Leben zertraten oder nicht?

Wer war er gewesen, er, Fritz Holstein, ehe er in Bismarcks Diensten aus blinder Verehrung für den gewaltigen Genius und im Wahn, seinem König, seinem Vaterland dadurch zu dienen, die ihm aufgebene Judasrolle in Paris

spielte und seinen Botschafter dem Henker überantwortete? Ein lebensfroher, überall gern gesehener, von Frauen verwöhnter junger Mensch, vor dem eine glänzende Zukunft lag... Und nach Arnims Fall? Verfeimt, gemieden wie ein Aussätziger, aus dem Klub hinausgeekelt, nur im Hause Bismarck noch geduldet und hier im Amt, wo man ihn nicht entbehren konnte, wo ihm die Menschheit sogar den Hof zu machen gezwungen war, die sonst gern einen weiten Bogen um ihn beschrieb.

Gewiß: Arnim hatte sich fraglos verfehlt.

Er hätte Wilhelm I. unter keinen Umständen die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich nahelegen und unausgesetzt mit den Royalisten liebäugeln dürfen. Bismarck hatte ihm dies ausdrücklich verwiesen und ihm geboten, die Republik zu stützen. Denn er fürchtete, ein französisches Königtum ließe nur den Chauvinismus uferlos anschwellen und steigere die Kriegsgefahr. — Auch war Arnims Haltung gewiß nicht einwandfrei, wenn er dienstliche Kenntnisse zu persönlichen Börsenspekulationen nutzte und Staatsgelder verwandte, um Bismarcks Stellung zu untergraben! Aber — stand dies denn wirklich unverrückbar fest? Konnte man nicht, was er, Holstein, sich und anderen in die Hände gespielt hatte, auch anders auslegen? Und war er, Holstein selbst, nicht zu weit gegangen, viel zu weit? Das Briefgeheimnis — mein Gott — es gab höhere Interessen! Aber ließ es sich auch vertreten, daß man handschriftliche Aufträge, die für eine einzige Stelle bestimmt waren, durch untergelegtes Blaupapier ändern zugänglich machte und sie zu Beweisstücken stempelte? — Holstein lachte hämisch auf. Vertreten ließ sich derlei auf keinen Fall, wenn man sich damit selbst bloßstellte.

Ah, dies verpfuschte, dreimal verpfuschte Leben! — Aber die Schmach und Schande, in der er beinahe erstickte, er vergalt sie eines Tags dem Gewaltmenschen noch, der sie ihm aufgeladen hatte! Die Stunde brach auch noch an, da er Rache nahm und alles Elend mit Zinsen heimzahlte. Er kannte des Alten verwundbarste Stelle. Und da traf er ihn. Vielleicht schon bald.

Holstein setzte sich am Schreibtisch nieder, griff zur Feder, warf ein paar Worte aufs Papier, faltete es und steckte es in einen Umschlag.

Ehe er noch geklingelt hatte, öffnete sich schon die Tür, und ein Diener trat ein.

„Das wurde soeben von der österreichischen Botschaft gebracht mit der Bitte um sofortigen Bescheid.“

„Warten Sie!“

Holstein las, nahm die Feder von neuem zur Hand und ließ sie über einen weißen Bogen gleiten.

Nach einer Weile händigte er dem Diener zwei Briefe aus. „Dies für die Botschaft. Und das hier bringen Sie selbst morgen in aller Frühe zum Grafen Waldersee; er muß es noch vor seinem Morgenritt haben. Verstanden?“

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, höhnte Holstein laut vor sich hin: „Das dürfte ein leichtes Erdbeben verursachen.“

Ja, so völlig ein Niemand war er denn doch nicht. Die liebe Mitwelt hatte schon mit ihm zu rechnen. Sein Wille galt etwas. In seiner Hand lag allerlei Schicksal. Ein Wink — und einer war erhöht; ein Wink — und ein anderer verschwand von der Bildfläche. Und nicht nur das Los vereinzelter Existenzen bestimmte er. Um mehr ging es, um gewaltig viel mehr. Menschen gängeln — gewiß; schon eine Lust, wenn sie an den Drähten seiner Hand tanzten, der Bewegung jedes Fingers gehorchend, wenn sie ihre Rollen spielten, wie er sie ihnen vorschrieb.

Aber — was bedeutete der einzelne letzten Endes? — Völker leiten — das erst war eine Sache, um die es lohnte. Die Welt sich zur Bühne machen; am Rad der Zeit drehen — ein bißchen Herrgott sein — das entschädigte wohl reichlich für alles, was man ihm zerschlagen hatte.

Macht, Macht über Menschen und Dinge... über das Werden und Geschehen hier auf diesem verfluchten Erdball...

Macht über Tausende und Hunderttausende, über Krieg und Frieden... Ja, das war einzig und allein Glück. Und mächtig war er heute schon, er, der Verfemte.

Aber noch war ein anderer mächtiger als er. Noch immer. Auf wie lange noch...?

Noch hielt dieser andere in seiner brutalen Hand das Geschick des Reiches, die Zukunft Europas. Und so leicht entwand ihm die Zügel niemand.

Eher brach er allen anderen das Genick. Auch ihm selbst. Es spitzte sich ja immer mehr zu zwischen ihm und den beiden Bismarcks. Aber wenn es erst gelang, sie aus dem Feld zu schlagen, wenn sie erst gefallen waren — dann, ja dann stand ihm keiner mehr im Weg.

Waldersee? Holstein lachte höhnisch vor sich hin. Mochte er den Kanzler mimen. Er blieb ein unmündig Kind, geradezu hilflos weltpolitischen Fragen gegenüber, blieb abhängig von ihm, in allen Stücken auf ihn angewiesen, seine Puppe.

Und der „junge Herr“? Ihn wird er unmerklich gängeln — durch die Kreatur, die etwas bei ihm gilt — all diese Leute wie Waldersee, Boetticher, Eulenburg e tutti quanti. Das dürfte so schwer nicht sein.

Keiner wird ahnen, wer in Wahrheit bei uns und über unsere Grenzen hinaus herrscht und Deutschland zu ungeahnter Höhe führt. „Mögen die andern den Ruhm einheimen. Wenn nur ich es schaffe und die Macht besitze.“

Er nahm die Brille ab. Seine Augen, halb geschlossen, ganz nach innen gekehrt, wie trunken von Gesichtern erfüllter Rache und berauscht im Vollgefühl eines hart errungenen Siegs — sie glimmten böse. Das Gesicht, schmaler als sonst, die Stirn durchzogen von tiefen Runen, der Mund gefaltet, die Zähne fest aufeinandergebissen, erschreckend fahl die Wangen, schwere Schatten um Hakennase und unter den Augen — in diesem Manne war eine unheimliche, satanische Kraft lebendig.

Aber nur kurze Zeit verlor er sich an abgründige Träume. Mit einem gewaltsamen Ruck raffte er sich wieder hoch, räumte seinen Schreibtisch zusammen, verschloß sorglich alle herumliegenden Papiere, kleidete sich an, stieg langsam durch die kaum erleuchteten Gänge hinab und schlich, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Rechte in der Seitentasche um den geladenen Revolver gekrampft, nahezu an den Häuser-

mauern streifend, eher ein lichtscheuer Verbrecher denn ein Gewaltiger dieser Erde, die verdunkelte Wilhelmstraße entlang, fast unhörbar seiner armseligen Behausung zu.

Ein Klubgespräch

Dezember 1889

Herbert Bismarck war vom Amt aus in den Klub gegangen, seinen Groll hinunterzuspülen.

Im Schreibzimmer sah er Eulenburg.

„Was wüten Sie da mit der Feder wieder drauflos, Phil? Kommen Sie mit, ein Glas Sekt trinken.“

Sein Blut war noch in Wallung. Mit heftigen Worten brauste er seinen Unmut heraus über die Maulwürfe, die jegliche Arbeit erschwerten, ihm wie seinem Vater Hindernisse bereiteten, wo sie nur vermöchten, deren Tun einen irre machte an allem und jedem.

„Lieber Herbert“, wandte Eulenburg ein, als der Strom der Bismarckschen Rede ein wenig verebbte, „wäre es nicht ratsam, Sorge dafür zu tragen, daß der Fürst häufiger in Berlin Aufenthalt nimmt? Damit er persönlich mit dem Kaiser in ständiger Fühlung bleibt?“

Herbert schüttelte den Kopf: „Das Leben hier bringt zuviel Unbequemlichkeiten mit sich. Auch muß man meinem Vater vor allem die Aufregungen im Verkehr mit dem unruhigen jungen Herrn ersparen. Schonung braucht er unbedingt.“

„Wenn Sie darin nur nicht zu weit gehen, lieber Freund. Und auch allerlei wichtige Vorgänge des politischen Lebens dem Kanzler verschweigen.“

„Rücksicht auf seinen Nervenzustand ist oberstes Gesetz. Er ist reizbar genug. — Wer hat schließlich etwas davon, wenn mein Vater hier sitzt, voll Gift und Galle über die Verbannung aus Friedrichsruh, wo er sich doch allein wohlfühlt? Niemand. — Denn seine üble Laune wird sich überall geltend machen. Nicht nur im Amt. Auch dem Kaiser gegenüber. Scheint Ihnen das nicht bedenklich, Phil?“

„Ob diese Bedenken nicht reichlich aufgewogen werden durch die Vorteile, die seine ständige Gegenwart, die Möglichkeit einer täglichen Aussprache mit dem Allerhöchsten Herrn mit sich brächte?“

„Mein Vater ist der Meinung, ich verstünde die Geschäfte in Berlin recht wohl zu deichseln.“

„Das steht außer Frage, Herbert. Ebenso zweifellos wächst auch Ihr Einfluß. Und der Gedanke liegt nahe, die Herrschaft glitte einmal unmerklich aus den Händen des Kanzlers in die Ihren, wenn es erst so weit sein sollte. Sie verzeihen doch meinen Freimut?“

„Wäre noch schöner . . .“

„Das ganze Gebäude aber kann einstürzen, wenn zwischen Kaiser und Kanzler eine Entfremdung eintritt . . .“

„Auf die ja gewisse Leute mit Kunst und Tücke hinarbeiten — ich weiß. Aber — Sie können beruhigt sein — diese Dunkelmänner werden kein Glück haben.“

„Um Himmels willen, Herbert, nehmen Sie es nicht zu leicht!“

„Nicht leichter als mein Vater auch. Als der Chef der Reichskanzlei ihm unlängst einmal in Friedrichsruh die Hölle heiß machen wollte und von allerlei Berliner Gefahren unkte, da meinte er nur, der gute Rottenburg habe am vorangegangenen Abend zuviel von unserer schweren Wildsuppe gegessen. Solche üblen Träume kommen immer aus dem Magen.“

„Im Ernst, Herbert . . .“

„Gut, im Ernst, lieber Philo —. Wissen Sie, was mein Vater neulich zur Antwort gab, als einer seiner Minister auf einen häufigeren Berliner Aufenthalt drängte?“

Eulenburg schüttelte den Kopf.

„Er sagte: so lange Herbert dort ist, kann ich getrost zu Hause bleiben. Er kennt den Kaiser ganz genau; sie sind eng befreundet und werden sich nie trennen.“

„Trotzdem — trotzdem — Herbert; es liegt wie ein Alp auf mir . . .“

Unverkennbares Wohlwollen sprach aus diesem Stoßseufzer.

Der Staatssekretär kehrte sich nicht an die Warnung: „Je nun — wir werden ja sehen“, war seine abschneidende Antwort, und er leerte von neuem sein Glas.

Eulenburg aber verließ bald, schwer verstimmt, den Klub.

Vortrag. Neffe und Oheim

Anfang Januar 1890

Boetticher hatte den Entwurf der Thronrede für die Landtagseröffnung vorgelesen.

Kaum war das letzte Wort verklungen, sprudelte es schon aus dem Kaiser hervor:

„Recht schön, liebe Exzellenz. Mit allem einverstanden. Nur eines — da, an der Stelle, wo wir von den jüngsten Bergwerksaufständen reden, da wollen wir unbedingt das Versprechen einflechten, daß wir den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung unmittelbar in Angriff nehmen.“

Der Minister schaute kummervoll und ratlos vor sich hin und schwieg.

„Nun —“, drängte der Kaiser. „Warum sagen Sie nichts?“

„Diese Absicht — fürchte ich — wird auf kaum überwindbare Widerstände stoßen.“ Er quälte sich die Worte mühsam ab.

„Widerstände? — Von wessen Seite?“

„Der Kanzler wird sich nicht dazu verstehen. Er ist ja ohnehin ein verbissener Gegner jeglicher . . .“

„Ach was —“, unterbrach ihn der Monarch, „wir müssen ihn eben unter jeder Bedingung für das große Werk gewinnen. Deutschland soll in der Fürsorge für die Arbeiterschaft aller Welt vorangehen; ein Vorbild für die anderen. Tun Sie, was Sie können, damit der Fürst meine Anregungen — wie ich Sie Ihnen heute wieder skizziert habe — endlich in die Tat umsetzt und mir dann Vorschläge unterbreitet.“

„Dazu wird er sich — fürchte ich — niemals verstehen.“

„Auch wenn man ihm alles eindringlich klarmacht?“

„Wie oft habe ich das getan, Majestät. An meinem Eifer

hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber er lehnt rundweg ab. Sein Kehrreim ist der Spruch aus dem Jahre 1848: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“.

„Unbegreiflicher Eigensinn.“

„Vielleicht nur ein Symptom des Verfalls. Es zeigen sich ja mancherlei Gebrechen, die zu Sorge Anlaß geben. Aber ich werde“, fügte er eilends hinzu, da Ungeduld und steigende Erregung sich in den beweglichen Zügen des Monarchen spiegeln, „Eurer Majestät Wünsche nochmals dem Fürsten darlegen; auch auf die Gefahr hin, Wutanfälle heraufzubeschwören.“

„Wutanfälle . . .?“ wiederholte der Kaiser ungläubig.

„Es ist ganz unbegreiflich, wie weit der Kanzler sich oft hinreißen läßt; einem Tobsüchtigen ähnlich. Erst in den Weihnachtstagen . . .“

„Und er scheut sich nicht . . .?“ Der Kaiser schien das Gehörte nicht zu fassen.

„Vor nichts scheut er in solchen Augenblicken zurück. Da sind Eure Majestät ein Phantast, ein Durchgänger. Und mich schilt er gar einen Intriganten und oppositionslüsternden Gesellen.“

Dem Kaiser verschlug diese Eröffnung die Rede.

„Jedenfalls muß damit gerechnet werden, daß der Kanzler bei seiner Weigerung verharret.“

„Unmöglich“, grollte Wilhelm II. „Wenn er erfährt, daß ich, sein König, ihn durch Sie, meinen Minister, auffordern lasse, mir nunmehr sobald wie möglich seine Vorschläge zu unterbreiten . . .“

Boetticher, betonte Ungläubigkeit im Mienenspiel, setzte zu neuen Zweifeln an. Vor dem drohenden Blick seines Herrn verstummte er jedoch und verneigte sich tief. „Ich werde heute noch nach Friedrichsruh reisen.“

„Guten Erfolg denn!“ — Er war entlassen.

Im Vestibül traf er auf Friedrich von Baden, der eben zu seinem kaiserlichen Neffen hinaufstieg.

Der Großherzog reichte ihm die Hand und zog ihn in ein kurzes Gespräch.

Den Kaiser traf sein Oheim noch in flammender Erregung, die sich nun dem väterlichen Freunde gegenüber Bahn brach.

Der Starrsinn des Kanzlers, sein unbeugsamer Wille, seine Unnachgiebigkeit, seine maßlose Herrschsucht, die selbst vor seinem König nicht halt machte, das empörte den jugendlichen Herrscher in tiefster Seele.

„Es handelt sich nicht um meine Person“, rief er aus. „Die Krone ist es, gegen die er sich auflehnt; das mir von Gott verliehene hohe Amt setzt er herab.“

„Es liegt ihm gewiß fern . . .“

„Und abgesehen davon — Autoritäten auf sozialpolitischem Gebiet vom Rang eines Hinzpeter, Douglas, Berlepsch wie Schuljungen zu behandeln . . . das ist auf die Dauer nicht mehr erträglich. Selbst Boetticher kann sich mit ihm nicht mehr einverstanden erklären. Ein Glück nur, daß dieser Mann das erforderliche Verständnis besitzt. Er wird mir immer unentbehrlicher.“

„Sag einmal“, begann der Großherzog zögernd. „Sollte doch etwas Wahres daran sein . . .“, er zauderte.

„Woran? Nun — sprich doch.“

„Hier und da hört man etwas munkeln von Morphiumsucht.“

„Das wäre ja der Anfang vom Ende.“

„Jedenfalls setzt derlei die Geschäftsfähigkeit beträchtlich herab.“

„Um nicht Zurechnungsfähigkeit zu sagen. Man hat mir übrigens jüngst auch schon eine Andeutung davon gemacht. Aber jetzt will ich Herbert einmal ohne Umschweife danach fragen.“

„Ob du da eine einwandfreie Antwort erhalten wirst? Jedenfalls wäre es nur begreiflich, wenn du dich nicht länger vom eigenen Kanzler zum Schattenkaiser stempeln lassen willst. — Ich verstehe Bismarck nicht mehr. Weshalb kann er sich nicht damit abfinden, daß ein anderer Wille, der seines Königs, mindestens gleiches Recht fordert?“

„Er wird sich damit abfinden müssen. Oder . . .“

Die Kaiserin und die Großherzogin Luise traten durch die Tür. Man ging zu Tisch.

Zum Jahreswechsel lief in Friedrichsruh ein kaiserliches Handschreiben ein, in dem es hieß: „Ich weiß wohl, welcher reicher Anteil an den Erfolgen des letzten Jahres Ihrer aufopferungs- und schaffensfreudigen Tatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge mir in meinem schweren, verantwortungsvollen Herrscherberuf Ihren treuen, erprobten Rat noch viele Jahre erhalten.“

Redliche und unredliche Freunde

13. Januar 1890

Die Trauerfeierlichkeiten für die zu Jahresbeginn verstorbene Kaiserin Augusta waren vorüber; die fremden Fürstlichkeiten und Gäste hatten die Hauptstadt wieder verlassen. Der Alltag kehrte ein.

Ehe Graf Eulenburg, der zu der Beisetzung nach Berlin gekommen war, wieder auf seinen Oldenburger Posten zurückreiste, wollte der Monarch ihn noch sehen. Er ließ ihn auffordern, ihn auf seinem morgendlichen Spaziergang zu begleiten.

Kaum waren sie außer Hörweite anderer Menschen, sprudelte es schon aus Wilhelm II. hervor:

„Mit Bismarck wird es immer schwieriger. Ich habe dieser Tage den König von Sachsen gebeten, meine sozialen Bestrebungen im Bundesrat zu unterstützen. Er hatte ja ohnehin schon in seinem Lande Gesetze erlassen, wie sie mir vorschweben. Seine Anträge im Bundesrat sollten mir nun den Rücken gegen den Kanzler stärken. — Was aber tut dieser? Er droht dem sächsischen Gesandten zurückzutreten, wenn sich König Albert im Bundesrat für den Arbeiterschutz einsetze. — Haben Sie Worte, Phil?“

Eulenburg machte eine entschuldigende Geste.

„Nein, nein, allmählich treibt er es zu bunt. Er wahrt nicht einmal mehr den Schein. Vor Gott und aller Welt gibt er zu verstehen, daß nur mehr ein Wille gilt, der seine. Längst ist er nicht mehr nur ein unbequemer Hauslehrer.“

Unsere Rollen sind nahezu vertauscht. An das fränkische Hausmeiertum erinnert das ...“

„Dem Alter muß man manches zugute halten.“

„Alle Ehrfurcht vor dem Alter! Gewiß ... aber wenn einer senil wird ...“

„Der Kanzler, Majestät ...“

„Und ein Trinker obendrein ...“

„Wer wagt ...?“

„Unzurechnungsfähig. Oder ist das noch etwa zurechnungsfähig, wenn ein verantwortlicher Minister mir erklärt, um Ruhe vor den Sozis zu haben, müsse ich auf sie schießen ...? Nein, dies Spiel mit Blut, mit Bürgerkrieg — da haben meine Gewährsleute schon recht — das ist nicht mehr normal; der Gedanke an eine Hirnerkrankung ...“

„Mein Gott, Majestät ... Das mahnt mich peinlich an eine alte Geschichte ...“, er unterbrach sich. „Keudell, unser ehemaliger Botschafter in Rom — der war doch früher einer der Intimsten des Kanzlers.“

„Ja, und wodurch ging das in die Brüche?“

„Jemand, auf den der Fürst große Stücke hielt, der hatte ihm eingepflegt, Keudell hausiere mit einem vorgeblichen ärztlichen Gutachten ...“

„Einem Gutachten welcher Art?“ drängte der Kaiser voll Ungeduld.

„Einem Gutachten, daß Bismarck an Gehirnerweichung leide und der völlige geistige Zusammenbruch nur mehr eine Frage der Zeit sei ...“

„Und wann soll das gewesen sein?“

„Schon vor zwölf, fünfzehn Jahren, wenn nicht länger. Aber der gleiche Verleumder könnte auch heute seine Hand im Spiel haben.“

„Wer ist es denn?“

„Das — weiß ich — nicht mehr recht“, gab Eulenburg gedehnt zur Antwort.

„Will nicht in Sie dringen. Aber meine Nachrichten beziehe ich aus den besten Quellen; von Leuten, die in Friedrichsruh ein und aus gehen.“

„Wenn Eure Majestät — ich bitte untertänigst zu entschul-

digen — auch den Hofmarschall Liebenau im Auge haben — ich fürchte, der trägt auf beiden Schultern.“

„Ich weiß, Sie können ihn nicht ausstehen.“

„Niemals würde ich um einer persönlichen Abneigung willen . . . nein, nein. Der Mann ist gefährlich. Majestät sind zu vertrauensvoll, lassen hier oder da eine Äußerung fallen, die, an sich vielleicht arglos, in Friedrichsruh jedenfalls verstimmt. Liebenau, der ewig lächelnde, langbeinige, aalglatte Hofmann trägt sie dorthin. Er hofft, auf diese Weise einen Botschafterposten zu ergattern.“

„Denkt nicht daran.“ Der Kaiser winkte ungnädig ab. „Verlangt sich nichts anderes, als auf seiner Stelle zu bleiben. Und was er sagt, stimmt. Auch andere bestätigen es . . .“

„Zwischenträgereien — entschuldigen Majestät! Dabei ist meist Eigennutz am Werk. Diese Leute erhoffen Vorteile. Wie Eure Majestät in augenblicklicher Erregung Ihrem Ärger Luft machen, so tut dies wohl auch der Kanzler. Von keiner Seite ist dies tragisch aufzufassen. Wenn aber böser Wille absichtlich — um Feuer zu entzünden und daran das eigene Süppchen zu kochen — derlei in Umlauf setzt, so kann unabsehbare Unheil entstehen. Majestät, ich bitte inständig, müssen sich persönlich über diese Dinge mit dem Kanzler aussprechen, die Zwischenträger ausschalten, sich in Güte einigen. Wenn unser Kaiser mit Bismarck Krach macht, so wird das genau die gleiche Wirkung haben, als wenn er aufs Volk schießt.“

Langes Schweigen folgte diesen Worten. Wilhelm II. lenkte zum Wagen zurück. Als er eingestiegen war, bat Eulenburg den Kaiser, ihn zu entlassen, da er auf dem Auswärtigen Amt noch Unaufschiebbares zu erledigen habe.

In Wirklichkeit wollte er den starken Eindruck, den seine Worte unleugbar gemacht hatten, fortwirken und sich vertiefen lassen.

Boetticher, der sich wenig später zum Vortrag meldete, fand den Monarchen nachdenklich und milde. Die versöhnliche Stimmung verflüchtigte sich aber bald, als er von Friedrichsruh zu berichten begann, von wo er eben erst zurückgekehrt war. Holstein hatte ihm diesmal schwarz auf weiß

skizziert, was er in Friedrichsruh vorbringen solle. Und zwar in einer Art und Weise, die von vornherein eine Zustimmung des Kanzlers ausschloß.

Wohl hütete sich Boetticher, daran zu rühren, wie zuversichtlich Bismarck sich über seine Beziehungen zum Kaiser ausgesprochen hatte, daß der Kanzler wähnte, es werde sich alles wie früher regeln, sobald er selbst erst einmal wieder mit dem Monarchen zusammenkäme. Dahingegen wußte er allerlei zu erzählen und anzudeuten, was des Kaisers Unmut entfesseln mußte. Und bald machte sich dessen aufgespeicherte Erregung in immer heftigeren Ausfällen, ja selbst Drohungen gegen den Kanzler Luft.

Schließlich wandte Boetticher ein: „Wenn ich mir untertänigst erlauben darf, meine unmaßgeblichen und ganz persönlichen Eindrücke in tiefstem Vertrauen auszusprechen: Majestät dürfen in der Tat kostbarste Nervenkraft nicht in diesen unausgesetzten Aufregungen und Kämpfen einbüßen. Es lohnt nicht. Ist auch keineswegs mehr vonnöten. Denn“ — hier senkte er geheimnisvoll seine Stimme und setzte, um mehr Gewicht zu verleihen, Wort für Wort nach Pausen hintereinander, „der Kanzler — ist — ja — ohnehin entschlossen, seinen Abschied zu nehmen.“

Verblüffung und Schreck spielten die plötzlich erstarrenden Züge des Monarchen. Nicht viel anders war der Ausdruck dieser Augen — stellte Boetticher bei sich fest — als jener Bismarcks, im Augenblick, da er ihm gestern erklärt hatte, der Kaiser unterhandle bereits mit seinem Nachfolger.

Wintertag im Tiergarten

22. Januar 1890

Das kaiserliche Juckergespann hielt mit einem Ruck vor dem Generalstabsgebäude. Federnd sprang der Monarch heraus und eilte in das Vestibül.

Als habe er den hohen Gast erwartet, kam ihm Waldersee bereits im Pelz entgegen.

„Lust zu einem kleinen Gang im Tiergarten?“

„Wie Majestät befehlen.“

Der Leibjäger breitete die Pelzdecke über seinen Herrn und dessen Gast.

„Wir fahren bis zum Denkmal der Königin Luise.“

Unhörbar rollte der Wagen über die leichtverschneiten Straßen, an der Baustelle des neuen Reichstags vorüber in den sonnenklaren Wintertag hinein. Die mächtigen Baumgruppen starteten in Rauhref. Gebüsche und Sträucher bildeten ein undurchdringliches Filigranwerk.

„Ein seltener Anblick für Berlin.“ Der Atem des Kaisers wölkte sich in der eisigen Luft.

„Ein wenig Bewegung wird guttun.“ Die Herren stiegen aus. Der Kaiser klatschte in die Hände, schlug sich auf die Arme und Brust.

Schon nach den ersten Schritten begann er: „Nun, Neues aus Rußland?“

Waldersee meldete den Inhalt der jüngsten Berichte.

„Das klingt wenig erbaulich. Ebensowenig wie Ihr Vortrag vor ein paar Tagen. Und nur von Ihnen erfahre ich überhaupt etwas. Der Kanzler und sein Sohn schweigen sich mir gegenüber aus. Das werde ich wohl oder übel abstellen müssen.“

„Mit dem einzigen Erfolg, daß ein neuer Feldzug gegen mich eröffnet wird.“

„Lassen Sie das meine Sorge sein, lieber Graf. Sie bleiben ganz aus dem Spiel. Ich wünsche, daß Sie jede Woche russische Zeitungsausschnitte vorlegen.“

Waldersee konnte ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken. Nun durfte er die Warnung Eulenburgs in den Wind schlagen. Es war nicht lange her, seit ihm dieser wohl die Vorlage militärischer Berichte zur Aufklärung des Kaisers für wünschenswert erklärt, eine Ausdehnung auf das politische Gebiet jedoch als bedenklich widerraten hatte. Sie fürchteten eben alle eine Beeinträchtigung ihres eigenen Einflusses durch seine wachsende Machtvollkommenheit.

Der Kaiser hatte unentwegt in sprudelndem Eifer weitergesprochen, ohne die Geistesabwesenheit seines Begleiters zu bemerken. Jetzt schwieg er.

Um nicht zu verraten, daß er kein Wort des Monarchen beachtet hate, warf der General hin: „Übrigens soll ja auch das Sozialistengesetz spuken.“

„Hat bald ausgespukt, läuft dieses Jahr ab.“

„Eben darum will es der Kanzler binnen kurzem vor den Reichstag bringen; in verschärfter Fassung.“

„Kann ich mir nicht wohl vorstellen. Er kennt meine leitenden Gesichtspunkte.“

„Soviel ich höre“ — Waldersee blieb zähe —, „glaubt Bismarck, im Sozialistengesetz das Allheilmittel gegen Sozialdemokratie und soziale Not in der Hand zu haben. Die Aufwiegler und Hetzer will er durch den Ausweisungsparagraphen aus den Städten verbannen.“

„Damit sie auf dem flachen Lande ihr Unwesen fortsetzen?“

„Das fürchten auch die konservativen Kreise. Und deswegen dürfte er wohl mit der Vorlage Schiffbruch erleiden.“

„Es ist doch ein Skandal“, entrüstete sich der Kaiser. „Immer erfahre ich zu allerletzt, was da im Sachsenwald und in der Wilhelmstraßenfiliale ausgekocht wird. Dreimal schon habe ich um Vorlage einer Arbeitsschutznovelle er sucht. Man bleibt taub. Als gälte mein Wort nichts. Aber das hat jetzt ein Ende. Ist der Alte nicht mehr imstande, mit der Zeit und ihren neuen, großen sozialen Ideen Schritt zu halten? Schließlich bin ich der König, und Bismarck ist nur mein Gehilfe! Suchen wir doch einmal gleich den jungen Löwen selbst in der Höhle auf.“

Wenige Minuten später stand der Monarch mit seinem Begleiter dem Staatssekretär gegenüber. Ohne Umschweife brachte er die Sprache auf das Sozialistengesetz.

„Mein Vater kommt, wie Majestät befohlen haben, morgen zum Kronrat hierher. Dann wird ihn auch das Sozialistengesetz beschäftigen“, gab Herbert ausweichend Bescheid.

„Da hat also Boetticher dem Fürsten meinen Auftrag bereits ausgerichtet?“

„Jawohl, Majestät; nur wußte er nicht anzugeben, was zur Beratung gestellt würde im Kronrat.“

„Ich möchte dem Ministerium meine Stellung zur Arbeiter-

frage darlegen; rechtzeitig genug, daß uns das Sozialistengesetz keinen Strich durch die Rechnung macht. Man sollte es dem neuen Reichstag überlassen. Jetzt kann nur noch ein Unglück angerichtet werden . . .“

„Mein Vater besitzt doch in solchen Dingen große Erfahrung“, hielt Herbert Bismarck entgegen. „Und er weiß wohl am besten, was frommt. Es dürfte daher gut sein, auf seinen Rat zu hören.“

„Mir erschiene es verhängnisvoll“, beharrte der Monarch, „den Reichstag unmittelbar vor seinem Schluß mit dieser Sache zu belasten. Und deshalb erachte ich es für vorteilhafter, Ihr Vater käme erst übermorgen, sonst würde er am Ende in die Zwangslage versetzt, noch vor dem Reichstag zu erscheinen und eventuell eine Ansicht zu vertreten, die im Gegensatz zur Mehrheit der Abgeordneten das Kartell und die Wahlen gefährdete.“

Herbert Bismarck nahm diese Äußerungen stillschweigend auf. Der Kaiser, ungehalten über den Mangel an Bereitwilligkeit, seinen Wünschen Rechnung zu tragen, verließ nach einigen belanglosen Worten das Amt.

Kronrat

24. Januar 1890

Gegen einhalb sechs Uhr fuhr der Fürstkanzler in den Hof des Berliner Stadtschlusses ein.

Herren des Dienstes geleiteten ihn nach oben. Einsilbig nur und mürrisch tat er Bescheid auf Fragen, die Herkommen und Höflichkeit aufwarfen, erfüllt vom Gedanken daran, was der bevorstehende Kronrat bringen konnte.

Nicht einer der Minister, die er gleich nach seiner Ankunft in Berlin empfangen hatte, wußte Bestimmtes. Achselzucken antwortete auf seine Fragen. Bestenfalls wurden ihm Vermutungen aufgetischt. Selbst Boetticher erklärte, über die Absichten des Kaisers nicht im mindesten unterrichtet zu sein. Ob das nun allerdings gerade zutraf?

Jedenfalls war es gut, daß er die Herren Minister deutlich genug in letzter Stunde noch einmal darüber aufgeklärt hatte, was er von ihnen erwartete. Sie waren nicht im Zweifel, daß das Sozialistengesetz ohne den Paragraphen der Ausweisung nicht in Frage kam, daß in Arbeiterschutzfragen unter keiner Bedingung Entschlüsse gefaßt werden durften. Zeit gewinnen, lautete die Losung.

Der Kaiser wollte ihn gewiß selbst ins Bild setzen und hatte ihn aus diesem Grunde eine halbe Stunde früher befohlen.

Aber vergebens wartete der Kanzler, als er nun vorgelassen worden war, auf irgendeine derartige Eröffnung. Er gewann nur den Eindruck, daß der Herrscher in froher Ungeduld dem Kronrat entgegensähe, als ob er eine besonders freudige Überraschung plane.

Nachdem die Staatsminister versammelt waren, eröffnete der Kaiser die Sitzung mit dem Ausdruck des Bedauerns über die ungesunde Entwicklung der deutschen im Vergleich zur englischen Industrie. Die deutschen Unternehmer preßten ihre Arbeiter wie Zitronen aus, um sie dann auf dem Mist verfaulen zu lassen. Keiner denke daran, sich um sie zu kümmern.

„Über diese ungemein betrübliche Tatsache liegen mir die verschiedensten gleichlautenden Berichte und Äußerungen vor.“ Und mit warnendem Nachdruck setzte er hinzu: „Revolutionen gehen meist auf unterlassene Reformen zurück. — Wir, denen in Deutschland vor Gott und der Welt die Verantwortung, die Sorge für das Gesamtvolk anvertraut ist, wir dürfen es so weit nicht kommen lassen. Wir müssen rechtzeitig Vorsorge treffen. Eine der vornehmsten Pflichten des Herrschers erblicke ich in der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen. In dem von ihm begonnenen sozialen Reformwerk hat mir mein hochseliger Großvater ein heiliges Vermächtnis hinterlassen.“ Und mit gedämpfter Stimme fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Wie wir uns in Einzelheiten unser Vorgehen dächten, wie etwa ein kaiserliches Manifest lauten sollte, das wird Staatsminister von Boetticher nun den Herren zum Vortrag bringen.“

Mit einer Geste betonten Wohlwollens überreichte der Kaiser dem Genannten einige Denkschriften.

Boetticher, auf diese ungewöhnliche Weise vor dem Kanzler und seinen Ministerkollegen ausgezeichnet, setzte sich in Positur und ging überlegen an die ihm erteilte Aufgabe heran, die ihm sichtlich vollkommen vertraut war.

Einführung der Sonntagsruhe, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Einsetzung von Arbeiterausschüssen zur Vertretung der Arbeiterinteressen — das stand im Vordergrund. Einem Staatsrat sollte die Lösung der Fragen übertragen werden. Alle Mächte und Regierungen wollte der Kaiser zu einem internationalen Kongreß laden, damit in der ganzen Welt eine einheitliche Arbeiter-Schutzgesetzgebung geschaffen werde.

Nachdem Boetticher geendet hatte, ergriff der Monarch von neuem das Wort:

„Ich habe mit voller Absicht den 24. Januar, den Geburtstag Friedrichs des Großen, für diesen Kronrat gewählt. Denn eine neue Ära soll heute beginnen. Mir liegt daran“ — diese Worte richtete er unmittelbar an den Kanzler —, „daß mein Manifest beschleunigt in die gebotene Form gebracht werde, damit es noch an meinem eigenen Geburtstag aller Welt verkündet werden kann. Und nun wünsche ich die Ansichten der Herren zu hören.“

Der Landwirtschaftsminister von Lucius schickte sich an, als erster zu sprechen.

Bismarck funkelte zu ihm hinüber. Lucius blieb das Wort in der Kehle stecken. Er verstummte.

Boetticher wandte sich an Herrfurth, den Minister des Innern. Aber als dieser sich erhob, wiederholte sich der gleiche Vorgang.

Der Kaiser schaute Herrfurth erwartungsvoll an und ermunterte ihn durch ungeduldige, fast befehlende Gesten.

Endlich stotterte der Minister, kaum vernehmbar, etwas von der Unmöglichkeit, ein so gewichtiges Problem ohne reifliche Beratung im Nu zu entscheiden.

Mit herrischem, drohendem Blick hielt der große Kanzler seine Minister in Bann und zwang sie zu schweigen.

Der Kaiser richtete seine Augen befremdet auf ihn.

Bismarck starrte unbewegt in die Luft. Endlich brach er die lähmende Stille:

„Wenn Eure Majestät gestatten, so werde ich zu den angeschnittenen Fragen kurz Stellung nehmen. Das Staatsministerium ist begreiflicherweise erst nach genauer Durchberatung imstande, sich zu äußern. — Für meine Person bin ich zum ersten kein Freund von Manifesten. Und welch schwerwiegende Bedenken ich ganz allgemein gegen Reformen hege, wie sie hier geplant sind, das habe ich wiederholt die Ehre gehabt, Eurer Majestät eindringlich darzulegen. — Den Idealismus in Ehren, wie alle Jugend ihn in Weltverbesserungsträumen ausströmt — der reife und verantwortungsbewußte Staatsmann muß sich von anderen Gesichtspunkten leiten lassen. — Nochmals: Ich warne. Arbeiterschutz der Art, wie er in dem vorgelesenen Entwurf zum Ausdruck kommt, entpuppt sich als Arbeiterzwang. Ja, ganz fraglos.“ Mit geballter Faust schlug Bismarck auf den Tisch, als wollte er jeden Widerspruch ersticken. „Man würde den Arbeiter hindern, so viel zu verdienen, wie er vermag und möchte. Die Industrien verlören allein durch die Sonntagsruhe vierzehn Prozent an Arbeit. Ob sie das aushielten? Manches Unternehmen müßte zusammenbrechen. Seine Arbeiter und Angestellten säßen dann auf der Straße. — Ist das Arbeiterfürsorge? — Ich warne auch vor der Veröffentlichung der Grundgedanken des Manifests. Sie könnte nur die verhängnisvollste Wirkung haben. Sozialisten und Umstürzler würden triumphieren; sie sähen sich in ihrer Begehrlichkeit bestärkt und steigerten immer unersättlicher ihre Forderungen. Die besitzenden Klassen aber wären vor den Kopf gestoßen. Unsicherheit griffe Platz; Unsicherheit nach allen Seiten. Und bei den Wahlen für den neuen Reichstag würde man uns eine erschreckende Quittung erteilen... Ich warne daher; warne eindringlichst...“

Der Kaiser, der bisher betroffen vor sich hingeschaut hatte, immer verbisseneren Ausdrucks, räusperte sich, als wollte er zum Reden ansetzen.

Bismarck wandte sich an ihn mit einer beschwichtigenden

Verbeugung: „Selbstverständlich wird alles in die Wege geleitet, damit die Beratung so rasch wie möglich durchgeführt und die von Eurer Majestät befohlenen Schriftstücke tunlichst bald vorgelegt werden können.“

„Ich vermag zwar“, quälte es sich stockend aus dem Munde des Monarchen, „Ihren Ausführungen keineswegs beizupflichten. Aber — immerhin — tragen Sie dafür Sorge.“ Der Kaiser rang sich mühsam diese Worte ab, als erstickte er an ihnen.

Er mußte sich alle Gewalt antun, um nicht die Herrschaft über sich selbst zu verlieren.

In freudiger Erwartung hatte er diesem Kronrat entgegengeharret. Ein großer Tag sollte es werden; groß für ihn, groß für die Arbeiterschaft, das Reich, die ganze Welt; der Auftakt einer neuen Zeit.

Und wenn er auch auf sachliche Einwände gefaßt war — daran hatte er nicht gezweifelt, daß seine hochherzigen Pläne auch dem Kanzler zum mindesten starke menschliche Teilnahme abgewinnen müßten. Und nun war er auf feindselige Kritik gestoßen, auf kaum versteckte Vorwürfe der Unreife, auf beleidigende Gegnerschaft.

Die schneidende Härte, mit der ihn der Kanzler im größeren Teil der Rede nachgerade gemaßregelt hatte, war ihm noch lieber gewesen als die doch wohl nur höhnisch verbindliche Einlenkung am Schluß.

Willkürlich setzte man seinen wohlerwogenen Schritten, seinem kaiserlichen Willen Nichtachtung und Abwehr entgegen.

Und keiner seiner Minister trat für ihn ein. Kein einziger wagte auch nur den Mund aufzutun gegen das Gewaltmenschtum des eigentlichen Herrn.

Empörung über den Despotismus des Kanzlers, Widerwille vor dem mangelnden Mannesmut der Minister, Trauer, weil er sich in seinem edelsten Streben verkannt und gelästert vorkam — das alles stritt in ihm.

Eine unheilvolle Stille machte sich breit.

Aus dem Bestreben heraus, den Ausbruch irgendeines katastrophalen Geschehnisses zu verhüten, und um eine Brücke

zu schlagen über die Pein des Augenblicks, tat Boetticher die ablenkende Frage:

„Gedenken Eure Majestät den Reichstag morgen in höchst-eigener Person zu verabschieden?“

Es ging wie ein Aufatmen über den Kreis der Minister.

Nur Bismarck und sein Sohn verharnten auch dieser Frage gegenüber in sichtlich abwehrender Haltung.

Der Kaiser erklärte sich trotzdem dazu bereit.

„Und das Sozialistengesetz?“ grollte der Kanzler.

„Geruhen Eure Majestät vielleicht morgen in einer Erklärung den Verzicht auf den Ausweisungsparagraphen auszusprechen?“ Boetticher wollte unverkennbar dem Kaiser zu Hilfe eilen.

Bismarcks Blicke schossen Feuer auf den Sprecher.

Was unterstand der sich? Gegen seinen ausdrücklichen Willen?

Der Monarch stimmte dem Vorschlag Boettichers zu.

„Davon kann doch wohl schwerlich die Rede sein, Eure Majestät.“ Bismarck wartete kaum, daß der Kaiser ausgeredet hatte.

Aus dessen Gesicht war jede Farbe gewichen:

„Es bleibt wohl nichts anderes übrig, als den national-liberalen Wünschen zu entsprechen und den Ausweisungsparagraphen fallen zu lassen. Wir sprengen sonst das Kartell.“

Bismarck wetterte: „Das Sozialistengesetz ohne den Ausweisungsparagraphen bliebe ein Schlag ins Wasser. Es gibt nur ein Entweder — Oder. Ein Zurückweichen Eurer Majestät vor dem Willen von Parteien ist in seinen Folgen gar nicht auszudenken. Besser — es fällt das ganze Gesetz. Die Kraftprobe wird eben dann auf andere Weise durchgehalten werden müssen.“

Also wieder des Kanzlers Lieblingsgedanke der Gewalt, des Niederkartätschens, zuckte es im Kaiser auf.

„Es widerstrebt mir in tiefster Seele, meinen Thron auf Kanonen zu stützen. Das bringt einem Herrscher keinerlei Segen. Die Liebe meines Volkes will ich mir gewinnen: will auch die verbissensten Gegner lehren, daß sie geborgen sind

unter meiner Herrschaft. Durch mein Entgegenkommen will ich sie mir und dem Vaterland gewinnen.“

„Verzeihen, Eure Majestät. Das sind Illusionen. Im Leben aber gilt allein das Machtprinzip. Und die Macht des Staates darf nicht dem Bedürfnis des Herrschers nach Volkstümlichkeit geopfert werden.“ Bismarck hielt inne, als fühlte er selbst, daß ihn sein böser Geist zu weit fortriß, dieser unbeugsame, zwanghafte Wille, persönlich unumschränkt die höchste Gewalt zu verkörpern und allein — ohne daß ihm jemand dreinredete — das Steuer zu führen. In der Absicht, an sich zu halten, fuhr er ruhiger fort, bald jedoch wieder völlig von seinem Dämon besessen und verblendet. „Wenn heute die Krone über eine unbestrittene Macht verfügt — nicht immer war das so —, dann ist das nicht zuletzt mein Werk. Ich habe es durchgesetzt gegen Widerstände von allen Seiten, und mein Bestreben muß dahingehen, es zu erhalten. Gibt man auch nur ein Teilchen dieser Macht freiwillig aus den Händen — an das Parlament oder wen sonst, so ist dies der Anfang vom Ende. Und schließlich hat man sie vollkommen eingebüßt.“

Mühsam beherrscht sagte der Kaiser: „Macht darf aber auch nicht mißbraucht werden. Ich wünschte, jeden Zusammenstoß zu vermeiden. Nur im alleräußersten Notfall sollten meine ersten Regierungsjahre mit dem Blut meiner Untertanen befleckt werden.“

„Ob es“ — Bismarcks helle Stimme überschlug sich — „zu Aufruhr und Blutvergießen kommt, hängt keineswegs von Eurer Majestät und unsern Gesetzesplänen ab; sondern einzig und allein von den Umstürzlern. Je später wir ihnen entgegenreten, um so härtere Maßnahmen müssen wir ergreifen.“

„Das Sozialistengesetz“ — Wort für Wort rang sich der Monarch ab — „bietet auch ohne Ausweisungsparagraphen meines Erachtens immer noch genug Möglichkeit, etwa drohende Gefahren zu beschwören.“

„Meinen Anschauungen, Eure Majestät, liegt die Erfahrung eines Lebens zugrunde, das ich in das achte Jahrzehnt hinein doch wohl mit einigen Erfolgen geführt habe. Wenn Eure Majestät in so grundlegenden Fragen sich meinen wohl-

erwogenen Ratschlägen verschließen, so weiß ich nicht, ob ich dann noch an meinem Platze bin.“

Diese abgehackt hervorgestoßenen, drohenden Worte lähmten alle Anwesenden.

Die Luft war mit verhängnisvollen Spannungen geladen. Jeden Augenblick drohte ein Ausbruch.

Die Minister, denen der Schreck in die Glieder gefahren war, machten Miene, den Kanzler zu beschwören. Mit dem Ministerpräsidenten fallen auch sie. — Keiner von ihnen nimmt für den Monarchen Stellung.

Dieser, blaß vor Enttäuschung, Widerwillen und Ekel nur mehr mit äußerster Mühe zügelnd, zischt empört „Fahnenflucht“ vor sich hin. Alle lassen sie ihn im Stich. Alle ducken sie sich vor dem gewalttätigen alten Mann.

Nun hat er sich wieder völlig in der Hand.

„Dadurch“, flüsterte er Boetticher zu, „werde ich in eine Zwangslage versetzt.“

Aber ohne auf die letzten Äußerungen des Kanzlers Bezug zu nehmen oder gar die sachlichen Erörterungen fortzuführen, schließt er den Kronrat. Kein Muskelzucken in seinem Gesicht verrät, was in ihm vorgeht. Mit gleicher, wenn auch gekünstelter Freundlichkeit verabschiedet er Kanzler und Minister.

Der Wagen, in dem Herbert Bismarck den Vater nach dem Kronrat heimwärts geleitete, war kaum auf der Schloßfreiheit angelangt, da konnte der Jüngere nicht länger an sich halten:

„Hast du nicht allzu früh dein schwerstes Geschütz auf-fahren lassen, Vater?“

Der Kanzler schüttelte grimmig das Haupt: „Ich mußte ihnen klar machen, was auf dem Spiele steht.“

Der Sohn schien nicht recht überzeugt. Aber ehe er zur Erwiderung ansetzte, streifte sein Blick den Alten.

Die gerunzelten Brauen, die tiefe Furche auf der Stirn, die Muskelwülste, die über den krampfhaft aufeinandergebissenen Kiefern hervortraten — das kündete Unheil. Geraten schien es daher, mit weiteren Einwänden zurückzuhalten und zu schweigen.

Teilnahmslos sah er auf das Straßentreiben hinaus, ohne Blick dafür, was da Unter den Linden vor sich ging, ohne die grüßenden Fußgänger zu bemerken oder die hell erleuchteten Schaufenster, deren Lichterschein sich in den Kristallen der eisbeschlagenen Wagenscheiben tausendfältig glitzernd spiegelte.

Laue Gesinnung

26. Januar 1890

Es wollte nicht hell werden an diesem Tage. Graue Schleier lagen vor den Fenstern.

Im Sitzungssaal der Reichskanzlei war die Gaskrone entzündet. Ihr blendendes Licht mischte sich mit dem von draußen eindringenden milchigen Schein.

Unwirtlich, frostig, wie die fahle Dämmerstimmung schien die Laune der Herren, die sich allmählich versammelten. Wie scheu drückten sie sich an den Wänden, in den Nischen der Fenster herum, bildeten kleine, wechselnde Gruppen, die sich gedämpft unterhielten.

Endlich schlossen Diener die Fenstervorhänge. Einer der Minister hatte sie hereingerufen. Es war ja wirklich nicht auszuhalten in diesem stimmungsmordenden Zwiellicht.

Aber auch in der abendlichen Festbeleuchtung des Saales schwand der Alp nicht, der unleugbar über dem Kollegium lag.

Man nahm die gewohnten Plätze an der langgestreckten Tafel ein. Jemand ging, dem Fürsten-Kanzler zu melden, daß man vollzählig versammelt war.

Die Flügel taten sich auf.

Bismarck erschien und begab sich, schweren Tritts, kaum merklich das Haupt zum Gruß neigend, an den Präsidentensitz der Schmalseite.

Ohne weiteres eröffnete er in kargen, insgeheim grollenden Worten die Sitzung. „Nachdem der Reichstag vor seiner Schließung nunmehr das Sozialistengesetz mit großer Mehrheit abgelehnt hat, ist die Frage von besonderer Bedeutung

geworden, wie wir uns den von Seiner Majestät gewünschten Kundgebungen gegenüber verhalten. — Im Kronrat habe ich vorgestern bereits zum Ausdruck gebracht, weshalb ich derlei Manifeste und diese Art eines sogenannten Arbeiterschutzes aufs entschiedenste ablehne. Vielleicht bin ich in der Form ein wenig zu scharf gewesen. Kein Wunder — der unerwartete Abbruch meines Friedrichsruher Aufenthalts, die überhastete Reise, die ungeklärte Situation und gewitterschwüle Konferenz mußten die Nerven überspannen. — In der Sache aber halte ich an meinem Standpunkte unbedingt fest. Und es wäre dringlichstes Gebot, daß Sie, meine Herren, sich ihm anschließen; damit Seine Majestät von dem verhängnisvollen Vorhaben ließe. Ja — nichts anderes als verhängnisvoll“, wiederholte er scharf, als ob er jeden Einwand im Keim ersticken wollte, „und zwar ungemein verhängnisvoll ist der gesamte Plan wie die beabsichtigten Kundgebungen.“

In immer leidenschaftlicheren Worten begründete der Kanzler die drohenden Gefahren.

Während die übrigen Teilnehmer sich schweigend verhielten, meinte Boetticher, als Bismarck geendet hatte: „Seine Majestät wären aufs äußerste ungehalten, stellte sich das Staatsministerium seinen Plänen ablehnend gegenüber.“

Der Kriegsminister Verdy pflichtete bei.

„Also nur die Rücksicht auf die Person des Monarchen“, brauste der Fürst auf, „nicht die Frage, ob eine Maßnahme zweckdienlich oder unheilvoll ist, gibt für Sie den Ausschlag? Verantwortliche Minister — muß ich das wirklich erst aussprechen? — dürfen nicht wider besseres Wissen den Herrscher in Entschlüssen bestärken, die den Staatbestand gefährden. Ihre Pflicht ist es, auch vor dem Monarchen für ihre Überzeugung einzustehen und ihn von verderblichen Experimenten abzuhalten. Sie begehen sonst in meinen Augen Landesverrat.“

Das Schweigen, das diesen Worten heller Empörung folgte, unterbrach nach kleiner Weile die gleichmütige Bemerkung Boettichers: „Trotzdem müßten wir uns in Anbetracht der besonderen Sachlage darauf besinnen, etwas zurechtzumachen, was den Absichten Seiner Majestät entspräche.“

Der Kanzler schnaubte verächtlich vor sich hin. Sein Blick ging forschend von einem zum andern. Während die meisten der Anwesenden diesem unbequemen Auge auswichen und schwiegen, zuckte Verdy die Achseln: „Ich teile vollkommen die Auffassung Exzellenz von Boettichers.“

„Wenn es also demnach ausgeschlossen erscheint“, leise, aber durchdringend und von kalter Geringschätzung sprach der Kanzler, „ein einstimmiges Veto des Staatsministeriums zu erzielen, so schlage ich vor, den Staatsrat und eine internationale Konferenz einzuberufen. Auf diese Weise wäre wenigstens Fachleuten die Möglichkeit geboten, einem Unfug zu steuern, den unverantwortliche, dilettantische Berater anzurichten im Begriff sind. Das Ausland wird nicht ohne weiteres billigen, daß in Deutschland die einschneidendsten sozialen Maßnahmen getroffen werden, die sich fraglos auch jenseits der Grenzen verderblich auswirken müßten.“

Dieser Vorschlag wurde vom Staatsministerium einhellig angenommen, wie auch die weiteren Ausführungen des Kanzlers, dem Oberpräsidenten von Berlepsch, der ohne sein, des Handelsministers, Wissen und im Gegensatz zu seinen Anschauungen den Kaiser unverantwortlich im Sinne von dessen sozialen Plänen beraten habe, die Verantwortlichkeit für sein Vorgehen aufzuladen, indem man ihm das Handelsministerium übertrüge.

Bittere Stunden

26. Januar 1890

Die Fürstin erschrak über das verstörte und kranke Aussehen des Gatten, als dieser nach der Sitzung wieder daheim anlangte. „Diese dumme Politik, diese dumme“, wiederholte sie voll Bitterkeit. „Sie wird dich noch ins Grab bringen.“ Fröstelnd, wie beinahe immer, zog sie sich den langen grauen Pelz, den sie auch im Hause trug, enger um die Schultern.

Ihre besorgten Fragen wurden nur mit einem abweisenden Knurren erwidert. Aber sie ließ sich nicht abschrecken, folgte

vielmehr dem Kanzler, obwohl er sich jede Hilfe verbat, in sein Zimmer, winkte dem Kammerdiener unmerklich, sich zu entfernen, reichte selbst den wattierten Schlafrock und legte die Kissen auf dem Diwan zurecht.

Als der Fürst sich nun, sorgsam zugedeckt, ausgestreckt hatte, zog sie einen Sessel heran. Ihre Hand stahl sich behutsam auf die eiskalte Rechte über der Kamelhaardecke.

Dieser beinahe schüchterne Beweis unerschütterlicher Verbundenheit und Lebenskameradschaft schien seine Verkrampfung zu lösen. „Nun . . . muß ich . . . wohl . . . gehen.“ Die Stimme klang verschleiert, kaum zu erkennen. „Meine Minister . . . haben mich . . . völlig im Stich gelassen.“

„Was?“ fuhr die Fürstin auf. Schreck und verhaltener Jubel mischten sich in dieser Frage. „Endlich sollst du für dich leben können, für uns . . . in Friedrichsruh, in Varzin . . .? Aber —“, fügte sie gedämpfter hinzu, „was wird aus Deutschland ohne dich . . .?“

Ein seltsamer Laut vom Lager her ließ sie vollends verstummen. Scheu schaute sie zu ihrem Manne hin. Dessen Augen standen voll Tränen.

„Mein Gott . . . Es ist ja nicht auszudenken! Mein ganzes Leben habe ich auf mein Werk gestellt; meine ganze Kraft. Und jetzt sollte ich es im Stich lassen? In Händen, die es nicht meistern? Sollte zusehen, wie es zerfällt? Die Schuld daran auf mich laden? Feige? Abtrünnig? Fahnenflüchtig? Ein Verräter am Reich, ein Verräter an allem, was ich je gedacht und getan habe, an mir selbst?“

Die Fürstin hatte die kalte Rechte in ihre beiden Hände geschlossen und strich liebkosend über sie hin. — Wie gut es war, daß er sich seine Qual von der Seele sprach.

„Nein . . . nein . . . und tausendmal nein!“ bäumte er sich auf. „Sie sind ja ahnungslos, alle, alle. In gefühlsduseligen Hirngespinnsten befangen; ohne Verständnis für das, was nottut; gerade jetzt nottut im Innern wie nach außen. Wie sollte der Vertrag mit Petersburg, der uns allein den Rücken deckt, erneuert werden, wenn ich gehe . . .? Nur Herbert könnte den bisherigen Kurs steuern. Nur er besitzt Einblick in meine Pläne, meine Ziele. Nur er kennt Mittel und Wege.“

Die andern — ach, die führten das Schiff nur in den Abgrund, ins Verderben, ins Chaos.“ Er stöhnte laut auf. Es war ein fast unmenschlicher Schrei der Wut und Verzweiflung. Er fühlte wohlthuend die kühle, weiche Hand auf seiner Stirn und hörte die flehenden Worte: „Rege dich nicht so auf, Ottochen! Denke auch an uns, an Frau und Kinder, Herbert zumal . . . Vielleicht“, gestand sie kleinlaut zu, „ist die Zeit wirklich noch nicht da, daß du gehen darfst; vielleicht brauchen sie dich doch noch . . .“

„Vielleicht? — Ich bin heute unentbehrlicher denn je. Und darum darf ich nicht weichen, nie, nie. Oder doch niemals ohne Kampf. Ja, Kampf war der Anfang, Kampf wird das Ende sein. Aber schließlich stehe ich doch heute anders da als vor dreißig Jahren, bin nicht mehr der Unbekannte, der sich erst jeden Schrittbreit erobern muß. Wozu habe ich mir meine Machtstellung geschaffen? Doch wahrhaftig nicht, um sie, wenn es einmal hart auf hart geht, widerstandslos preiszugeben? Nein, nein. Ihr habt die Rechnung ohne den Wirt gemacht.“

„Ja, zeig ihnen, wer du bist . . . Zeig es ihnen! Daß ihnen ein für allemal die Lust vergeht, mit dir anzubinden!“

In dem sonst stets leinenweißen Gesicht der alten Frau brannten rote Flecken. Sie schien zu fiebern und verkroch sich geradezu in ihren Pelzkragen.

Der Kanzler aber versank in dumpfes Nachgrübeln.

Ein entscheidender Schritt

4. Februar 1890

In den ersten Februartagen wurde General von Caprivi zur Audienz ins Schloß befohlen und erfuhr dort zu seinem nicht geringen Erstaunen und Unbehagen, daß der kaiserliche Herr ihn für den Fall von Bismarcks Rücktritt in die Regierung berufen wollte; gegebenenfalls auch als Kanzler; keineswegs allerdings mit der bisherigen Machtfülle. Die Zügel wollte er von nun an selbst in die Hände nehmen.

Der bereits sechzigjährige General stand soldatisch stramm vor seinem Obersten Kriegsherrn, die offenen, klaren, ein wenig harten Augen unverwandt auf ihn gerichtet, als wollte er jedes Wort von seinen Lippen lesen.

Leicht zitterte der martialische weiße Schnurrbart, als Caprivi immer wieder vergebens zu sprechen ansetzte.

Es blieb dem auf mancherlei Posten seiner Laufbahn bewährten, als Marinechef sogar erfolgreichen Manne, der augenblicklich das hannoversche Armeekorps führte, zu Gegenäußerungen nicht viel Gelegenheit.

Auf sachliche Bedenken erhielt er den Bescheid, die Verantwortlichkeit für die Führung der Geschäfte fiel ihm nicht zur Last. Der Monarch selbst trüge sie in allen Punkten.

Und gewohnt als Soldat, jeden Befehl auszuführen, auch wenn er ihn und seine Truppe in den sicheren Tod führte, selbst ohne der eigenen Sache zu dienen, beugte er sich dem, was ein höherer Wille über ihn verhängte.

Anderntags empfing Wilhelm II. den Fürsten-Kanzler. Er empfing ihn mit ungewöhnlicher Kälte. Es war, als wollte er die Haltung des Monarchen zum Ausdruck bringen, der eben seinem Ministerpräsidenten Audienz erteilte.

Eine Handbewegung forderte Bismarck zum Sprechen auf.

„Ich habe zunächst“, begann der Kanzler eilig, „meinen alleruntertänigsten Dank auszusprechen dafür, daß Eure Kaiserliche Majestät die hohe Gnade besessen haben“ — er übertrieb die Formeln höfischer Ausdrucksweise, als machte er sich darüber lustig —, „meiner ehrfurchtsvollen Bitte so rasch Gehör zu geben und die Leitung des Handelsministeriums dem Oberpräsidenten von Berlepsch zu übertragen. Nachdem Eure Majestät gerade in sozialen Fragen auf dessen Urteil besonderen Wert zu legen geruhen, wird der neue Handelsminister gewiß alles darein setzen, Eurer Majestät gemäß allerhöchst deren Wünschen zu dienen. — Daß Eure Majestät fernerhin der Berufung des Staatsrats und der internationalen Konferenz zugestimmt haben, verpflichtet mich ebenfalls zu alleruntertänigstem Dank.“

„Ich bin überzeugt“, erwiderte der Kaiser kurz, „daß sich

beide Instanzen mit Eifer den von mir gewiesenen hohen Aufgaben zuwenden werden. Aber —“, er konnte seine Ungeduld nicht länger zähmen — „was für den Augenblick weit wichtiger ist — meine Kundgebung — wie steht es damit?“

„Ich habe nunmehr“, der Kanzler zögerte unwillkürlich, „dem Befehl Eurer Majestät zufolge die beiden Erlasse redigiert.“

„Wenn Sie mit der Form, die ich gewählt, die Boetticher neulich vorgelesen hatte, nicht zufrieden waren, jetzt dürften also doch Ihre Einwände fallen?“

„Auch in dieser vorsichtigeren Fassung kann ich mir nichts Gutes von der Kundgebung versprechen. — Im Gegenteil. Zumal jetzt vor den Wahlen zum neuen Reichstag...“

„Gerade auf die Wahlen werden sie einen ausgezeichneten Einfluß ausüben“, ereiferte sich der Monarch.

„Verzeihen, Eure Majestät...“

„Im Kreise meiner beratenden Freunde herrscht hierüber nur eine einzige Stimme.“

„Trotzdem, Majestät... Mein Verantwortungsgefühl gebietet mir, zu widersprechen. Der Zeitpunkt der Wahlen ist besonders gefährlich. Die Volksverhetzer werden in ihren Wahlreden die Versprechungen Eurer Majestät nur als Anlaß zu unbarmherziger Kritik an den bestehenden Zuständen ausbeuten. Niemand von der roten Sippe wird die großherzige und hilfsbereite Gesinnung, die aus den Erlassen spricht, auch nur entfernt anerkennen. Beweis von schlechtem Gewissen, von Angst werden sie daraus lesen; daran mäkeln und sie obendrein unlauterer Absichten verdächtigen...“

„Auch Mißdeutung kann mich nicht von dem für richtig erkannten Wege abbringen und irremachen an der mir von Gott übertragenen Mission.“

„Dann warten Eure Majestät — wenigstens noch bis nach den Wahlen!“

„Davon kann keine Rede sein. Wenn die Arbeiterschaft vermeint, es geschähe nichts zur Besserung ihrer Lage, wird sie selbstverständlich den Roten ihre Stimme geben...“

„Und wenn die Erlasse herauskommen, werden die sozial-

demokratischen Stimmen erst recht anwachsen. Glauben mir, Majestät . . .“

Eine ungeduldige, hiebartige Geste der kaiserlichen Rechten schnitt dem Kanzler das Wort ab.

Bismarck ließ sich nicht einschüchtern: „Schon bei den nächsten Wahlen werden sich die üblen Folgen zeigen. Und dann später erst, in stets zunehmendem Grad. Denn die sehr allgemein gehaltenen Zusagen Eurer Majestät werden die Massen in Hoffnungen einlullen, die vollkommen unerfüllbar sind. Sieht aber das Volk, daß ihm vorenthalten bleibt, was es erwartet hat, so wird erst recht sich Unzufriedenheit breitmachen, und die Lage wird schlimmer sein als je zuvor. Mit großen Putschen werden wir rechnen müssen, wenn nicht mit einer allgemeinen revolutionären Bewegung.“

„Warten wir es ab“, und der Kaiser streckte die Hand aus nach den Schriftstücken, die der Kanzler noch immer in seiner Mappe barg.

Bismarck schien diese Gebärde zu übersehen.

„Auf alle Fälle würde durch die Erlasse eine Minderung der königlichen Gewalt bewirkt, eine Gefährdung der Monarchie und des Reiches. Seit einem Menschenalter setze ich alle Kraft ein zur Stärkung des Königs- und des Reichsgedankens. Wir haben es auf eine stolze Höhe gebracht. Und nun soll durch einen in seiner Tragweite nicht völlig erkannten Akt unser Bau unterwühlt werden?“ Verzweiflung sprach aus dem gewaltigen Mann. Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Lesen Sie vor“, gebot der Kaiser.

Bismarck folgte dem Befehl.

Nachdem er geendet hatte, bat er in nachgerade erschütternder Eindringlichkeit: „Nochmals, Eure Majestät. Ich flehe, lassen Sie ab von diesem Beginnen. Werfen Sie die beiden Entwürfe dort in den Kamin. Ich will erst wieder aufatmen, wenn sie Asche geworden sind.“

„Nein, nein — geben Sie her!“

Der Kaiser riß die Schriftstücke aus den Händen des Kanzlers, breitete sie, ein wenig unbeholfen, auf dem Schreib-

tisch aus, griff zur Feder und zeichnete eines nach dem andern schwungvoll mit Wilhelm I. R.

Dann schaute er auf, schob die Papiere dem Kanzler zu, als wartete er, daß dieser nun gegenzeichne.

Bismarcks Gesicht hatte sich vollends verfinstert. Wie zu einer leblosen Maske erstarrt mit harten Linien und Falten war der bleiche, markige Schädel.

„Eure Majestät haben keine weiteren Befehle für mich?“ Kalt klang diese Frage; drohend; als spräche ein Richter das Todesurteil.

Auf eine verneinende Gebärde des Monarchen verbeugte sich der Kanzler tief und schritt schweren Schrittes aus dem Saal, so langsam und zögernd, als erwarte er noch immer, zurückgerufen zu werden durch einen Gesinnungsumschwung des Kaisers im letzten Augenblick, als müsse er das Rascheln und Knistern der Papiere über dem brennenden Kaminfeuer doch noch vernehmen...

Parlamentarischer Abend

4. Februar 1890

Zur nicht geringen Überraschung des Hauses Bismarck sagte der Kaiser seine Teilnahme an dem parlamentarischen Essen nicht ab, zu dem der Kanzler für den gleichen Abend geladen hatte. Aufmerksamen Beobachtern entging jedoch keineswegs die Spannung, die zwischen den beiden Mächtigen bestand. Der Monarch zwar schien sie verbergen zu wollen. Aber seine Bemühungen erlitten Schiffbruch am Starrsinn des streitbaren Fürsten.

Vielfach bemerkt und glossiert wurde die auffällige Tatsache, daß nach dem Essen der Kanzler nicht wie sonst immer am Tisch des Kaisers Platz nahm. War er am Ende nicht dazu aufgefordert worden? Oder hatte er der Einladung nicht Folge gegeben? Aus unerklärlichem Groll heraus? Um seinen Herrn bloßzustellen, ihm einen Denkartzettel zu verabreichen? Was mochte da nur vorgefallen sein?

Immer mehr flüsternde Gruppen bildeten sich, diese seltsamen Vorgänge zu erörtern. Als aber erst durchsickerte, der Kanzler habe sich darüber beklagt, er könne nichts mehr bei seinem jungen Herrn durchsetzen, er imponiere ihm nicht mehr, ja er sei allgemach müde, die Bürde seiner Ämter noch weiter auf den alten Schultern herumzuschleppen, da lagerte es sich wie ein schwerer Alp über den sonst meist in lebendigster Unterhaltung und gehobener Stimmung versammelten Parlamentariern.

Früher als je zog sich der Monarch zurück. Früher als je stob der geladene Kreis der Gäste in alle Winde.

Krisentage

9. bis 12. Februar 1890

Vom Ministerrat aus, den der Kanzler auf den 9. Februar einberufen hatte, begab er sich auf dem kürzesten Weg, ohne mit irgend jemandem ein Wort zu reden, in sein Schlafzimmer und legte sich nieder.

Am Abend kam Herbert, nach ihm schauen.

Es roch nach scharfen Essenzen, die sein Vater zur Bekämpfung schwerer Neuralgien verwandte.

Der Kanzler lag in hohen Kissen. Ab und zu kam ein unartikulierter Laut von seinen Lippen. War er von Schmerzen erpreßt? Oder nur Ausbruch des Ärgers? Oder beides zugleich?

Herbert setzte sich ruhig ans Fußende des Bettes, nachdem er auf seine Frage nach dem Befinden des Vaters ein gleichgültiges Murren zur Antwort erhalten hatte. Nach einer Weile meinte er beiläufig: „Die Börsenpanik hat übrigens nachgelassen. Die Geldleute scheinen sich mit den kaiserlichen Manifesten einigermaßen abzufinden. Nicht so die Großindustrie und die Arbeiterschaft. Da gärt es nicht weniger als am ersten Tag der Veröffentlichung im ‚Reichsanzeiger‘. Nicht genug damit, sofort Lohnerhöhungen zu fordern — jetzt möchte der Bergarbeiterverband sogar die

Gruben zugunsten der Arbeiter enteignen.“ – Und mit einer gewissen Genugtuung fügte er hinzu: „Geschieht ihm gerade recht, dem jungen Manne!“

Der Kanzler verharrte unbeweglich. Kein Laut kam über seine Lippen. Als ertrüge er die ungute Stille nicht länger, begann Herbert nach einer Weile von neuem:

„Ist es nicht ein Hohn, wie nun die roten Gesellen und unsre alten Feinde S. M. Beifall zugrölen? Eine Speichelleckerei – eine Kriecherei – zum Kotzen! Was die Soziblätter da alles auskramen! Die abgebrühtesten Hofschranzen könnten noch zulernen! – Ob ihm allerdings der Ehrentitel ‚Genosse Wilhelm‘ sonderlich behagt? – Und Flugschriften lassen sie los zur Verherrlichung. Fechenbach schießt den Vogel ab mit seiner Huldigung für den ‚noch so jungen und doch schon so großen Kaiser – den Seher auf dem Thron‘. Hast du Worte? Und wenn der es erst ernst nimmt, der Mann von Gottes Gnaden – oder auch von Gottes Zorn –, wenn der zu glauben beginnt, das ganze Volk jauchze ihm zu, dann, ja dann ist überhaupt nichts mehr mit ihm anzufangen. Ein neues Dogma dürfen wir dann wohl erwarten, demgegenüber das von der Unfehlbarkeit des Papstes ein Pappenstiel ist. – Und uns selbst werden die Dunkelmänner den Boden vollends abgraben. Paß nur auf! Als Rebellen werden sie uns anschwärzen. Nur aus Eifersucht, Neid und Machtgier trachten wir, die menscheitsbeglückenden Taten Wilhelms des Allergrößten zu hintertreiben.“

Als der Kanzler immer noch in völliger Apathie verharrte, da schwieg nun auch Herbert und wartete, bis sein Vater sich zu reden anschickte.

„Der Ministerrat heute“, begann der Fürst endlich voll Verachtung, „er schloß sich meinem gestrigen Vortrag beim Allerhöchsten harmonisch an. Gut, daß du verhindert warst. Du wärest vielleicht explodiert. Nun, ich habe auch nur mit Mühe an mich gehalten. Es wird allgemach ein wenig viel, was die gütige Fortuna sich für mich aufgespart hat. Gestern dies Stillschweigen des Kaisers, als ich meine Befürchtungen aussprach, ihm im Wege zu sein. Diese erleichterte Zustim-

mung bei meinem Vorschlag, zunächst aus meinen preußischen Ämtern zu scheiden und mich als Kanzler auf das Altenteil des Auswärtigen zurückzuziehen! Nur die einzige Sorge, ob ich noch die Militärforderungen im Reichstag durchbringen werde; sonst kein Wort der Abwehr oder auch nur des Bedauerns! So kann ich also am 20. Februar, am Tage der Wahlen, ziemlich sang- und klanglos meine preußischen Ämter abgeben.“

„Wer sollte dich denn ersetzen?“ wandte Herbert unwirsch ein.

„Auch das habe ich dem Allerhöchsten gesagt.“

„Etwa Boetticher?“

„Vor diesem breiweichen Gesellen habe ich S. M. nachdrücklich gewarnt; auch die andern Herren Kollegen geziemend charakterisiert. Nein, nur ein Soldat käme in Betracht: Caprivi. Und er schien dem Kaiser gar nicht unwillkommen.“

„Na — und heute?“

„Da habe ich den Herren Staatsministern angedeutet, daß ich mit der Absicht umginge, meine preußischen Ämter niederzulegen.“

„Was sagen sie dazu?“

„Die...? Die sagen nur uff beim Gedanken, mich loszuwerden... und reiben sich vor Behagen die Hände.“

„Eine Affenschande...“

„Nur Boetticher drechselte ein paar schöne Phrasen.“

„Kein einziger machte auch nur den leisesten Versuch, dich zurückzuhalten, dich umzustimmen?“

„Nicht einer... Allmählich dürftest du meine ‚Gespielen‘ doch kennen. — Dagegen bewies mir Boetticher, wie rasch er sich mit dem Gedanken an meinen Abschied abfand. Glorreicherweise fragte er mich nach der Sitzung, ob er als Ministerpräsident den Rang vor dem alten Generalobersten von Pape haben werde. Das sind die Sorgen, die solche Leute beschäftigen! Und ihnen sollte man die Krone und das Reich anvertrauen? So haben wir nicht gewettet. Euch mache ich doch noch einen Strich durch die Rechnung. Und wenn ich diesen Packen nur weiterschleppte, um euch zu ärgern.“

„Das meine ich auch, Vater. Zeig ihnen und auch S. M., wer der Herr ist.“

„Wenn ich nur nicht selbst den Deutschen Kaiser zu stark gemacht habe und letzten Endes ihm gegenüber ohnmächtig werde...“

„Du, Vater, und — ohnmächtig?“

„Die internationale Konferenz muß unterbleiben“, brach es aus dem Kanzler heraus.

„Liegt das heute noch in unserer Hand?“

„Die Schweiz hat ja bereits längst vor unserm Kaiser zu einer Arbeiterkonferenz eingeladen. Sollen doch die Mächte diese Konferenz beschicken!“

„Wie willst du sie dazu bestimmen?“

„Das laß meine Sache sein.“ Er schien angestrengt nachzudenken. „Man braucht ihnen ja nur klarzumachen, daß die Geschichte hier ein totgeborenes Kind ist, daß nur die peinlichsten politischen Verwicklungen daraus erwachsen können.“

Bismarck verfiel vollkommen in Grübeleien, aus der ihn sein Sohn nicht mehr zu stören wagte.

Aus tiefer Versunkenheit heraus sprach er wiederholt leise vor sich hin.

Herbert lauschte angestrengt. Zuerst verstand er nichts von dem, was da in drohendem Flüsterton aus dem Munde seines Vaters kam. Aber jetzt wurde es deutlicher: „Das soll ihm nicht erspart bleiben! Zu Kreuze kriechen wird er vor mir! Lassen wir ihn nur erst einmal mit seiner sozialen Gefühlsduselei eine gehörige Schlappe erleben!“

Am nächsten Tage ließ Bismarck den bayerischen Gesandten zu sich bitten und eröffnete ihm, daß er das preußische Ministerpräsidium abgeben werde und sich auch mit dem Gedanken vertraut mache, aus allen Ämtern zu scheiden.

Stumm folgte Graf Lerchenfeld den überraschenden Ausführungen, aufs äußerste betroffen, den klaren, wägenden Blick unverwandt auf den Kanzler gerichtet. Das immer wie leicht angeschwollene rechte Augenlid senkte sich noch tiefer als sonst, die Lippen schlossen sich noch schmaler zu-

sammen. Gefaltete Brauen, gestraffter Ausdruck verrieten, wie ernsthaft er überdachte, was er hörte.

Als Bismarck geendet hatte, erhob er sofort schwerste Bedenken gegen die Trennung des Reichskanzler- und Preußischen-Minister-Präsidenten-Postens, gerade auch vom föderalistischen Standpunkt aus, beschwor den Kanzler zu bleiben und eilte schließlich, als seine Überredungsversuche nichts zu fruchten schienen, bestürzt davon, in offenkundiger Absicht, seinerseits alles zu tun, was nur in seiner Macht stand, um dies Verhängnis zu verhüten.

Wieder zwei Tage später fand der Kanzler sich abermals zum Vortrag beim Kaiser ein.

„Dem Entschluß, meine preußischen Ämter niederzulegen, stellen sich außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg. Der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld —“, er stockte, betreten über den bösen, feindselig-höhnischen Zug, der sich beim Lautwerden dieses Namens um die Lippen des Kaisers grub. „Nehmen Sie doch dem jungen Herrn die Kandare hoch!“ — hatte er wirklich eben diese Worte aus dem Mund des Monarchen gehört, diesen Rat, den — wie er wußte — ein Geschwätz dem Grafen Lerchenfeld unterschob, den er ihm gegenüber allerdings nie gebraucht hatte?

„Der bayerische Gesandte“, wiederholte er, „hat mir im Namen des Bundesrats die dringliche Bitte unterbreitet, im preußischen Ministerium zu verbleiben. Er hält den Gedanken des Ausscheidens aus dem preußischen Dienst und die Beschränkung auf das Reichskanzleramt für unausführbar und obendrein gefährlich. Auch hat die bayerische Regierung den nachdrücklichsten Wunsch geäußert, keinerlei Wechsel eintreten zu lassen.“

„Ja, sie erachtet es für unbedingt erforderlich . . . Euer Durchlaucht zu halten.“ Diese Worte klangen vollends gehässig und erbittert und schienen etwas ganz anderes ausdrücken zu wollen, als sie im Grunde besagten.

„Und Sie — Sie selbst — darauf kommt es doch vor allem an — Sie haben also Ihren Entschluß wieder geändert?“

Bismarck fing den Hieb auf. In seiner bedächtigen Art

meinte er Wort für Wort: „Ich bin stolz darauf, noch nicht so verkalkt zu sein, daß ich nicht meine Entschlüsse vom Gebot der Stunde abhängig machen und vom Leben noch etwas lernen kann. Übrigens stellen sich auch andere schwere Bedenken meiner ursprünglichen Absicht entgegen“, fuhr er weniger scharf fort. „Politische Rücksichten lassen es geboten erscheinen, daß mein Rücktritt nicht zum 20. Februar erfolgt, sondern erst nach der Abstimmung des Reichstags über die Militärvorlage und nach der Erneuerung des Sozialistengesetzes; also etwa Mai oder Juni.“

Betroffen fragte der Kaiser zurück: „Dann bleibt also einstweilen alles beim alten?“

„Wie Majestät befehlen. Es war ja Eurer Majestät höchst-eigener Wunsch, daß ich die Militärvorlage noch durchbringen solle.“

Ein mürrischer Laut konnte ebensogut Widerspruch wie Zustimmung des Monarchen bedeuten.

„Außerdem befürchte ich, wie oft betont, einen schlechten Ausgang der Wahlen“, beharrte Bismarck. „Man wird der ganzen Regierungsautorität bedürfen, um den Reichstag im Zaum zu halten. Ohnehin ist mein Ansehen schon geschwächt. Allem Anschein nach sickerte eben durch, daß mir das allerhöchste Vertrauen nicht mehr wie ehemals gehört.“ — Da der Kaiser immer noch schwieg, setzte der Kanzler mit einer gewissen Wucht im Ausdruck hinzu: „Feigheit wäre es, ließe ich jetzt den Thron im Stich.“

Der Kaiser raffte sich ein wenig gewaltsam zusammen. Sein Blick tauchte tief in die glühenden Augen des alten Fürsten, blieb aber kalt und fremd.

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht.“ Wie der Ausdruck des Gesichts und der Augen, so war auch der Tonfall der Stimme — undurchdringlich. „Es wird mich freuen, wenn wir weiter zusammen arbeiten können.“

Wühler am Werk

13. Februar 1890

Es klopfte an die Tür zu Holsteins Arbeitsraum. Waldersee streckte den Kopf herein: „War nebenan. Wollte nur nicht vorübergehen, ohne guten Tag zu sagen.“

„Aber Exzellenz haben doch gewiß einen Augenblick Zeit? — Darf ich bitten?“

„Danke. — Auf eine Zigarettenlänge schon.“

Holstein gab im Feuer: „Nun, wie verlief das Kriegsspiel vergangener Woche?“

„S. M. war über Erwarten heiter“, berichtete der Generalstabschef. „Scheint erleichtert, daß die Sache so gut wie eingerechnet ist.“

„Und die Zeitungsartikel?“

„Hat sie erst gestern gelesen. Ein gewagtes Unternehmen, ihm derlei unter die Augen zu bringen. Man könnte selbst zu Schaden kommen. Getobt hat er...“

Der Geheimrat lachte: „Kein Wunder bei diesen unerhörten Angriffen gegen seine Person! Und wer steckt nach seiner Meinung dahinter?“

„Kann er sich gar nicht vorstellen.“

„Und unser Verdacht...?“ forschte der Geheimrat.

„Den hält er für vollkommen ausgeschlossen. Dazu würde sich weder der Alte noch sein Sohn jemals hergeben. Die Kaiserin allerdings...“

„Was ist mit der Kaiserin?“

„... glüht vor Haß gegen Herbert.“

„Nun mit einem Male?“

„Von je hat sie so etwas wie den bösen Dämon des Kaisers in ihm erblickt. Aber so gegen ihn aufgebracht wie jüngst habe ich diese vornehme, stille Frau noch nie gesehen.“

„Sollte da neuerlich etwas vorgefallen sein?“ lauerte Holstein.

„Man brauchte ihr ja nur Herberts famosen Witz zuge tragen zu haben, den er überall herumposaunt; diesen Witz über das bequemste Mittel, den Kaiser gefügig zu machen und sich unumschränkte Herrschaft in die Hand zu spielen.“

„Was ist das für ein Witz?“

„Nun — eben — eine — Freundin für den Allerhöchsten Herrn auszusuchen und auf dem kleinen Umweg über sie behaglich zu regieren.“

Die beiden Herren lachten nicht eben sehr ehrerbietig. „Herbert ist ja, zumal in Weinlaune, reichlich unvorsichtig“, fügte Waldersee noch hinzu.

Holstein wurde wieder ernst: „Also vorerst läuft die Geschichte wieder in den alten Gleisen?“

„Ja, und S. M. ist mehr denn je entschlossen, den Kanzler nicht fortzulassen.“

„Na... Wenn er wüßte, was ihm alles vorenthalten wird... Zum Beispiel...“ Und er nahm ein Folioblatt zur Hand und strich beinahe liebevoll darüber.

„Was ist das?“

„Nur ein Bericht; einer von vielen, die hier begraben werden. Sehen Sie selbst!“

„Bismarcks Hand?“

„Ja — der übliche Vermerk: Zu den Akten!“

„Aus Kiew?“

„Vom dortigen Konsul. Nicht uninteressant. Gewaltige Kriegsvorbereitungen, Truppenverschiebungen und dergleichen. Aber wenn man eben um jeden Preis Friedensschalmeien bläst..., wenn man sich mit Haut und Haaren Petersburg verschreiben will, dann darf doch nichts laut werden, was die Russen nicht als ideale Freunde und Bundesgenossen zeigt; dann müssen doch ihre Kriegsvorbereitungen, ihre Truppenansammlungen an den Grenzen ebenso verheimlicht bleiben wie die Absicht des Zaren, aller Abrede zum Trotz im Sommer gegen Bulgarien einen Schlag zu führen; dann darf doch keine Seele erfahren, wie bedrohlich unsere auswärtige Lage ist...“

„Aber — der Dreibund...“

„Den hat Bismarck längst zum alten Eisen geworfen. Was gilt ihm heute noch Österreich oder Italien gar.“

„Ja, sind denn diese russischen Anschläge...?“

„Vollkommen verbürgt, vollkommen...“, und er raschelte mit den Papieren in seiner Hand.

„Zeigen Sie her!“

„Bitte!“ Er reichte das Schriftstück dem General.

Dieser überflog es erregt; unter Ausrufen des Erstaunens. „Ja — aber — da hieß es ja handeln. Derlei muß doch dem Allerhöchsten Herrn zu Gesicht kommen.“

„Zumal mit dem eigenhändigen Vermerk des Reichskanzlers, nicht wahr? Nun...?“ Und er machte eine auffordernde Geste.

Waldersee wehrte mit beiden Händen ab. „Werde mich schwer hüten. Nach den gestrigen Erfahrungen...“

Holstein schloß den Bericht wieder in seine Schreibtischlade: „Es werden sich schon noch Mittel und Wege finden.“

Gegenmaßnahmen

20. Februar 1890

Wieder einmal speiste Eulenburg mit Holstein im kleinen Hinterzimmer bei Borchardt.

Der Geheimrat befand sich in aufgeräumtester Stimmung: „Was Sie da vorhin auf dem Amt gesehen haben — ich meine das Schreiben des Kanzlers an den Berner Gesandten, es dürfte schwerlich dazu beitragen, daß die Schweiz zugunsten der von S. M. einberufenen Konferenz auf die ihre verzichtet, nicht wahr?“

Eulenburg wiegte bedenklich den Kopf. Er schien sehr erregt. „Mein Gott, was soll man da tun?“ meinte der ratlos.

„Hier wird davon gemunkelt“, gierte Holstein, „daß S. D. bei den Besuchen, die er auf den Botschaften unternimmt, um die Großmächte angeblich für unsere Konferenz zu gewinnen, auf etwas ganz anderes hinwirkt.“

„Und worauf denn?“

„Darauf, daß sie der Schweiz den Vorzug gäben.“

„Das ist es ja, was mich so verzweifelt stimmt“, brach es aus Eulenburg heraus.

„Es trifft also zu?“ Kaum verhohlener Triumph frohlockte in dieser Frage.

„Der italienische Botschafter hat es mir gesagt. Marschall bestätigt es. Und selbst am Pariser Platz soll der Kanzler ähnlich vorgegangen sein.“

„Ja, aber da ist wirklich keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Sie haben recht“, pflichtete Eulenburg bei. „Es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Sie werden es also ohne Verzug S. M. berichten.“

„Gott bewahre! Wer dürfte noch mehr Pulver aufschütten.“

„Ja, aber wenn die Berliner Konferenz nicht zustande kommt, steht S. M. ja wie ein kleiner Schuljunge da; eine Blamage, von der er sich in Jahren nicht mehr erholen könnte...“

„Gerade eben darum muß sie vermieden werden. Glücklicherweise treffe ich morgen bei einem Diner den Schweizer Gesandten.“

Holstein machte sich, als gäbe es nichts Wichtigeres für ihn auf der Welt, über das Krammetsvogelgericht her, das eben aufgetragen worden war.

Im Banne dieser Beschäftigung schien er alles andere zu vergessen. Aber der Ausdruck seines Gesichts sprach nicht eben mehr von Wohlbehagen.

Lichtblick

22./23. Februar 1890

„Und sagen Sie den Oldenburger Herrschaften — vielleicht gleich heute abend —, Sie kommen doch zeitig genug dort an, um sich noch melden zu können...?“ Der Kaiser schwieg.

Eulenburg schaute ihn erwartungsvoll an.

Ein nervöses Zucken lief über das blasse Gesicht Wilhelms II.: „Ich vergaß, was ich Ihnen noch auftragen wollte... Man kommt ja nicht los von dem einen... Immer dieser Alp! Keine Ruhe mehr! Tag und Nacht diese Sorgen! Und Bismarck macht sie noch unleidlicher; durch sein ewiges Auf und Ab, Hin und Her. Wenn er nur einmal bei einem Entschluß bliebe! Aber da jagt ein Plan den andern; einer

wirft den andern um. Kein Mensch kann sich mehr zurechtfinden. Jetzt läuft er würdelos den Russen nach. Und die schmieden allerlei dunkle Pläne. Ach, ich traue ihnen nicht mehr über den Weg.“

„England“, wandte Eulenburg ein, „hat ein Interesse daran, uns mit Petersburg zu entfremden.“

„Sie meinen...?“

„Sollte nicht von dieser Seite unterwühlt werden? Auch Österreich...“

„Österreich zählt bei Bismarck überhaupt nicht mehr — ist aber doch deutscher Bruderstaat, sein Monarch mein Vetter und Freund, der Dreibund die Achse unserer Außenpolitik.“

„Daran wird doch der Kanzler nicht rühren.“

„Am liebsten würfe er alles über den Haufen; hat es bei sich wohl schon getan.“

„Undenkbar, Majestät.“

„Undenkbar? Was ist bei dem Alten noch undenkbar? Nein, er ist ja wirklich seinem Amt nicht mehr gewachsen. Das unablässige Schwanken verrät seine Unsicherheit. Er tappt nur mehr im Nebel. Das macht einen selbst ganz wirr. Man reibt sich auf. So kann und darf es nicht fortgehen. Unter keiner Bedingung. Unter gar keiner Bedingung dulde ich, daß man weiter so mit mir spielt.“

„Ich verstehe nichts besser als das.“

„Wie ich die Sozialdemokraten zu bekämpfen habe, weiß ich. Das kann man getrost mir selbst überlassen. Ist übrigens etwas Wahres daran, daß der Kanzler nun gar bei den fremden Botschaftern gegen die von mir einberufene Konferenz wühlt, daß er mein, daß er des Reiches Ansehen auf diese Weise geradezu untergräbt?“

„Vorgestern abend traf ich mit dem Schweizer Gesandten zusammen. Selbstverständlich kam die Sprache auf die beiden Konferenzen. Ich glaube, im Sinn Eurer Majestät gehandelt zu haben, wenn ich mir erlaubte, den Gesandten darauf aufmerksam zu machen, daß nach all den Verstimmungen, die das Verhalten der eidgenössischen Behörden bei uns auslösen mußte — zumal in der Anarchistenfrage —, sich jetzt eine besonders glückliche Gelegenheit böte, dies

vergessen zu machen und vor allem die Sympathie Eurer Majestät zu gewinnen.“

„Wie das?“ fragte der Kaiser kurz.

„Indem die Schweiz den Gedanken an eine eigene Konferenz fallen ließe.“

„Und halten Sie für möglich, daß man zu unseren Gunsten zurücktritt?“

„Wir dürfen es sogar zuversichtlich erwarten. Denn der Schweizer Gesandte hat sofort telegraphisch seiner Regierung den Verzicht auf ihre Konferenz dringlichst nahegelegt, als unbedingt geboten im eigenen Staatsinteresse.“

„Und Bern?“

„Hat zusagend geantwortet.“

Der Kaiser atmete erleichtert auf. „Da sind wir ja aus der Bredouille heraus.“

„Nicht zuletzt mag die geharnischte Erklärung des Schweizer Gesandten dies Ergebnis nach sich gezogen haben. Er depeschierte nämlich, daß er von seinem Posten zurückträte, wenn sein Rat nicht befolgt würde.“

„Das danke ich Ihnen, Phili. Und werde es auch dem Schweizer Gesandten nicht vergessen. Wie wird aber Bismarck toben!“ Ein gewisses Behagen breitete sich über des Kaisers Züge.

„Der Kanzler wird vielleicht gar nicht toben, sondern ganz einfach zur Besinnung kommen.“

„Nach Empfang dieses Denkkzettels?“ fragte der Monarch ungläubig.

„Es fand sich Gelegenheit, ihn zu erinnern, was Eure Majestät alles schon um seinetwillen auf sich genommen haben, und ihm ins Gewissen zu reden, daß es nun an der Zeit wäre, wenn auch er einmal den Wünschen seines Königs, der doch wahrhaftig das Beste wolle, Rechnung trüge.“

„Im Notfall werde ich ihm einfach befehlen zu bleiben. Ich denke ja nicht daran, mich von ihm zu trennen.“

Eulenburg schwieg betroffen.

Was hatte ihm gestern Waldersee berichtet, als er vom Kaiser zurückgekommen war? Daß die Entlassung Bismarcks nur mehr eine Frage der Zeit sei — so war es doch gewesen;

daß der Kaiser aber den Termin bestimmen werde. Er wolle nicht wie alle Welt zu Kreuze kriechen, sondern diesen schrankenlosen Machtwillen brechen . . . Sollte Waldersee das Gedächtnis im Stich gelassen, sollte seine Einbildungskraft ihm einen Streich gespielt, sollte er den Monarchen falsch verstanden haben?

Endlich faßte sich Eulenburg: „Wenn ich Eure Majestät bitten darf, so bitte ich um Nachsicht für den Fürsten, seines Alters, seines leidenden Zustands wegen. Schwenninger erklärt, fortgesetzten Aufregungen sei er nicht mehr gewachsen. Ein Gehirnschlag könne die Folge sein.“

„Ähnliches hat mir mein Leibarzt berichtet. Schwenninger wird wohl auch ihm seine Sorgen anvertraut haben. Nein, ich will gewiß keine Schuld auf mich laden, daß dies Leben mit einem Zusammenbruch endet.“

Kaiser und Kanzler

25. Februar 1890

Der Ausgang der Reichstagswahlen übertraf noch Bismarcks schlimmste Befürchtungen.

Gegen das Jahr 1887 hatte die Sozialdemokratie einen Zuwachs von über sechshunderttausend Stimmen errungen und ihre Mandate verdreifacht.

Des Kanzlers Kartell war zerschlagen. Bismarck stand einer überwältigenden Mehrheit der Oppositionsparteien im neuen Reichstag gegenüber.

Jetzt konnte gar keine Rede mehr davon sein, daß er seinen Posten verließ und fahnenflüchtig wurde, sein machtvolles Lebenswerk, die Dynastie, das Reich ehrlos verriet. Nun galt es auszuharren.

Gehobener Stimmung fuhr der Fürst frühmorgens nach Potsdam, wohin er in letzter Zeit zumeist schon auf neun Uhr zum Vortrag bestellt wurde. Tags zuvor war sein Vetter Kessel bei ihm gewesen, der Flügeladjutant, und hatte — wohl nicht ohne höheren Auftrag — mit Leidenschaftlichkeit alte Zeiten heraufbeschworen; jene Zeiten, da der jetzige

Kaiser, mit Leib und Seele dem Kanzler ergeben, Elternhaus, Liebe von Vater und Mutter dem schwärmerisch verehrten Mann geopfert habe. Das alte Einverständnis könne, ja müsse doch wiederherzustellen sein. Nur dürfe man sich eben nicht allzu starr auf vorgefaßten Urteilen und Standpunkten versteifen.

Bismarck erblickte in diesem Appell einen guten Auftakt für die heutige Begegnung mit dem Herrscher.

Warum aber ließ man ihn jetzt im Vorzimmer so lange warten?

Die gute Laune begann zu verfliegen.

Seinem Alter, seiner Stellung gebührte doch mehr Achtung! Rücksichtslos genug erschien es ihm, daß man ihn zu so früher Stunde entbot. Ohne Frage kannte man auch hier seine Gewohnheit, bis gegen Mittag zu liegen und so die Morgenarbeit zu erledigen. Am liebsten ginge er jetzt, wie er gekommen war. Vielleicht würde das doch einen gewissen Eindruck nicht verfehlen.

Während er diesen Gedanken erwog, öffnete sich die Tür zum Audienzraum.

Der Kaiser empfing ihn düsterer Miene: „Böse Zeiten!“

„Habe ich es Eurer Majestät nicht vorhergesagt? — Die Wahlen konnten ja gar nicht anders ausfallen. — Jede Staatsgewalt büßt an Achtung ein, wenn sie ihre Machtmittel nicht zu gebrauchen versteht! Dem roten Mob imponiert nur die Faust des Herrn. Entgegenkommen wird als Beweis von Schwäche gedeutet.“ Ein triumphierender Unterton klang in der Stimme des Kanzlers mit. „Diesem Reichstag darf man keinen Schritt breit weichen.“

„Trotz der Wahlen“, beharrte der Kaiser, ein wenig unsicher, „sollen die Arbeiter erkennen, daß wir es gut mit ihnen meinen und helfen wollen.“

„Immer wieder Hinzpetersche Hirngespinnste! Wenn Eure Majestät sich nur von diesem unseligen Einfluß frei machen wollten! Ein Schwarmgeist, ein Wirrkopf, ein größenwahnsinniger Schulmeister — dieser Knabenschinder!“

Während er in immer schärferen Scheltworten drauflos-wetterte, begann der Kaiser hellauf zu lachen.

Bismarck hielt erstaunt inne. In diesem Lachen war kein falscher Ton. Völlig ungekünstelt klang es.

Der Monarch, plötzlich wieder vollkommen ernst, nahm seinen Gedankenfaden von neuem auf: „Morgen tritt der Staatsrat zusammen. Die ‚Internationale Konferenz‘ dürfte auch nicht mehr lange auf sich warten lassen.“

„Kein Arbeiter wird den Staatsrat oder eine internationale Konferenz ernst nehmen. Oder wenn schon — so gelten sie ihm als verdächtig; als Waffen gegen ihn. Denn Kampf...“

„Welcher Arbeiter wird so verblindet sein, jetzt den Kampf heraufzubeschwören?“

„Jeder — zu jeder Stunde, wenn sie nur einigermaßen günstig erscheint. Diesem Kampf werden wir nicht ausweichen können. Und er wird schwerer, sein Ausgang zweifelhafter, je länger wir zuwarten. — Majestät“, rief der Kanzler in höchster Erregung, „es gibt nur ein Mittel. Unsere einzige Rettung liegt im richtigen Gebrauch der Macht; der Macht, die wir heute noch in der Hand haben. Heute noch! Wer aber weiß, wie lange! Majestät — in vierundzwanzig Stunden arrangiere ich Ihnen einen Aufstand hier in Berlin, der uns die beste Gelegenheit bietet, ein für allemal reinen Tisch zu machen.“

„Davon kann keine Rede sein. Für mich gilt nur der Weg des Rechts, nie und nimmer brutale Vergewaltigung.“

Schweigen folgte diesen Worten. Der Kanzler atmete schwer. „Gut —“, bezwang er sich endlich. „Dann hören Eure Majestät, was ich für diesen Fall vorschlage — als Frucht reifster Überlegung.“

Der Kaiser machte eine einladende Geste.

Bismarck setzte ein paarmal zu sprechen an; die Worte versagten ihm den Dienst. Endlich kam es stoßweise aus seinem Mund: „Ich bleibe... ein paar Monate wenigstens noch... Und zwar — in allen meinen Ämtern... Dem Reichstag... werde ich die Stirne bieten... kraft einer einheitlichen Regierung, die ich bilde... Der Mehrheit..., die den anderen durch die Wahl zugefallen ist..., werde ich... eine andere Mehrheit... entgegenstellen.“

Der Kaiser tat einen ungläubig-erstaunten Ausruf, der

mehr als alle Worte verriet, wie unmöglich und aussichtslos ihm dieser neue Vorschlag erschien.

„Eure Majestät haben mich vor zwei Wochen ersucht, die neuen Militärforderungen vor dem Parlament zu vertreten. Ich habe mich mittlerweile unterrichtet, was dem Kriegsminister vorschwebt. Die Heeresvorlage geht weiter, als ich erwartete. Aber gerade recht so. Sie kann gar nicht einschneidend genug sein. Und wenn sie nicht genügt, uns dem Ziel zuzuführen, so wird fraglos ein neues, verschärftes Sozialistengesetz diesen Zweck erfüllen.“

Der Kanzler machte eine Pause, als erwartete er des Kaisers Gegenäußerung. Dieser jedoch schwieg. Bismarck forschte, ob er in den Zügen des Monarchen lesen könne, was in ihm vorging. Aber sie blieben verschlossen; das Auge starr ins Weite gerichtet, zum Fenster hinaus.

Er fuhr fort: „So etwa denke ich mir den Vorgang: der Reichstag verweigert seine Zustimmung. Wir lösen ihn auf. Zweimal, dreimal; so oft es nottut; bis sie klein begeben, die parlamentarischen Gesellen; und dem Monarchen zubilligen, was ihm gehört: das Recht zu herrschen und zu führen. — Niemals wäre dies Parlament mit seiner Parteienwirtschaft imstande, Deutschland auf der Höhe seiner Macht zu erhalten. Großzügige Politik und dies Affentheater macht- und habgieriger Dilettanten — ein Widersinn! Sollten wir aber durch die Reichstagsauflösung nicht zum Ziel gelangen, dann werden wir eben ein Ende machen mit dem allgemeinen geheimen Wahlrecht. Keiner von denen darf mehr als eine Stimme haben, die sich als Staatsfeinde entpuppten.“

„Und die Verfassung, auf die ich meinen königlichen Eid geschworen habe?“ fragte der Monarch, etwas wie Grauen in der Stimme.

„Sie darf nicht der Nagel zu Deutschlands Sarg werden, Majestät!“

„Was soll das heißen?“

„Wir haben die Bundesverträge 1870/71 geschaffen. Wir können sie auch wieder auflösen und durch andere Abkommen der Regierungen ersetzen. Ein neues Reich gründen, mit einem Wort.“

Also ein Staatsstreich, zuckte es im Kaiser auf. Die Bundesfürsten treten vom Vertrag zurück. Die Verfassung fällt. Der Kaiser legt die Krone nieder. Der Reichstag hört zu bestehen auf. Allein der preußische Ministerpräsident bleibt. Und er geht mit den Fürsten an den Bau eines neuen Reichs. Vermutlich ruft er den Kaiser ja wieder zurück. Aber der wäre dann nur mehr eine Puppe in seiner Hand! — —

Laut sagte Wilhelm II. nach endlosem Schweigen: „Gegen ein solches Vorgehen wird man sich auflehnen.“

„Jeder Widersetzlichkeit stellen wir die Macht entgegen und brechen sie.“

„Das heißt also immer und immer wieder Blutvergießen, Bruderkrieg . . .“

„Zum Schießen muß es wohl doch einmal kommen. Je eher, desto besser. Jetzt ist dieser Kampf für die Monarchie noch durchführbar. Noch fühle ich mich stark genug. Noch verfüge ich auch über das persönliche Ansehen, ihn siegreich zu beenden. Aber wer weiß, wie lange uns Zeit bleibt?“

„Und meine Arbeiterschutzgesetzgebung?“ fragte der Kaiser aus tiefem Sinnen heraus.

„Eurer Majestät bisherige Politik, zumal die Erlasse vom 4. Februar, haben das Gegenteil von dem bewirkt, was sie beabsichtigten. Die Abrechnung mit der Sozialdemokratie haben sie beschleunigt, anstatt sie hinauszuschieben oder gar zu verhüten. Diese Abrechnung kann nicht endgültig genug sein. Ein Nachgeben ist undenkbar. Man grübe nur der Monarchie und dem Reich das Grab.“

Der Kanzler hielt inne, einer Erwiderung gewärtig. Da der Kaiser still blieb, schwieg auch er, um die Wirkung seiner Worte nicht zu zerstören.

Der Monarch jedoch suchte der Gedanken und Vorstellungen Herr zu werden, die ihn bedrängten. Was Bismarck da vorschlug — es war ein Sprung ins Dunkle . . . ins Bodenlose . . . Ihm graute . . . Aber — entzog nicht die Gesetzgebung zum Schutz der Arbeiter, die er in die Wege geleitet hatte, den Gewaltplänen des Kanzlers den Boden, ja schaltete sie vollends aus? — Das war ein Ausweg aus dem Labyrinth, ein Trost — der einzige vielleicht. Und wenn der versagte,

je nun . . . „Sollte mir“, setzte er jetzt seinen Gedankengang laut fort, „ultima ratio die Waffen in die Hand zwingen, dann rasiere ich, wenn es sein muß, auch einen ganzen Stadtteil. Aber vor meinem Gewissen will ich es verantworten können. Im Falle zwingender Not werde ich — verlassen Sie sich darauf — nicht ein Friedrich Wilhelm IV. sein.“

„Und ich fürchtete schon“, atmete der Kanzler auf, „Eure Majestät wollten die Wege Louis Philipps wandeln.“ In wachsender Begeisterung setzte er hinzu: „Jetzt wird, jetzt muß alles gut werden. Die Monarchie, der Kaisergedanke, unser preußisches Königtum — über alles! Den Staatsfeinden geben wir keinen Schritt breit Boden preis!“ Er fühlte des Kaisers Blick mit Wärme und Zustimmung auf sich ruhen. „Ein Verbrechen wäre es an der Krone, nachzugeben, den Volksverführern entgegenzukommen. Es gibt nur eine Parole“, schloß er aufrüttelnd: „No surrender!“

Der Monarch schaute in die Leuchtaugen des Alten und wurde von der Leidenschaft, die aus ihnen glühte, mitgerissen.

Er reichte ihm die Hand, die der Fürst krampfhaft drückte, indem er die Worte wiederholte: „No surrender.“

„Und jetzt“, der Herrscher griff ihn leicht am Arm, „lassen Sie uns hinübergehen. Ich glaube, die Kaiserin wartet längst mit dem Frühstück auf uns.“

Wie ein Junger schritt Bismarck neben seinem kaiserlichen Herrn durch die Säle und Gänge, die von den Schritten laut widerhallten.

In letzter Stunde hatte er seinen König für sich gewonnen.

Sein Lebenswerk, das Reich und die Dynastie, sie waren gesichert. Gegen die Hölle selbst konnte er jetzt den Kampf aufnehmen. Sein Kaiser stand hinter ihm.

Die Unentwegten

27. Februar 1890

Kabinettschef von Lucanus sammelte die vom Kaiser gefertigten Schriftstücke in seine Mappe, blieb aber neben dem Schreibtisch stehen.

„Was haben Sie noch auf dem Herzen?“ Der Monarch schaute ihn erwartungsvoll an.

„Die Staatsminister sind an mich herangetreten mit dem Ersuchen, in ihrem Namen um Entschuldigung zu bitten, daß sie gestern im Staatsrat . . .“

„Ja, als wahre Helden haben sie sich benommen“, grollte der Kaiser mit gefurchter Stirne. „Sich geduckt vor ihrem Herrn und Meister; sich gewunden — aber geschwiegen . . .“

„Sie wollten nicht Anlaß geben, daß vor diesem breiteren Forum die Meinungsverschiedenheiten zwischen Eurer Majestät und dem Kanzler noch mehr in die Erscheinung träten . . .“

„Das hätten sie ihrem Bändiger klarmachen müssen. Der nahm ja keinerlei Rücksicht. Er kanzelte mich und meine Pläne ab. Wie ein Schuljunge kam ich mir vor.“

„Und daß Eure Majestät diese vorbildliche GröÙe der Haltung bewahrt haben und über die Entgleisungen des Kanzlers hoheitsvoll hinweggingen, das danken die Minister Eurer Majestät in besonders hohem Grade. Der Kanzler konnte nicht besser abgeführt werden.“

„Vielleicht überlegen sich die Exzellenzen aber doch einmal, daß sie die Abwehr von Angriffen gegen ihren kaiserlichen Herrn nicht diesem allein überlassen sollten, daß es vielleicht doch gewissermaßen ihre Pflicht wäre, ihn auch ihrerseits zu decken . . .“

Ein wenig gnädiger Wink beendete die Audienz.

Der Kaiser nahm einige vor ihm liegende Schriftstücke zur Hand. Kaum aber hatte er sie zu lesen begonnen, da wurde ihm Staatsminister von Boetticher gemeldet.

„Na, Sie sehen ja erbärmlich aus. Sind Sie krank?“ begrüßte ihn der Kaiser.

„Es ist ein wenig viel, Eure Majestät, was in diesen letzten Wochen auf mir lastet.“ Und der Kneifer glitt ihm von der spitzen Nase.

„Macht er immer noch kein Ende damit, Sie zu drangsalieren?“

„Ich bin ihm ein Verräter, pflicht- und ehrvergessen. Aber wie mag ich nur ein Wort über das verlieren, was er mir antut, nachdem ich gestern gesehen habe, wie er Eurer Majestät

zu begegnen wagt.“ Sein graupergamentenes Gesicht bestand nur mehr aus Falten.

„Wenn er wenigstens den Schein wahrte, als regierte ich, als gingen die Maßnahmen von mir aus. Aber alles soll unter seiner Flagge segeln. Alles nimmt er für sich in Anspruch.“

„Das könnte ihm noch eher nachgesehen werden als die offenkundige Absicht, gerade in den Staatsratssitzungen Eurer Majestät Arbeiterschutzpläne unmöglich zu machen.“

„Sollte wirklich darauf sein seltsames Betragen hinauslaufen?“

Noch rang der Kaiser mit Zweifeln.

„Es bleibt kein Mittel unversucht, Eure Majestät in vollkommene Abhängigkeit zu bringen. Bismarcks Drohung, zurückzutreten, falls Sachsen seine Absicht, Frauen- und Kinderarbeit einzuschränken, weiterverfolgte — sie bietet doch den schlagendsten Beweis.“

„Wollen Sie bitte mit dem Vortrag beginnen“, lenkte der Kaiser finster ab.

Vater und Sohn

12. März 1890

Dichte Rauchwolken ließen die Lichter der Gaskrone nur wie Monde in grauem Nebel erscheinen. In den Duft des Tabaks mischte sich der würzige Geruch eines starken Punsch. Fahl und verschwommen wirkten die Köpfe von Vater und Sohn Bismarck, die sich am runden Tisch des roten Salons gegenüber saßen, das dampfende Getränk zwischen sich.

„Ich kenne mich nicht mehr aus. Was wird nun eigentlich gespielt?“ Es war, wie wenn der Kanzler vor sich selbst noch einmal, um zur Klarheit zu gelangen, bekannte Tatsachen zusammenfaßte. „Vor einigen Tagen verlangt der Kaiser, ich solle mich Boetticher gegenüber größerer Freundlichkeit befleißigen. Ich setze ihm auseinander, wie falsch dieser Mann an mir gehandelt hat und handelt, wie unbotmäßig, im Gegensatz zu meinen ausdrücklichen Verfügungen — dieser

Mann, dessen einzige Aufgabe darin bestand, mich und meine Anschauungen durch dick und dünn zu vertreten. Und kaum habe ich die Türe hinter mir geschlossen, da hängt der Kaiser ihm den Schwarzen Adler um. Wenn das nicht ein Schlag ins Gesicht ist . . .“

Herbert unterbrach seinen Vater nicht in diesem lauten Nachsinnen. Er war solche Selbstgespräche in seiner Gegenwart gewöhnt und griff immer erst ein, wenn es galt, zu klären oder Entschlüsse zu fassen.

„Er nimmt mir die Dinge nicht ernst genug, der junge Herr“, ließ sich der Fürst wieder vernehmen. „Nicht einmal die rote Gefahr. — Hat da vor einigen Tagen beim Staatsratsessen irgendein eisenkreuzgeschmückter Sozialdemokrat der Kaiserin, als er ihr vorgestellt wurde, erklärt, er sei trotz aller Parteizugehörigkeit ‚ein sehr königstreuer Mann‘. Und gleich sind nun wegen dieser blödsinnigen Äußerung eines untergeordneten Kerls alle Roten nichts als arme, verführte Lämmer! Ja, zum Henker! Wenn man die Dinge nicht sehen will, wie sie wirklich sind, wenn man sich eine rosenrote Brille auf die Nase klemmt, dann — ja dann darf man sich nicht wundern . . . Eine verhängnisvolle Bewegung wie diese rotrevolutionäre entscheidet nicht Hinz oder Kunz. Und darum darf man sich auch nicht von Hinz oder Kunz aus dem Geleise werfen lassen, wenn man einmal etwas als richtig erkannt hat! Sonst unterliegt man schließlich jedem Einfluß und jeder Laune. Laune — ja, Laune! Was anders als schlechte Laune ist es schließlich, wenn ich jetzt seit Wochen anti-chambrieren darf? Wenn der Kaiser mir meist recht ungnädig und von oben herab begegnet?“

„Vergiß nicht das Gottesgnadentum“, warf Herbert höhnisch ein.

„Ob ihn wirklich ein besonderer Draht mit dem Himmel verbindet?“ lachte der Kanzler ingrimmig. „Allmählich gewinne ich jedenfalls das Gefühl, als wollte er betonen, wie lästig ich ihm bin, als wollte er mir den Abschied nahelegen. Und dabei haben wir uns doch auf ein großes Programm geeinigt: auf die erhöhte Militärvorlage, auf den Kampf gegen den widersetzlichen Reichstag, gegen die Sozialdemo-

kratie . . . Und kein Wort rüttelte bisher an dem Einverständnis, das er mir ausgedrückt hat . . . Für meine Person trachte ich mit allen Mitteln danach, unser Programm Punkt für Punkt durchzuführen. Erst im heutigen Ministerrat gelang es mir, den Unterbau für die erhöhte Heeresvorlage zu schaffen. Und das verschärfte Sozialistengesetz . . .“

„Darunter — verzeih mir, Vater, wenn ich dich unterbreche — darunter wird der Kaiser niemals seinen Namen setzen.“

„Ich habe aber doch sein Wort.“ Und er paffte eine mächtige Wolke aus der langen Pfeife.

„Daß er ein neues Sozialistengesetz ablehnt, ist schon seit Tagen offenes Geheimnis innerhalb des Staatsministeriums. Und die Bestätigung ließ auch nicht auf sich warten.“

Der Kanzler zuckte wie unter einem fürchterlichen Schlag zusammen. Er rang nach Atem. „Das . . . das ist unmöglich . . . das muß unmöglich sein.“

Herbert hob die Schultern: „Die Maulwürfe sind eifriger an der Arbeit als je. Unsere guten Freunde schüren das Feuer bis zur Weißglut. Und Hinzpeter und Konsorten lassen nicht von ihrem Arbeiterbeglückungswahn.“

„Wenn nur der Teufel den verrückten Kerl holte!“

„Dieser Bursche möchte am Ende gar dich aus dem Sattel heben und selbst herrschen. Der Arbeiterswindel dünkt ihm ein geeignetes Mittel.“

„Ein Narr“, schnob der Reichskanzler verächtlich vor sich hin.

„Aber ein gefährlicher; er allein ist auch schuld am Gesinnungsumschwung, an der Charakterveränderung des Kaisers. Aber lassen wir ihn. Es gibt noch andere Gegner, die nicht weniger bedenklich arbeiten; zum Beispiel der Reichstag.“

„Das ist es ja eben; und deshalb muß er die Faust des Herrn zu verspüren bekommen.“

„Oder — für uns gewonnen werden; wenigstens in den maßgebenden Parteien.“

„Ach — denen bin ich zu sehr auf die Hühneraugen getreten.“

„Innenpolitisch; mach ihnen klar, was du für das Reich

und seine Zukunft als Leiter seiner Außenpolitik bedeutetest . . .“

„Und was dann?“

„Sie werden dich nicht fallen lassen; und auch die Presse . . .“

„. . . kann mir gestohlen werden.“

„Wenn S. M. aber gewährte, daß Presse und Parteien hinter dir stünden, er schlüge andere Töne an. Volkstümlich will er doch sein; um jeden Preis. Müßte er befürchten, durch deine Entlassung unpopulär zu werden . . .“

„Du magst nicht so unrecht haben.“

„Jetzt aber machen sich feindliche Parlamentarier an ihn heran und posaunen schon überall herum, die Krone stützte ihre Maxime gegen dein überlebtes System.“

Der Alte knurrte einen wilden Fluch.

„Das ist noch nicht alles“, fuhr Herbert fort. „Der Kaiser empfängt Minister zu Immediatvorträgen . . .“

„Ohne mein Wissen?“ brauste der Fürst auf. „Und du . . .“

„Ich erfahre es auch erst nachträglich. Unser famoser neuer Handelsminister geht im Schloß aus und ein. Und nicht nur Berlepsch; auch allerlei Räte und andre unsrer Beamten.“

„Ein Skandal! Kennt keiner die Kabinettsorder vom September 1852? Na, dann will ich sie ihnen einschärfen. Sie sollen sich nicht mehr so leicht dazu verstehen, ohne mein Wissen und meine Zustimmung Vortrag zu halten. Eine Abschrift wird jedem von ihnen zugehen, und zwar ungesäumt. Mündlich werde ich sie den Gesellen dann noch verdeutlichen.“

„Übrigens soll auch der Großherzog von Baden vor einem Vorgehen gewarnt haben, das blutige Zusammenstöße nach sich ziehen könnte. Denn käme es zu einem Konflikt — habe er sich geäußert —, so stündest doch du wieder im Vordergrund.“

„Dahinter steckt natürlich Marschall. Wenn sich doch dieser badische Staatsanwalt nur um Dinge kümmerte, von denen er etwas versteht! Ich fürchte allerdings, das wäre nicht allzuviel!“

„Würde es nicht gut sein zu deiner Rückendeckung, für

alle Fälle den Reichstag in die Hand zu bekommen? Es müßte doch gelingen, Konservative und Zentrum zu gewinnen?“

„Wir werden sehen... Aber eins weiß ich — die Verantwortung für alles, was da vor sich geht, die Verantwortung dafür, daß ich etwa gezwungen werde, ihnen den Bettel vor die Füße zu werfen — die lasse ich mir nicht aufpacken. Die sollen sie selbst tragen, sie — und vor allem der junge Mann...“

Herbert goß die Punschgläser voll. „Wenn sie es wirklich so weit trieben...“, knurrte er verbissen, „ich bliebe keine Stunde länger. Ohne dich, Vater... nein, das wäre gar nicht auszudenken. Meine Arbeit hat nur in dir einen Sinn. Mein Dienst erschöpft sich in deiner Person.“

Stumm rauchten die beiden Männer weiter.

Verhängnisvolle Audienz

14. März 1890

Der Führer der Konservativen Partei wurde gemeldet und vorgelassen.

„Als loyal-königstreuer Mann bin ich — trotz inneren Widerstrebens — gezwungen“, begann er in großer Erregung, kaum daß ihn eine Geste des Monarchen zu sprechen aufgefordert hatte, „auf schwere Gefahren hinzuweisen, die der Krone drohen.“

„Gefahren? Und von welcher Seite?“ war die kurze Gegenfrage.

„Von seiten des Kanzlers und dem Umschwung seiner Politik.“

„Wie ist das zu verstehen?“ Der Kaiser fragte kühl und blieb undurchdringlich.

„Der Kanzler hat vorgestern Windthorst empfangen.“

„Den ultramontanen Häuptling? Seinen — unsern Todfeind, den Todfeind des Reichs?“ Der Kaiser schien diese Eröffnung kaum zu fassen. „Ja, aber in Teufels Namen — zu welchem Ende?“

„Diese lange Aussprache kann nur den einen Zweck gehabt haben, sich des Zentrums zu versichern, um mit dem Zentrum zu regieren.“

Der Kaiser blieb stumm. Er biß sich die Lippen, atmete schwer.

„Es steht zu befürchten, Eure Majestät“, begann Helldorf von neuem, „daß nur die wenigsten Mitglieder der Konservativen Partei solche Schwenkung mitmachen, daß vielmehr die meisten Abgeordneten...“

„Die zuverlässigste königstreue Partei darf mir nicht vor den Kopf gestoßen werden. Seien Sie vollkommen unbesorgt!“

„Wenn aber Bismarck...“

„Wer ist hier König und Herr?“ unterbrach ihn Wilhelm II. ungehalten. „Mein Kanzler wird wohl oder übel nach meinen Befehlen handeln. Wenn er auch bisweilen recht seltsame Mittel und Wege ins Auge faßt — schließlich entscheidet mein Wille. Ebensowenig wie ich zur Bekämpfung der Sozialdemokratie einen Bürgerkrieg entfachen lasse...“

„Um Gottes Willen, Majestät! Spielt der Kanzler mit solchen Plänen?“

„Er möchte die Massen am liebsten zu einer großen Revolte aufstacheln, um sie dann bequem zusammenzukunftätschen.“

„Ein diabolischer Gedanke. Das ist doch nicht mehr der große Staatsmann von einst.“

„Es wird nicht so weit kommen. Seien Sie völlig beruhigt. Ich weiß, was meine Pflicht ist. Die höchste Staatsgewalt darf nicht zu dunkeln Machenschaften gemißbraucht werden; weder nach außen noch nach innen. Auch was die Parteien angeht, so ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Ich werde das alles selbst mit dem Kanzler in Ordnung bringen. Es bleibt ohnehin allerlei zu bereden. Und zwar wird das sofort geschehen. Machen Sie sich keine unnötigen Gedanken mehr.“

Die Audienz war zu Ende.

Der Zusammenstoß

15. März 1890

Am nächsten Tag fand sich der Kaiser schon früh vormittags in der Amtswohnung des Staatssekretärs ein.

Der Kanzler empfing ihn, vom Sohn gefolgt, mit den Worten: „Beinahe wäre ich zu spät gekommen. Man hat mich erst vor fünfundzwanzig Minuten mit dem Befehl Eurer Majestät geweckt, daß ich mich um einhalb zehn Uhr hier einzufinden habe.“

„So —“, warf der Monarch erstaunt hin. „Ich habe aber bereits gestern nachmittag meinen Auftrag hinausgegeben.“

Währenddessen nahm der Kaiser Platz und steckte sich ein wenig umständlich, wie Bismarck schien, eine Zigarre in Brand.

Der Kanzler begann stehend mit der Meldung: „Windthorst ist aus seinem Bau gekrochen und hat mich aufgesucht.“

„Sie haben ihm doch selbstverständlich“, kam es obenhin zurück, „die Tür weisen lassen?“

„Dazu lag keinerlei Anlaß vor, Eure Majestät.“ Der Staatssekretär verließ lautlos den Raum. „Wie ich es seit Jahr und Tag jedem Abgeordneten gegenüber halte, dessen Manieren ihn nicht unmöglich machen, so habe ich auch Windthorst empfangen. Als Minister bin ich dazu verpflichtet, wenn sich ein Abgeordneter anmeldet.“

„In diesem Falle hätten Sie aber doch wohl vorher bei mir anfragen müssen“, gab der Kaiser in gereiztem Ton zurück.

„Verzeihen, Eure Majestät. Aber in meinem Hause muß ich mir die Freiheit wahren, Besuche nach meinem Gutdünken entgegenzunehmen; besonders wenn es mein Amt oder sonstige gewichtige Gründe erfordern.“

„Ich bedaure, auf meinen Anspruch beharren zu müssen. Ebenso seltsam übrigens“, fügte der Kaiser hinzu, „wie der Besuch an sich mutet mich die Person des Mittlers an. Dieser Bankier Bleichröder — allerdings, Juden und Jesuiten gehen ja gerne Hand in Hand, wenn sie nur ihre Rechnung dabei finden. Für Bleichröder mag es gleichgültig sein, mit welcher Regierung er Geschäfte macht, wenn nur überhaupt die Regierung die Majorität besitzt.“

„Ich weiß die hohe Ehre zu schätzen“ — Bismarcks Stimme war ganz dünn und fein geworden —, „daß Eure Majestät sich so genau über alles unterrichten, was in meinem Hause vorgeht. Vielleicht darf ich aber doch die hinterbrachten Meldungen dahin ergänzen, daß Windthorst sich an Bleichröder gewandt hat, daß die Anregung zu dieser Aussprache von ihm ausging, nicht von mir. Weshalb er glaubte, eines Mittlers zu bedürfen, obwohl er wußte, daß jeder Abgeordnete offene Tür bei mir findet — ich weiß es nicht.“

„Sie wissen aber“ — scharf, vorwurfsvoll und zurechtweisend klang die kaiserliche Stimme —, „daß ich seit geraumer Zeit die Taktik verfolge, die vaterländisch eingestellten Elemente des Zentrums von dessen radikalem Block zu lösen und an mich heranzuziehen, also gewissermaßen einen Keil ins Zentrum zu treiben. Nicht ohne Absicht pflege ich gute persönliche Beziehungen zu einer Reihe katholischer Edelleute. Mit einem Windthorst allerdings, diesem fanatischsten Gegner des Reichsgedankens, zu paktieren, wäre mir nie eingefallen. Einen größeren Fehler kann ich mir schwerlich denken.“

„Für mich ist es von ganz besonderem Gewicht gewesen“, stellte der Kanzler, ein wenig von oben herab, fest, „den Feldzugsplan des Führers unserer stärksten Reichstagspartei kennenzulernen, und deshalb hieß ich es außerordentlich willkommen, daß er völlig unerwartet um einen Empfang bitten ließ. Wenn Eure Majestät mir daraus einen Vorwurf machen, so ist das ganz das gleiche, als wollten Allerhöchstdieselben Ihrem Generalstabschef im Krieg untersagen, den Feind zu erkunden.“

„Wenn die Erkundung so erfolgt“, warf der Kaiser ein, „daß sie nur den Feinden nützt, unsere Freunde uns abspenstig macht, das Vaterland in Gefahr bringt, dann...“

„Eure Majestät werden unablässig gegen mich aufgehetzt. Allerlei Leute hoffen daraus Vorteil zu ziehen. Sollte nicht etwa einer von ihnen daran gedacht haben, Windthorsts Besuch so auszubeuten? Der alte Kanzler schworen mit dem Zentrumsführer — solche Botschaft behagte vielleicht unserm Kaiser? — Oder — da kommt mir ein ganz absonder-

licher Verdacht. Könnte man nicht am Ende Windthorsts Besuch einzig und allein zu dem Zweck veranstaltet haben, um ihn Eurer Majestät brühwarm zu hinterbringen? Das wäre ja in der Tat ein abgefeimtes Meisterstück! Hat etwa Boetticher wieder seine Hand im Spiel gehabt?“

„Solche Phantasien sind müßig. Der Kernpunkt der Frage bleibt, ob künftighin mein Einverständnis eingeholt wird, ehe Besucher wie Windthorst empfangen werden?“

„Einer Beschränkung meiner persönlichen Freiheit im eigenen Hause könnte ich mich nicht unterwerfen“, gab Bismarck hart zur Antwort.

„Auch dann nicht“ — der Kaiser dehnte seine wie krampfhaft hervorgestoßenen Worte —, „wenn Ihr Souverän es befiehlt?“

„Selbst — in diesem Falle — nicht!“ Der Kanzler betonte Silbe für Silbe.

Die beiden Männer schienen zu Stein erstarrt. Der eine sitzend, die Linke auf dem Säbelkorb, die Rechte mit der erloschenen Zigarre lose darüber gelegt; der andere, steil aufgerichtet, eine der geballten Fäuste auf die Tischplatte gestützt. Eiseskälte erfüllte den Raum.

Bismarck erwartete, daß der hohe Besucher sich endlich nach dem Ergebnis von Windthorsts Empfang erkundigte, nach den Plänen, die der Zentrumsführer verfolgte.

Aber der brach das Schweigen nicht. Mechanisch entzündete er sich eine frische Zigarre. Und während er aufmerksam in die brennende Kerze schaute, meinte er in erkünstelt gleichgültigem Ton: „Ich erhalte von meinen Ministern gar keine Vorträge mehr. Sie, Durchlaucht — so sagt man mir — sollen verboten haben, mir ohne Ihre Genehmigung oder Anwesenheit Vortrag zu halten. Irgendeine längst verschimmelte Kabinettsorder diene dabei als Vorwand.“

„Die Sache liegt anders, Eure Majestät“, gab der Kanzler ruhig zur Antwort. „Die Kabinettsorder vom 8. September 1852, die mit unserer Verfassung ins Leben trat, ist für jeden Ministerpräsidenten unentbehrlich. Sie verlangt ja auch nur, daß er bei wichtigen grundsätzlichen neuen Anregungen, Änderungen der Gesetzgebung und der bestehenden Rechts-

verhältnisse etwa, vor Einholung der Allerhöchsten Entscheidung gehört werde.“

„Es ist ein Unding, daß man mich von meinen Ministern abzusperren versucht.“

„Davon ist nicht die Rede, Majestät. Aber die Einheitlichkeit der Regierung kann nur durch die Order gewahrt werden. Ohne sie vermag ein Ministerpräsident unmöglich die Gesamtverantwortung zu tragen. Zumal nicht in Zeiten, in denen große Schläge vorbereitet werden.“

Da den Kaiser diese Anspielung auf die doch mit seinem Einverständnis aufgenommenen Pläne nicht im mindesten zu berühren schien, faßte Bismarck seine Auffassung nochmals zusammen. „Wo ein Ministerpräsident existiert, muß auch der Inhalt jener Order maßgebend sein.“

„Die Order schränkt aber meine Hoheitsrechte ein. Und schon darum muß ich ihre Zurücknahme verlangen.“

„Ich erlaube mir“, versteifte sich der Kanzler, „untertänigst darauf aufmerksam zu machen, daß die drei Vorgänger Eurer Majestät mit dieser Order regiert haben. Seit dem Jahre 1862 lag auch kein Anlaß vor, besonders auf sie hinzuweisen. Als selbstverständlich wurde sie stets beobachtet. Erst jetzt ergab sich für mich die Notwendigkeit, die Order in Erinnerung zu bringen. Ich mußte meine Autorität Ministern gegenüber wahren, die sie unbeachtet gelassen hatten.“

„Ihre Autorität — gut; sie darf keinen Schaden erleiden. — Aber die meine . . . wird sie nicht nachgerade zum Gespött, wenn man mich gewissermaßen von der Regierung ausschließt, mich lahmlegt, mich stets nur gefaßten Beschlüssen gegenüberstellt? Zum Schattenmonarchen . . .“

„Halten zu Gnaden, Majestät — davon kann doch keine Rede sein!“

„Keine Rede . . .? Ja — und wie stellen sich Euer Durchlaucht auf die Dauer die Ausübung meiner Herrschaft ohne unmittelbare Verhandlung mit den Ressortministern vor, wenn Sie jahraus, jahrein in Friedrichsruh sitzen?“

Der Kanzler stutzte. Herbert war doch in Berlin. Er konnte doch alle Vorträge erledigen. Übersah ihn der Monarch absichtlich? — „Wenn Sie sich mir versagen, bin ich ja angewie-

sen auf den Rat und die Mitarbeit der Ressortminister“, hörte er den Kaiser wieder, und es klang etwas mit wie eine Bitte um Verständnis oder gar Entschuldigung. — Am besten glitt er über diesen Einwurf hinweg.

„Rein sachlich möchte ich betonen, daß die Vorträge der Minister durch die Order keineswegs eingeschränkt werden. Der Ministerpräsident muß nur in der Lage sein, in wichtigen Fällen seine etwa abweichende Auffassung in gemeinschaftlichem Vortrag zum Ausdruck zu bringen. Der König kann dann ganz nach seinem Ermessen entscheiden. Unter Friedrich Wilhelm IV. ist es mehr als einmal vorgekommen, daß sich der König gegen den Premier entschieden hat.“

Der Kaiser ließ diese Erörterung mit kaum verhohlener Ungeduld und Abwehr über sich ergehen. Er schien alles eher denn überzeugt zu sein.

Kaum hatte Bismarck geendet, so erklärte er unvermittelt: „Übrigens — eine Auflösung des Reichstags will ich auf alle Fälle vermeiden. Es bleibt uns also wohl nichts anderes übrig, als die Heeresvorlage so einzuschränken, daß sie unbedingt die Reichstagsmehrheit für sich haben wird.“

Bismarcks Knöchel schlugen hart gegen die Tischplatte. Auch das noch? Ja — hatte man es denn darauf abgesehen, ihm alle Wege zu verbauen?

Die so lange niedergekämpfte Erregung griff um sich. Sein Blut begann zu kreisen.

„Damit würden also die Richtlinien unserer Abrede vom Februarende hinfällig?“

Wilhelm II. qualmte mächtig vor sich hin und verharrte in Schweigen.

In des Fürsten Kopf jagten sich die Gedanken. Der Kaiser zog sich von ihm zurück? Er wollte die Fehde gegen den Reichstag nicht mit ihm führen? Wie das Sozialistengesetz, so sollte die Heeresvermehrung aufgegeben werden, der Kampf um die Behauptung der Monarchie gegen den Parlamentarismus? Und alles nur, damit ihm der Boden unter den Füßen entzogen würde?

War das offene Kriegserklärung? Zerstörung aller Brücken? Ausschluß eines Zurück? Zugeständnis des Willens zum Bruch?

Völlig umsonst hatte er sich also Gewalt angetan, Rücksichten auf den jungen Herrn genommen und stillschweigend all die Überheblichkeit geduldet?

Diese Unterredung sollte das Ende herbeiführen und ihm den Gnadenstoß versetzen?

Daher mischte man sich in seine persönlichsten Rechte, schrieb ihm vor, wen er empfangen dürfe, wen nicht? Daher wehrte man ihm die Befugnisse des Ministerpräsidenten und verlangte die Aufhebung der alten Kabinettsorder? Daher . . . daher . . .? Alles nur Mittel zum Zweck? Winkelzüge, ihm die Galle ins Blut zu treiben, daß er Schluß machte oder klein beigab? Sie sollten sich getäuscht haben! Den Gefallen tat er ihnen nicht.

Auf diese Kraftprobe ließ er es noch ankommen! Es galt ja nur den Spieß umzudrehen!

Kochend vor Wut keuchte er die Frage heraus: „Majestät werden nach meiner ausführlichen Darlegung vorhin erkannt haben, daß ich mir mein Hausherrnrecht ebenso wenig beschneiden lassen kann, wie ich ohne die Kabinettsorder die Verantwortung weiter zu tragen vermöchte!“

Die einzelnen Worte wurden ruckweise wie der Dampf aus einer Maschine hervorgestoßen.

Bismarcks Hände tasteten über die Tischplatte, faßten die schwere Schreibmappe, die da geschlossen lag. Er hob sie unwillkürlich; jede Muskel, jeder Nerv gespannt bis zum äußersten.

Wie wohl die Antwort lautete . . .?

Aber es blieb totenstill im Raum.

Der Kanzler blickte nach seinem stummen Gast. Dieser starrte unbewegt vor sich hin.

„Ja —“, alles Blut schoß Bismarck in den Kopf; rot wurde ihm vor den Augen, „bin ich nicht einmal mehr eine Antwort wert?“ Und in wuchtigem Hieb sauste die schwere Ledermappe, von beiden Händen geschwungen, auf die Eichenplatte des Tisches nieder.

Der Kaiser fuhr von seinem Sessel hoch, totenbleich, den Blick unentwegt auf den Kanzler gerichtet. Dieser, über den Tisch gebeugt, die Mappe noch in den Fäusten, schien mit

einemmal ernüchtert. Es war, als habe sich durch seine Gewaltgeste die übersteigerte Spannung entladen. Langsam richtete auch er sich auf.

„Es bleibt also“, seine Stimme war wieder gedämpft und ruhig, „Eurer Majestät unabänderlicher Entschluß, mir die ausdrückliche Zurücknahme der Order von 1852 zu befehlen?“

„Ja!“ stieß der Kaiser zwischen dichten Rauchwolken hervor.

„Dann hätte ich also aufgehört, Ministerpräsident zu sein?“ — Der Kanzler sagte es leise, wie zu sich selbst. Ein kaum merkliches Lächeln spielte dabei um seine Lippen. — Diesen Befehl legte er vorerst einfach ins Sonntagsfach.

„Und die Heeresvorlage...? Der Kampf gegen den Reichstag?“

„Es bleibt, wie ich sagte.“

Nun — wenn die Krone sich selbst aufgab, den Glauben an ihre eigene Sendung und Kraft verloren hatte, so mußte ihr erster Diener auf dem Posten sein.

Scheute sein König den Kampf, so führte er ihn für diesen König, für den Reichs-, für den Kaisergedanken. Er hatte sein Werk nicht geschaffen, um es selbst im Stich zu lassen. Mochte man ihm den Abschied noch so nahelegen, er harrete aus, er gab die Macht nicht aus der Hand, die er zum Wohl Deutschlands über ein Menschenalter ausgeübt hatte.

Vielleicht vergaß der Kaiser auch gern die ganze Sache und erinnerte nicht nochmals daran. Und selbst dann gab es noch Mittel und Wege..

„Was nun...“, der Monarch tastete nach einem unverfänglichen Gesprächsstoff, nach einer Möglichkeit, diesen Auftritt ohne weiteres Aufsehen zu beenden, „was nun meine russischen Reisepläne angeht...“

„Darauf wollte ich ohnehin noch zu sprechen kommen. Leider habe ich erneuten Anlaß, dringlich davon abzuraten.“

„Und weshalb — wenn ich fragen darf?“ entgegnete der Kaiser spitz.

„Meine grundsätzlichen Bedenken hatte ich ja bereits die Ehre, Euler Majestät nach der Abreise des Zaren vorzutragen.“

„Man hat aber von Petersburg aus dieser Tage telegraphisch meine Wünsche und Absichten erbeten, wie ich höre.“

„Gerade diese Depeschen veranlassen mich“ — Bismarck wies auf eine Reihe von Formularen in seiner Hand hin — „die Sache erneut zur Sprache zu bringen.“

„Sie müßten aber doch geeignet sein, Ihre Einwände zu widerlegen.“

„Wenn sie nicht im krassesten Gegensatz stünden zu geheimen Berichten, die mir zugegangen sind.“

„Und was besagen diese Berichte?“

„Daß sich Eure Majestät über die tatsächlichen Gefühle des Zaren Täuschungen hingeben.“

„Inwiefern?“

„Insofern, als Seine Majestät der Zar sich über Eure Majestät und Ihren letzten Besuch sehr — unliebsam geäußert hat.“

„Woher kommen diese Berichte?“

„Hatzfeldt hat sie mir übermittelt.“

Der Kaiser hatte Bismarck die Depeschen aus der Hand genommen und blätterte sie durch. „Hier finde ich aber nichts dergleichen.“

Bismarck griff wie zerstreut in seine Brusttasche und zog Schriftstücke daraus hervor.

„Wollen Sie mir nicht die betreffenden Stellen vorlesen?“

„Ich bitte, davon Abstand nehmen zu dürfen. Worte, wie sie hier gebraucht werden, möchte ich nicht vor Eurer Majestät in den Mund nehmen.“

„Geben Sie her!“

Bismarck zögerte: „Wir könnten es ja auch wieder einmal mit Fälschungen zu tun haben. Allerdings — die uns recht unfreundliche Stimmung des Petersburger Hofes dürfte auf alle Fälle den Tatsachen entsprechen.“

Der Kaiser nahm das Schriftstück, das Bismarck in der Hand hielt, mit raschem Griff an sich und begann zu lesen.

Er erblaßte. Ein Laut, wie von einem, den ein feindliches Geschloß oder der wohlgezielte Hieb eines Säbels trifft, wurde laut.

Des Kaisers Augen hafteten auf den Worten: „Un garçon mal élevé et de mauvaise foi.“ Dann blickte er vom Briefe

weg zu Bismarck, der in unerschütterlicher Ruhe breitbeinig neben dem Tische stand, wie zuvor, und schien in dessen starren Zügen zu forschen. Und wieder weilten seine Augen auf dem Brief, und wieder ruhten sie auf Bismarck.

Plötzlich sprang er auf.

Flüchtig reichte er dem Kanzler die Rechte, in der er, nachlässig, zwischen zwei Fingern, den Helm hielt, eilte zur Tür, auf den Gang hinaus, die Treppe hinab, so rasch, daß der Kanzler kaum zu folgen vermochte.

Als Bismarck vor dem Haustor an der Freitreppe angelangt war, wandte sich der Kaiser, der eben in den Wagen steigen wollte, nochmals um, eilte mit zwei Sprüngen die Stufen zum Fürsten empor, ergriff dessen Hand und schüttelte sie, stumm vor innerer Erregung. Dann lief er wieder zur Straße hinab und sprang in den Wagen, der sich in rascher Fahrt entfernte.

Bismarck stand noch am Tor; Diener um ihn.

Dasselbe Lächeln wie zuvor spielte wieder um seine Lippen.

Hatte er nun nicht doch gesiegt? Gesiegt auf der ganzen Linie? Und der Hieb, der nicht ihn belastete, er hatte getroffen?

Hetzer

15. März 1890

Als der Kaiser ins Stadtschloß zurückkehrte, wartete bereits der Generalstabschef mit den Generaladjutanten von Hahnke und Wittich darauf, zum Vortrag vorgelassen zu werden.

Völlig befangen in den Eindrücken der vergangenen Stunde gab der Herrscher dem unwiderstehlichen Drang nach, sich von der Seele zu reden, was er eben erlebt hatte.

Während die Generaladjutanten sich zurückhaltend verhielten, begleitete Waldersee die Erzählung des kaiserlichen Herrn mit nahezu übertriebenen Gesten der Empörung.

Und kaum ging der Bericht zu Ende, da brach er in die Worte aus: „Und Eure Majestät haben einem solchen Rebelln nicht sofort den Abschied erteilt?“

„Ohne Zweifel wird er ihn von sich aus erbitten.“

Waldersee lachte hämisch auf: „Wenn Eure Majestät sich hierin nur nicht täuschen. Dieser Mann hängt an seinem Amt. Freiwillig gibt er die Macht niemals aus den Händen. Ja — wenn sie so ohne weiteres auf den Sohn überginge — dann vielleicht! Denn darauf hat er ja einzig und allein hingearbeitet, der Dynastie Bismarck für alle Zeiten die Herrschaft zu sichern. Und deshalb setzt er jetzt alles darein, Eure Majestät auf die Knie zu zwingen und zu seiner Drahtpuppe zu machen. Ja —“, bekräftigte er, als sein Blick zufällig die Generaladjutanten streifte, die seinen Worten erstaunt, ja befremdet folgten. „Jetzt darf auch ich nicht mehr schweigen und falsche Rücksicht üben. Lange, allzulange — fürchte ich — habe ich Schonung walten lassen. — Was gelten diesem Gewaltmenschen Sozialistengesetz, was Heeresvorlage, was Reichstag und Kabinettsorder? — Vorwände sind das, bestenfalls Mittel, Eure Majestät zu unterwerfen. — Oh — ich kenne ihn; ich habe ihn längst durchschaut. Nie und nimmer wird er um seine Entlassung einkommen. Es bleibt für Eure Majestät nur ein Weg, ihm den Abschied zu geben. Und zwar so bald wie nur irgend möglich!“

Diesem Rat pflichteten nunmehr auch die Generaladjutanten bei.

„Ich warte lieber“, wehrte der Kaiser ab, „daß der Kanzler von sich aus den entscheidenden Schritt tut. Sonst setze ich mich vor der Öffentlichkeit, die ja die Vorgänge nicht kennt und niemals kennenlernen soll, allzusehr ins Unrecht.“

„Darauf rechnet der Alte. Und so gewinnt er das Spiel. Nur eins hat er jetzt im Auge, die Sache möglichst lange hinzuziehen...“

„Ich darf mich aber nicht mit dem Makel belasten, den ‚Baumeister des Reichs‘, den größten Paladin meines kaiserlichen Großvaters, gewissermaßen in Schimpf und Schande davongejagt zu haben. Noch weniger soll der Ruhm des Kanzlers angetastet werden. Dem Volk muß sein Heros untadelig erhalten bleiben!“

„Hier handelt es sich aber nicht nur“, ereiferte sich Waldersee, „um die Person Eurer Majestät, um die Person Bis-

marcks. Die Zukunft Deutschlands steht auf dem Spiel. Unsere Lage ist nahezu verzweiflungsvoll. Nach zwei Seiten müssen wir kämpfen. Frankreich und Rußland sind unsere Feinde. Ja —, das ist die Krone der hochgerühmten Bismarckschen Politik. Nach außen hin hat sich der Alte als Herrn Europas aufgespielt, als unübertrefflichen Meister der Staatskunst. Und dieser Ruf ist nachgerade noch unangetastet. Wer aber tiefer sieht, dem enthüllt sich ein grauenhaftes Fiasko. Und darum, Majestät . . . es gilt den Zusammenbruch zu verhüten . . .“

„Allerdings“, räumte der Kaiser ein, vor Erregung heiser. „Die Dinge stehen nicht gut. Erst heute erfuhr ich, wie wenig Verlaß auf Rußland ist. Selbst der Zar hat sich beispiellos über mich geäußert. Der Traum von der russischen Freundschaft ist ausgeträumt. Keine Rede mehr davon, daß ich nach Krasnoje gehe. Außenpolitisch sind die Dinge so verfahren wie nur möglich. Und im Innern . . .“

„Ja, wo bleiben da die herrlichen Verdienste des großen Kanzlers?“ warf Waldersee wieder tückisch ein. Er vermochte kaum mehr seine Genugtuung zu verbergen.

Der Kaiser empfand offenbar Pein über das Vorgehen des Generalstabschefs und lenkte auf die Heeresvorlage ab. Vorläufig müsse man des Reichstags wegen die großen Forderungen zurückstellen und sich mit der Artillerievermehrung begnügen.

Waldersee erklärte sich damit einverstanden, empfahl jedoch, beim Einbringen der Artillerievorlage zu eröffnen, angesichts der russischen und französischen Rüstungen seien weitere Forderungen unerlässlich, doch stünden deren Höhe und Zeitpunkt noch nicht fest.

Der Monarch verschloß sich dem Vorschlag seines Generalstabschefs. Der aber achtete kaum darauf. Als käme er von der verdammenswürdigen Haltung des Kanzlers nicht los, schäumte er: „Nein — es ist nicht zu fassen, in unserem Preußen; von einem Märker! Wann hat es je ein Ministerpräsident über sich gebracht, fremde, ja feindliche Botschafter gegen seinen eigenen König auszuspielen, über ihn loszuziehen, sie einzuweihen in die intimsten Staatsvorgänge

seines Landes. Hochverrat erblickte ich darin. Anders kann ich es nicht sehen. Und mit einem Hochverräter . . . Nein, nein . . . Eure Majestät können ganz unmöglich diesen Mann länger an Ihrer Seite dulden. Eure Majestät müssen sich möglichst rasch über die Persönlichkeiten des Nachfolgers und seiner Mitarbeiter klarwerden und dann gebieten. Gebe Gott, daß Eure Majestät die rechten Männer wählen!“

Der Kaiser hob die Hand zum Abschiedsgruß: „Ich denke, er wird mich schon nicht im Stich lassen.“

Und gewaltsam zwang er sich zu einer forschenden Haltung: „Weidmannsheil!“

Die aufgestörte Wilhelmstraße

16./17. März 1890

Der Großherzog von Baden hatte durch seinen Gesandten Marschall schon am Tage des Zusammenstoßes zwischen Kaiser und Kanzler den Grafen Philipp Eulenburg ersuchen lassen, ohne Verzug nach Berlin zu kommen. Die Dinge hätten sich verhängnisvoll zugespitzt. Der Monarch bedürfte seiner dringend.

Erst als auch Waldersee und Holstein sowie sein Vetter August, der Oberzeremonienmeister, ihre Alarm- und Hilferufe ertönen ließen, entschloß sich Eulenburg widerwillig, von Oldenburg abzureisen. Noch am Abend, gleich nach seiner Ankunft im sonntäglich-ausgestorbenen Berlin, suchte er den Großherzog auf.

Dieser berichtete ihm ruhig und in seiner stets würdevollen Art, was vorgefallen war, und schloß seine Darlegung mit den Worten: „Es wird sich wohl niemand verhehlen, daß der Kanzler seit gestern unmöglich geworden ist. Dem Kaiser bleibt gar nichts anderes mehr übrig, als seinem königlichen Willen Achtung zu verschaffen; selbst auf die Gefahr hin, daß er sich vom Kanzler trennen muß.“

Am andern Morgen suchte Eulenburg frühzeitig die Wilhelmstraße auf.

Das Auswärtige Amt glich einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Holstein saß natürlich längst an seinem mit Akten überladenen Arbeitstisch.

„Niedliche Dinge gehen da vor sich, nicht wahr? Gut, daß Sie kommen, Exzellenz. Wir sind in großer Sorge!“ Des Geheimrats Gesichtsausdruck und Stimme verrieten allerdings eher eine gewisse Befriedigung als schweren Kummer. „Na . . .“, fügte er hinzu, als er den befremdeten Blick seines Besuchers auf sich fühlte, „zu guter Letzt setzt doch der Alte seinen Willen durch. Und die andern geben klein bei; auch unser Allerhöchster Herr, der ja zur Ohnmacht verdammt ist, solange der allgewaltige Olympier über uns thront. Und der weicht nur dem Tode.“

Holsteins Augen funkelten hinter den dicken, scharfen Gläsern. Sie schillerten grünlich wie die einer Schlange. Und es lag auch etwas vom Blick der Schlangen in dem seinen; jener Schlangen, die ihre Opfer erst durch den Blick zu lähmen und wehrlos zu machen suchen, bis diese, vollends gebannt, ihnen unrettbar verfallen.

Durch Eulenburgs Körper ging ein Ruck, als wollte er irgend etwas Widerwärtiges von sich abschütteln. Er wandte den Kopf weg.

„Man sollte versuchen, das Schlimmste zu verhüten.“

„Was erscheint Ihnen als das Schlimmste?“

„Nun, der Rücktritt des Fürsten selbstverständlich“, gab Eulenburg erstaunt zurück.

„Auffassungssache!“ zischte Holstein vor sich hin. „So kann doch das Theater nicht weitergehen. Jeden Tag gibt es ja neuen Krakeel.“

„Hat sich denn seit dem vorgestrigen Zusammenstoß wieder etwas ereignet?“

„Na, und ob“, verblüffte Holstein den Grafen, und als er dessen fragende Miene gewahrte, bemerkte er noch mit gespielter Gleichmut: „Weiß es ja auch nicht genau. Aber mit den russischen Berichten muß es wohl zu tun haben, die S. D. dem Kaiser vorenthielt.“

Eulenburg erkannte, daß er mehr nicht aus seinem heute

besonders undurchdringlichen Gegenüber herauszuholen vermochte. Um irgendwelcher Gründe willen gab Holstein, was er wußte und dachte, nicht preis.

Die beiden Herren sprachen nur mehr über recht belanglose Dinge des Amtes und der Residenz.

Nachdem der Graf, erfüllt von allerlei widerstrebenden Empfindungen, den ihm heute nachgerade unheimlichen Rat verlassen hatte, suchte er sofort den Staatssekretär auf.

Herbert Bismarck empfing ihn wortkarg und finster. Über die Szene zwischen Kaiser und Kanzler, der er vor zwei Tagen, nur durch eine schlecht schließende Tür getrennt, beigewohnt hatte, verlor er kaum ein Wort.

Und als Eulenburg in ihn drang, ihm doch anzuvertrauen, wohin des Fürsten Absichten zielten, da sagte er hart und schroff: „Mein Vater denkt nicht daran, diesen Tanz hier weiterhin mitzumachen. Er wirft euch den Bettel vor die Füße. Da könnt ihr nun sehen...“, auf eine ungehaltene Geste Eulenburgs verbesserte er sich, „— oder die eben, die meinen Vater zum Rücktritt zwingen, wie sie als Staatsmänner zu Streich kommen, wie sie die Verantwortung tragen...“

„Ich habe“, unterbrach ihn Eulenburg — und er verhehlte keineswegs, wie tief er durch das Verhalten des Freundes gekränkt war —, „mich bisher unablässig bemüht, auszugleichen und zu versöhnen.“

„Und der Erfolg?“ höhnte der Staatssekretär unbekümmert. „Er bewegt sich in ganz der gleichen Richtung wie die Maulwurfsarbeit des Herrn von nebenan.“ Er wies auf die Tür, die zu Holsteins Zimmer führte, und uferloser Haß schwelte aus diesen hervorgekeuchten Worten.

Waren sie denn in diesem Hause heute alle wie besessen, zuckte es in Eulenburg auf. Doch er zwang sich zur Ruhe. „Ich komme eben von Oldenburg an und bin keineswegs im Bilde.“

„Na, soviel werden Sie ja wissen, daß man meinen Vater bespielloos behandelt hat, daß man ihn wie einen unehrlichen oder lästigen Bedienten zum Tempel hinausjagt. Was sich

vorgestern abgespielt hat, es genüge den Drahtziehern noch immer nicht. Man wollte sich selbst übertrumpfen. Und man hat sich übertrumpft. Da gräbt man“ — Herberts Blick heftete sich voll Ingrimme auf die Tür zu Holstein — „irgendwelche alte Berichte aus; größtenteils seit Monaten erledigt; Berichte, die entweder sinnlos waren oder dem Generalstab vorgelegen hatten; über irgendwelche russischen Truppenbewegungen, die unser Konsul in Kiew beobachtet haben will. Und der Kaiser, dem sie ja schließlich Waldersee hätte unterbreiten können, führt auf einem offenen Laufzettel — da haben Sie den Wisch, den das ganze Amt zu Gesicht bekam — auf diesem Laufzettel führt er erbittert Klage, daß ihm die ‚vorzüglichen‘ Berichte vorenthalten worden seien. Er will die Österreicher warnen und selbst Gegenmaßnahmen gegen Rußland treffen — Absichten, die der Außenpolitik des Kanzlers ins Gesicht schlagen und völlig unbegründet sind. Mißtrauen gegen Rußland ist weniger denn je am Platze. Botschafter Schuwalow brachte heute die denkbar besten Nachrichten aus Petersburg. Die Zukunft Deutschlands steht auf dem Spiel. Mein Vater wird bis aufs Messer dafür kämpfen. Der Kaiser dürfte es wohl noch in dieser Stunde erfahren. Und wenn schon alles vergebens wäre, so soll doch die Öffentlichkeit wissen, um was es geht . . .“

Der Staatssekretär schäumte vor Wut.

Eulenburg hielt es für angebracht, die Unterhaltung nicht fortzusetzen.

Er reichte das kaiserliche Schreiben zurück.

„Ich werde wiederkommen, wenn Sie ein wenig ruhiger geworden sind.“

Bismarck berührte nur oberflächlich die ihm dargebotene Hand.

Bei den Rücksprachen, die Eulenburg noch mit anderen Räten des Amtes hielt, gewann er mehr und mehr den Eindruck, daß der Monarch nicht allein mehr aus Rücksicht auf seine Person, sondern vor allem auf die dem Träger der Krone gebührende Achtung diesmal festbleiben müsse.

Während er noch bei Kiderlen verweilte, stürzte der Vertreter der „Kölner Zeitung“ ins Zimmer.

„S. D. hat eine Sitzung des Staatsministeriums einberufen. Er wird seinen Rücktritt erklären.“

„Wer behauptet das?“ fragte Eulenburg erregt.

„Sein Sohn. Ich war eben bei ihm. Und er wird ebenfalls sein Amt niederlegen.“

Eulenburg verabschiedete sich rasch und fuhr ins Schloß.

Der Kaiser empfing ihn sehr ernst. Trauer schien in ihm mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung zu ringen.

„Daß dies das Ende ist, bedrückt mich schwer“, schloß er. „Aber auch ich sehe keine andere Lösung mehr. Der Kanzler gibt nicht nach. Würde ich aber wiederum einlenken, so beginge ich Verrat an mir selbst wie an dem mir von Gott anvertrauten hohen Amt.“

„Wenn nun aber Herbert ebenfalls...“

„Ich kann es nicht glauben. Er weiß doch, wie die Dinge liegen; ist klug. Wird nicht sein letztes Wort sein.“

„Wer ihn vorhin reden hörte...“

„Ich will gar nicht erfahren, wie weit er sich hat hinreißen lassen. Es mag schlimm genug sein. Aber ich weiß, die Bismarcks kennen sich oft selbst nicht mehr aus. Warten wir, bis ihre Wut verraucht. Keines ihrer Worte zählt jetzt für mich. Der Name Bismarck muß im Reich unangetastet bleiben.“

„Dann wird alle Schuld auf Eure Majestät geschoben werden.“

„Mag es sein! Besser so, als die Welt erfährt...“ Er verstummte. „Nein, nein —. Nicht ein Wort darf zu meiner Rechtfertigung hinaus, nicht ein Wort zum Schaden des Kanzlers.“

Die „Gehilfen“

17. März 1890

Der Ministerrat fand statt.

Eingehend legte der Kanzler dar, weshalb er zweifle, ob er die Verantwortung für die kaiserliche Politik ferner noch tragen könne.

Mehr und mehr schalte man ihn aus.

In der Arbeiterschutzgesetzgebung habe man entscheidende Maßnahmen ohne ihn getroffen; auch ohne das Staatsministerium, das sich allerdings bedauerlicherweise seinem Vorschlag einmütigen Einspruchs verschließen zu müssen glaubte.

Über seinen Kopf hinweg verhandle der Kaiser nicht nur mit Ministern; auch mit Räten des Amts — entgegen einer seit Jahrzehnten in Kraft befindlichen Kabinettsorder, die zu beseitigen ausgeschlossen sei. Auch rücke der Allerhöchste Herr von gemeinsam gefaßten Entschlüssen ab, welche Haltung dem Reichstag gegenüber eingenommen werden, wie man in Fragen der Militärvorlage verfahren solle.

Obendrein mache er ihm das Recht streitig, politische oder persönliche Besuche nach seinem Ermessen zu empfangen.

Doch träte dies alles an Bedeutung weit zurück hinter schwerwiegenden außenpolitischen Meinungsverschiedenheiten.

Wohl bekenne er, der Kanzler, sich zum Dreibund und halte an ihm fest. Aber als verantwortungsbewußter Staatsmann müsse er alle Möglichkeiten ins Auge fassen und für sie gewappnet sein: selbst für den Fall, daß man Verbündete verlöre oder auch nur Enttäuschungen an ihnen erlebe, indem sie etwa der unbedingten Zuverlässigkeit ermangelten. Gerade im Hinblick auf Erfahrungen mit Österreich-Ungarn und Italien erachte er ein gutes Einvernehmen mit Rußland für unerläßlich. Hier aber beginne man seine Absichten zu durchkreuzen und Wege einzuschlagen, die er nicht betreten könne. Harmlose, zum Teil veraltete Berichte eines Konsuls würden zum Vorwand schwerster, unberechtigter Vorwürfe gegen ihn genommen und gegen ihn ausgespielt. Die Russen

dächten nicht an Krieg. Noch weniger befänden sie sich „in vollstem strategischem Aufmarsch“. Österreich zu warnen, wäre ein völlig verfehlter Schritt und müßte ebenso verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen wie feindliche Maßnahmen gegen Rußland, die er, überzeugt von den friedlichen Absichten des Zaren, unmöglich vertreten könne.

Nachdem er dies im einzelnen ausgeführt und geheime Bindungen an Rußland von größter Tragweite angedeutet hatte, die im Falle seiner Amtsniederlegung gefährdet wären und, aufgehoben, alle Erfolge seiner auswärtigen Politik in Frage stellten, kam er endlich zum Schluß: die Tatsache, daß er nicht mehr das erforderliche Vertrauen des Kaisers besäße und sich auch nicht auf die ungeteilte Zustimmung des Staatsministeriums zu stützen vermöchte, lege ihm den Gedanken an den Rücktritt nahe. Er sehne sich zwar keineswegs nach Ruhe, noch gäbe sein Gesundheitszustand irgendwelchen Anlaß zur Klage. Auch bedeuteten für ihn Unstimmigkeiten über Arbeiterschutz, die kaiserliche Order des Jahres 1852 oder was sonst die Innenpolitik berühre, keineswegs eine Kabinettsfrage. Hingegen könne er unmöglich bleiben, wenn man ihm in auswärtigen Angelegenheiten, die Wohl und Wehe des Reichs entschieden, die Leitung verweigere.

Staatsminister von Boetticher ergriff unter betretenem Schweigen seiner Amtsgenossen das Wort, als der Kanzler geendet hatte, und bat, zu erwägen, ob nicht ein Ausgleich herbeigeführt werden könne.

Finanzminister von Scholz schloß sich bewegt mit dem eindringlichen Ersuchen an, doch ja auf eine Beilegung des bestehenden Zwists bedacht zu sein. Erfolge dennoch der Rücktritt — und zwar nicht aus Gesundheitsrücksichten und obendrein aus allen Ämtern —, so müsse sich doch wohl das Staatsministerium die Frage vorlegen, ob es sich diesem Schritt nicht ohne Ausnahme anzuschließen habe. Vielleicht könne auf diese Weise das drohende Verhängnis — und das bedeute ein Ausscheiden des Kanzlers für Gesamt-Deutschland — unbedingt noch in letzter Stunde verhütet werden.

Gegen diese Ausführungen des Finanzministers wurde

keinerlei Widerspruch laut. Ja, Maybach, der Minister für öffentliche Arbeiten, erklärte es sogar als seine entschiedene Absicht, falls der Kanzler gehe, mit ihm zurückzutreten, wie ja wohl auch die übrigen Minister in diesem Falle ihre Ämter in die Hände des Kaisers zurücklegten...

Auch hiergegen erhob sich keine Stimme. — Und dennoch wurde die Sitzung aufgehoben, ohne daß über die Haltung des Gesamtministeriums im Falle des Kanzlerrücktritts ein Beschluß gefaßt oder auch nur beantragt worden war.

Allein mit seinem Sohne, meinte der Kanzler bitter: „Mannesstolz vor Königsthronen — derlei haben meine ‚Ge-hilfen‘ nun nicht gerade gepachtet. Immerhin bleibt ja noch Hoffnung, daß sie einigen Druck auf den jungen Herrn ausüben werden. Was mein Rücktritt außenpolitisch bedeutet, haben sie nun wohl verstanden. Und es ist ihnen anscheinend doch in die Krone gefahren.“

„Ob ihnen aber nicht letzten Endes ihre Versorgung wichtiger ist und der bestickte Frack?“ höhnte Herbert verächtlich.

„Herrgott —“, fuhr der Kanzler auf, „unterliege ich jetzt, dann schließt Rußland nicht ab; oder doch nur zu wesentlich ungünstigeren Bedingungen — wenn es unsere Dilettantengesellschaft hier überhaupt so weit kommen läßt... Diese Stümper und Gespensterseher würden ja wahrscheinlich von vornherein alles verpfuschen, hilflos und ahnungslos, wie sie sind. — Mißtrauen, Stänkern und Intrigieren — das ist ja für sie der Inbegriff der Diplomatie und Staatskunst...“

„Du darfst ihnen das Feld nicht räumen.“

„Mit sehenden Augen — sie zertrampeln lassen, was man geschaffen hat... ihnen das Reich überantworten... nein, nein — es ist meine Pflicht... meine Pflicht...“, schrie er schrill heraus unter grausamen Verwünschungen. „Ach, sie wagen es ja doch nicht... können es nicht wagen.“

Und er brütete stumm vor sich hin. Bisweilen schlug er mit der geballten Faust auf sein rechtes Knie, stieß einen wilden Fluch aus und murmelte unverständliche Worte.

Herbert wagte kaum die Stellung zu wechseln.

Abend im Schloß

17. März 1890

Die vormittägliche, ausgeglichene Stimmung des Herrschers war einer flackernden Unruhe, einem unleugbaren Gefühlsaufruhr gewichen, als Philipp Eulenburg sich am Abend, zu Tisch geladen, wieder im Stadtschloß einfand.

„Hahnke scheint heute morgen beim Fürsten ebensowenig ausgerichtet zu haben wie tags zuvor“, begann er, kaum daß er seinen Gast begrüßt hatte. „Seltsam — dies Ansinnen gestern, ich müsse den Titel des Ministerpräsidenten ebenfalls kassieren, wenn ich die 1852er Order kassieren wolle! Noch seltsamer die Antworten heute!“

„Was meldete denn Hahnke?“

„Die Mitteilung, daß ich unbedingt auf der Zurücknahme der Order bestehe, Schritte zur unverzüglichen Aufhebung derselben erwarte, im Weigerungsfalle eben das wiederholt angekündigte Abschiedsgesuch — das alles habe der Kanzler völlig teilnahmslos hingenommen, als ginge es ihn gar nichts an.“ Der Kaiser schluckte. Die Kehle schien ihm trocken. „Erst als Hahnke meinen Befehl ausrichtete, er solle sich heute nachmittag im Schloß efinden, gab er zur Antwort, er fühle sich hierfür nicht wohl genug. Er werde die Sache schriftlich erledigen. — Dahinter stecken finstere Pläne. Dieser gewalttätige Mann, der jetzt sieht, daß seine Zeit abgelaufen ist, daß sein Starrsinn einen Meister gefunden hat — er ist zu allem imstande. In seiner Maßlosigkeit scheut er vor keinem Mittel zurück, mich zu demütigen oder bloßzustellen — und sollte er uns auch das gesamte Ausland auf den Hals hetzen, Kriege heraufbeschwören, sein eigenes Werk vernichten und uns alle ins Unglück reiten . . .“

Eulenburg bot seine ganze Beredsamkeit auf, den kaiserlichen Freund zu beruhigen.

Aber nichts fruchtete.

„Wenn er nur den Tag über irgend etwas hätte von sich hören lassen; einerlei, was es gewesen wäre! — Als nach Tisch das Abschiedsgesuch immer noch nicht eingelaufen war,

schickte ich gegen Abend Lucanus in die Reichskanzlei, zu fragen, wo es bleibe. Und da erklärte er, ich könne ihn ja ohne jegliches Gesuch entlassen. Wenn er aber schon eines schriebe, so möchte er es in aller Ruhe so fassen, daß es vor der Öffentlichkeit bestände. Er dächte jedenfalls nicht daran, mir die Verantwortung für seinen Rücktritt abzunehmen.“

„Und was hat ihm Lucanus darauf erwidert?“

„Daß er kein Recht habe, die Geschichte seiner Entlassung in die Presse zu zerren. Aber das sah er nicht ein. Er wisse, was er zu tun und zu lassen habe. — Das ist doch eine unverhüllte Drohung. Und er wird sie wahrmachen. Glauben Sie mir, Phili.“

„Eure Majestät schaffen sich unnötige Sorgen. Bismarck wird nie und nimmer seinen Ruhm selbst zerschlagen. Nie und nimmer wird sich der große Mann so klein erweisen.“

„Warum muß er sich aber auch auf diese unselige Order versteifen. Verstehe das, wer mag! Es wäre so einfach gewesen, wenn er nachgegeben hätte.“

Der Kaiser schien zu vergessen, was alles außer dieser einen Order den Bruch unvermeidlich gemacht hatte.

Ein Lakai meldete die Ankunft des Herzogs von Coburg und verschwand wieder geräuschlos.

„Genug mit all dem Jammer!“ raffte sich der Kaiser auf. „Szenenwechsel! In die Versenkung allen Sorgenkram! — Ich hatte ja ganz vergessen, Ihnen zu sagen, Phili, daß wir einen musikalischen Nebenbuhler geladen haben. Da können Sie heute um den Lorbeer des Sängers oder Komponisten miteinander ringen. Wie ist denn übrigens die Oper Ihres herzoglichen Rivalen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, griff er Eulenburg am Arm: „Gehen wir zu Tisch!“

Kaum war man von der Mahlzeit aufgestanden und hatte die erste Tasse Mokka rauchend eingenommen, da rief der Kaiser händeklatschend: „Nun aber Musik! Wir haben doch nicht Orpheus und Apoll zu Gast, um uns banal wie gewöhnliche Sterbliche zu unterhalten.“

Die Kaiserin nickte mit gütig-dankbarem Lächeln Eulenburg ermunternd zu. „Sie machen uns eine so große Freude, lieber Graf.“ Und der bittende Blick sagte: hilf doch deinem kaiserlichen Freund über diese unerträglich-schweren Stunden hinweg.

Schon hatte der Monarch seinen Gast wieder unter den Arm gefaßt, um ihn an den Flügel zu geleiten.

„Nicht recht gelaunt heute?“ lachte er. „Tut nichts. Wird schon werden. Sie brauchen ja nur diesem schwarzen Ungetüm die ersten Töne zu entlocken. Gleich sind Sie ein anderer Mensch. Und wir mit Ihnen. In einer anderen Welt. Gerade aber heute brauchen wir diese andere Welt nötiger denn je.“

Der Flügel war aufgeschlagen. Eulenburg setzte sich wortlos nieder. Der Kaiser zog einen Sessel an die Rechte des Freundes, der in den aufgehäuften Noten blätterte. Alle trugen sie seinen Namen; die „Rosenlieder“ legte er beiseite; „Weihnachtslieder“ folgten; auch von den „Nordlandsliedern“ schien ihm keines recht.

Wieder traf ein gequälter Blick den Kaiser.

„Wenn Ihnen heute die Wahl gar so schwer fällt, so lassen Sie mich wünschen: Skaldengesänge natürlich; und zwar ...“

Der Kaiser bestimmte, ohne sich lange zu besinnen, eine Reihe seiner Lieblingsballaden.

Und Eulenburg begann.

Man merkte ihm an, wie schwer es ihm erst wurde, sich auf die zarte Welt der Töne umzustellen. Seine Hände griffen präludierend einen falschen Akkord. Die wohl-lautende Stimme setzte zage ein, unsicher, die heitere, frische Weise lag ihm nicht. Er leitete zu den „Gesängen der Nornen“ über. Deren schwermütiger Ernst verdüsterte indes noch die ohnehin gedrückte Stimmung. Und als Eulenburg „Verdandi's Lied“ mit den Worten begann: „Träg ist das Alte ...“, da vernahm er an seiner Seite ein tiefes Atemholen, das ebensogut Seelenqual wie Zustimmung ausdrückte.

Kaum war er zu Ende, wies des Kaisers Hand eine andere Ballade:

„Ich kann nur lustig zum Kampfe reiten,
Wenn du mir trabst zur rechten Seiten,
Und mag nur freudig das Trinkhorn schwingen,
Wenn deine Lieder im Saale klingen ...“

Wenn dich ein Feind kränkt — ich schwör's in Ehren,
Da soll mein Schwert ihm das Taglicht wehren ...“

Immer stärker geriet der Sänger in den Bann seiner eigenen Musik. Spiel und Gesang verschmolzen in eins. Der sonst so zurückhaltende und kühl wirkende Mann steigerte sich mehr und mehr in das Heldentum seiner herrischen Nordlandsrecken.

Der Kaiser war beglückt. Seine Augen strahlten. Impulsive Ausrufe, kurze Jubellaute bewiesen, wie stark diese Lieder, die er liebte, auf ihn einwirkten. Er hatte Teil an ihnen, an ihrer Wiedergabe. Er sang sie innerlich mit, erlebte zutiefst die Schicksale nordischer Helden und Könige, ihre Mannentreue, ihren Kampf, ihren ruhmreichen Sieg oder Untergang und gab doch ängstlich darauf acht, daß er ja zur rechten Zeit die Seiten umblätterte. Was ihn zu Boden gedrückt hatte, schien vergessen.

Lauter Beifall lohnte den Freund in einer kurzen Pause. Aber erheben durfte er sich nicht.

„Weiter! Weiter! — Jetzt den ‚Gorm‘.“

Eulenburg fügte sich:

„Herr Harald, Trondhjems König, war's, der ging so
hart ans Leben
den Herrn all am Nordseestrand, bis sie sich ihm er-
geben ...“

Der Kaiser erhob sich. Lautlos folgte er einem Adjutanten, der ihn augenscheinlich hinausgebeten hatte.

Eulenburg war dessen Kommen entgangen; er fuhr nach leichtem Stocken fort; wenige Takte später schon nahm der Freund wieder den alten Platz ein und flüsterte ihm zu:
„Jetzt ist der Abschied da.“

Nur mit Mühe vermochte Eulenburg seine Fassung zu bewahren und die Ballade zu beenden.

Seltsam bedeutungsvoll, in starker Erregung, die er kaum mehr meisterte, sang Eulenburg die letzte Strophe:

„Doch als er in die Kammer trat, umgab ihn tiefes
Schweigen.

Der Alte tat sein müdes Haupt zum letzten Schläfe
neigen.

Zum Todesschlaf. Das Abendlicht spielt in den weißen
Haaren.

Er war beim hellen Jägerruf zu Walhall aufgefahren!“

Als er aber aufstehen wollte, drückte ihn der Monarch wieder auf seinen Sessel nieder.

„Nur jetzt keine Pause, lieber Freund! — Jetzt nicht! —“
Er blätterte weiter und wies mit leicht zitternder Hand auf ein anderes Lied. Währenddem flüsterte er erregt und stoßweise: „Ich hatte Hahnke nochmals zum Kanzler geschickt. Und er brachte mir eben die Meldung, das Abschiedsgesuch gehe mir morgen zu. — Aber jetzt fangen Sie an; bitte, Phil!“

Schon begann Eulenburg den Sang von „König Eriks Genesung“.

Ein Brief

17. März 1890

Am Schreibtisch seines Salons im Palais des alten Kaisers saß um Mitternacht der Großherzog von Baden, einen Brief Holsteins in der Hand.

„Jedenfalls“ — endete das Schreiben — „gelangten zwischen Bismarck und dem Grafen Schuwalow äußerst bedenkliche Dinge zur Sprache.

Was schließlich abgekartet worden ist, wer will es mit Bestimmtheit behaupten? Man wird aber schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, das Gerücht, das jetzt durchsickert, entspreche den Tatsachen. Schuwalow hat unser Ein-

verständnis zu dem russischen Vorgehen in Bulgarien verlangt. Und Bismarck hat es in Aussicht gestellt. Das besagt aber nicht mehr und nicht weniger als den Verrat an Österreich.

Ich halte mich für verpflichtet, dies zu melden, damit Eure Königliche Hoheit in der Lage sind, den Allerhöchsten Herrn noch rechtzeitig zu warnen.“

Der Großherzog von Baden drehte den inhaltsschweren Brief hin und her. War das nun Holsteins Überzeugung? Oder schrieb er es nur wieder, um den Bruch zwischen Kaiser und Kanzler unheilbar, um den Abschied unwiderruflich zu machen?

„Mag es sein, wie es will —.“ Der Großherzog griff nach Papier und Feder, und rasch bedeckte sich der weiße Bogen mit seiner harmonisch gerundeten Schrift: „Mein teurer Neffe . . .“

Der unzugängliche Staatssekretär

18. März 1890

Mittag

Gegen Mittag des nächsten Tages fand sich Philipp Eulenburg wieder bei Herbert Bismarck ein.

„Daß es so weit kommen konnte“, begann er bewegt, ehrliche Trauer in der Stimme. Sein herzlicher Händedruck blieb unerwidert. Eine förmliche Geste lud ihn zum Sitzen ein. „Hätten Sie doch auf uns gehört!“

Der Staatssekretär schaute seinen Gast fremd und fragend an, doch schien er nur mit Mühe an sich zu halten. Eulenburg wußte, welchen Zustand orkanischer Ausbruchsgefahr es bedeutete, wenn jener wie jetzt seine Stirnhaut unablässig auf und nieder schob.

„Habe ich Sie nicht selbst gewarnt — gleich, als ich die ersten Anzeichen einer Katastrophe bemerkte? Mehrmals? Erinnern Sie sich nicht? An jene Nacht im Club damals zum Beispiel — vor Weihnachten mag es gewesen sein?“

Herbert Bismarck blieb stumm und regungslos. Er starrte vor sich hin, als habe er die Anwesenheit seines Besuchers vergessen.

Das Schweigen wurde drückend.

Eulenburg fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Er erhob sich und schluckte ein paarmal, ehe er wieder zu reden anfang.

„Ich komme... übrigens...“, gemessen und kühl waren jetzt seine Worte, „heute nicht nur als langjähriger Freund des Hauses Bismarck, als Bewunderer Ihres Vaters, dem ich mein Leben lang Treue bewahren werde —“, er stockte; ein anzügliches Lächeln, das den Mund des Staatssekretärs kaum merklich verzog, brachte ihn beinahe um die Fassung. „Einen Allerhöchsten Auftrag gilt es zuvörderst zu erfüllen.“

„Was könnten nach Lage der Dinge Seine Majestät von uns noch wünschen?“ Die beißende Frage glich einer absichtlichen Herausforderung.

Eulenburg bewahrte seine Ruhe: „Der Kaiser läßt durch mich seine Erwartung aussprechen, daß Sie weiterhin als Staatssekretär unsere Außenpolitik leiten.“

„Davon kann gar keine Rede sein. Ich begehe nicht ebenfalls einen Verrat an meinem Vater und dem von ihm begründeten Deutschen Reich.“

„Könnten nicht Ihre Feinde einen Verrat gerade darin erblicken, wenn Sie jetzt Ihren Posten verließen?“

„Was unsre Feinde denken und tun, berührt uns nicht. Jetzt weniger denn je, nachdem sie ihr Ziel endlich erreicht und die Katastrophe heraufbeschworen haben.“

„Jede Katastrophe soll eben vermieden werden.“

Der Staatssekretär lachte laut auf: „Wie wollen Sie das jetzt noch machen? Ja, ahnen Sie denn nicht, was meines Vaters Rücktritt bedeutet? Außenpolitisches Chaos, Umsturz im Innern, Zusammenbruch Deutschlands und das Ende der Hohenzollern.“

„Sie unterschätzen Ihre eigene Bedeutung, Herbert. Niemand außer Ihnen ist in die geheimsten Absichten und Pläne Ihres großen Vaters eingeweiht. Niemand kann sie zum Ziel führen.“

„Das hätte man sich eben früher überlegen müssen!“

„Jederstund steht Ihnen der Rat des Kanzlers zur Verfügung.“

„Als ob er sich dazu hergäbe — Sie kennen ihn wahrlich gut“, kollerte Herbert Bismarck gallig.

„Lassen Sie den ersten Groll verdampfen. — Daß es zu diesem Ende kam, niemand beklagt es schmerzlicher als ich. Aber es ließ sich wohl nicht mehr verhüten. Die Gegensätze waren nicht mehr zu überbrücken. Auch mögen von beiden Seiten nicht wiedergutzumachende Fehler begangen worden sein.“

„Nicht daß ich wüßte!“ verwehrte sich der Staatssekretär.
„Auf meines Vaters Seite jedenfalls nicht.“

„Um so eher könnten Sie die Charaktergröße aufbringen...“

„Selbst wenn ich wollte, wäre ich dazu nicht in der Lage. Ich habe Raubbau getrieben an meiner Gesundheit, habe mich im Dienst aufgezehrt. Meine Dezember-Influenza spukt gewaltig nach. Ich konnte ja keinen Tag ausspannen in diesem Hexenkessel. Auch wenn mein Vater im Amt geblieben wäre, hätte ich mir einen vielmonatigen Urlaub nehmen müssen.“

„Das bleibt Ihnen auch jetzt unbenommen.“

„Und mittlerweile bringen die neuen Männer alles zum Einsturz, was wir aufgebaut haben: Nein, mein lieber Freund.“

„Dann verzichten Sie vorläufig noch auf Urlaub und arbeiten die neuen Männer erst ein.“

„Ich? Warum immer nur ich? Können doch andre kaum erwarten, bis auch ich das Zeitliche gesegnet habe.“

„Ich weiß nicht, auf wen Sie anspielen.“

„Na, sagen wir zum Beispiel Marschall. Dieser badische Staatsanwalt meint ja, er sei zum Staatenlenker geboren. Vorsorglich hat er sich mächtige Protektion gesichert. Aber vor der Probe aufs Exempel bangt ihm nun wohl doch; mir — ehrlich gestanden — übrigens auch! Ja — Ihr werdet schon Euer Teil erleben, wenn wirklich solchen Böhnhasen unsere auswärtige Politik anvertraut werden sollte.“

„Niemand spricht von Marschall.“

„Gesprochen wird natürlich nicht. Bei uns vollzieht sich alles unterirdisch. Ich kann Euch nur warnen, eindringlich warnen.“

„Seien Sie nicht so hart, Herbert. Sie sind die Hoffnung aller Wohlgesinnten. Auch hier im Hause . . .“

„Hier im Hause lauern sie nur darauf, mich mit Fußtritten zu regalieren, wenn erst ein anderer an Stelle meines Vaters eingezogen ist. Ich weiß, ich habe nicht viel Liebe gesät; mußte wohl allzuoft scharf durchgreifen. Und das vergessen Leute kleinen Kalibers nie. Nein — unter keinem andern diene ich weiter als unter meinem Vater — und wenn ich gesund wäre wie ein Fisch im Wasser. Muten Sie mir etwa zu, Staatssekretär unter irgendeinem . . . Caprivi zu sein?“

Als Eulenburg noch immer den Kampf nicht aufgab und immer neue Beredsamkeit aufbot, um den Staatssekretär umzustimmen, fuhr dieser schließlich hoch: „Geben Sie sich bitte keine Mühe mehr.“

„Ich kann doch nicht mit diesem Bescheid zu unserem Allerhöchsten Herrn zurückkehren“, rief Eulenburg verzweifelt.

„Ihr Allerhöchster Herr hat ihn sich selbst zuzuschreiben; ganz allein sich selbst.“ Und in seltsam drohendem Ton fügte Herbert hinzu: „Aber er weiß ja offenbar wirklich nicht, was er tut; ahnt wohl ebensowenig, wer ihm zum Kampf gegenübersteht.“ Sein Kopf war rot, die Schläfenadern dick aufgeschwollen.

Eulenburg schwieg wie gelähmt. War das die Ansage ewiger Fehde? Jetzt erkannte er, daß jedes weitere Wort vergebens sein mußte. Schweren Herzens verabschiedete er sich von dem ehemaligen Freund, der sich so feindselig und unversöhnlich zeigte.

Als er sich unter der Tür umwandte, machte ihm der Staatssekretär noch eine betont frostige Verbeugung.

Herrschersorgen

18. März 1890

Abend

Der Kaiser ging erregt in seinem Bibliothekszimmer auf und nieder. Bisweilen blieb er am Fenster stehen und blickte hinaus in den Nebel, der alles in sein graues Tuch hüllte, die brennenden Laternen als matte Monde schimmern ließ und ab und an einen Blick auf den gerinnenden Spiegel der Spree freigab.

Bismarcks Abschiedsgesuch war eben eingelaufen. Aber anstatt Befreiung empfand der Monarch einen schweren Druck.

Wie würde er ohne den Alten zurechtkommen? Schwierigkeiten, Hindernisse türmten sich, wohin er schaute.

War seine Niedergeschlagenheit nur die Folge der unerhörten Nervenanspannung dieses Tages, an dem er sich, von Stunde zu Stunde vergeblich auf das angekündigte Schreiben des Fürsten wartend, mit den tollsten Gespenstern herumgeschlagen hatte?

Was mochte der erbitterte Kanzler in seiner ohnmächtigen Wut alles ausbrüten!

Wenn sein Sohn Staatssekretär geblieben wäre, das hätte eine gewisse Rückendeckung bedeutet. Aber wenn auch Herbert ihm den Bettel vor die Füße warf — wie sie sich schon ausdrückten . . .

Philipp Eulenburg hegte seit seiner Unterredung vom Vormittag nicht die leiseste Hoffnung mehr, daß Herbert noch umgestimmt werden konnte.

Der Freund fehlte ihm. Weshalb nur hatte er nach Oldenburg zurückgedrängt? So dringlich waren doch seine Gesandtengeschäfte nicht . . . Wollte er sich nur der Verantwortung entziehen?

Schließlich war doch auch hier auf dem Auswärtigen Amt ein gewichtiges Feld der Tätigkeit für ihn.

Mit ihm hätte er sich aussprechen können. Er würde vielleicht auch Rat gewußt haben, wie er die oder jene geheim-

nisvolle Stelle des Kanzlerbriefes aufzufassen hatte, was sich etwa dahinter verbergen konnte.

Im Stich gelassen fühlte sich der Monarch. Ja, ja — Einsamkeit blieb eben das Los der Könige.

Damit mußte er sich wohl abfinden.

Auf seinem Rundgang war er wieder am Schreibtisch gelandet. In Gedanken nahm er die großen Foliobogen zur Hand, die des Kanzlers steile und ebenso harte wie eigenmächtige Schriftzüge bedeckten.

Abermals flog er forschend und argwöhnisch durch, was diese fast unförmigen Buchstaben ihm offenbarten.

Was hieß das, Bismarck würde die auswärtige Politik, „wie sie in dem Allerhöchsten Handbillet zusammengefaßt ist, mit dem Eure Majestät die Rückgabe der Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten“, nicht vertreten können?

Wenn ein Land durch Truppenansammlungen seine Grenzen wie die seiner Nachbarn bedroht sah, mußte es diese fraglos warnen und selbst Gegenmaßnahmen ergreifen dürfen. Dadurch wurden doch keine Erfolge in Frage gestellt, „welche unsre auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unsern Beziehungen zu Rußland erlangt hat.“

Und nun — dieser völlig dunkle und mysteriöse Satz über diese Beziehungen zu Rußland — der Kaiser las ihn laut: „deren über Erwarten große Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft Graf Schuwalow mir nach seiner Rückkehr von Petersburg soeben bestätigt hat.“

Dahinter steckte etwas von ganz besonderem Gewicht. — Aber was, was konnte es nur sein?

Trugen allein seine überreizten Sinne die Schuld, daß er Drohung und Verhängnis herauswitterte?

Der Flügeladjutant vom Dienst meldete, die auf sechs Uhr befohlenen kommandierenden Generale seien versammelt.

Raschen Schrittes folgte ihm der Kaiser, als fühlte er sich erleichtert, dem Alleinsein und den folternden Gedanken entrinnen zu können.

Als er nach der Begrüßung der Generale sich zu reden anschickte, hatte er sich vollkommen in der Gewalt.

Waldersee baute sich hinter ihm auf, wie wenn er bekunden wollte, daß er nunmehr der Krone am nächsten stehe.

Mit erwartungsvoller Miene begleitete er die Ausführungen des Allerhöchsten Herrn. Wie ein Komödiant gab er alle Empfindungen in seinen bewegten Zügen wieder.

Zustimmung drückten Gesicht und Haltung aus, allmählich in Unmut und Empörung hinüberspielend, als der Kaiser die wachsenden Unstimmigkeiten zwischen sich und Bismarck andeutete und die Notwendigkeit einer Trennung hervorhob.

Die Eröffnung, daß in dieser Stunde das Entlassungsgesuch eingelaufen sei, trieb Waldersee das Blut in die Wangen und Stirn. Seine Augen leuchteten auf.

„Aus diesem Zwang heraus habe ich mich entschlossen, dem Fürsten den Abschied in Gnaden zu bewilligen und als Kanzler des Reiches wie als Ministerpräsidenten von Preußen zu bestallen...“, der Kaiser zögerte; Waldersee stockte der Puls... der große Augenblick... ihn schwindelte... „den in seiner bisherigen Laufbahn ungemein verdienstvollen General... von Caprivi.“

Es war, als glitte der Boden unter Waldersees Füßen hinweg. Wenn er sich nur wenigstens aufrecht hielt! Mit zitternder Hand wischte er den Schweiß von seiner Stirne. — Mochte diese Ohnmacht vorübergehen, ohne daß es einer merkte.

Aber die Anwesenden waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, damit, den Kaiser zu seiner Wahl zu beglückwünschen und nicht zuletzt dem neuen Kanzler Freude und Genugtuung auszusprechen, daß niemand auf den Generalstabschef sonderlich achtete.

Schon hatte der Kaiser wieder das Wort ergriffen, um festzustellen, daß unser Verhältnis zu Rußland schwere Sorgen aufsteigen lasse. Ihm selbst sei dies erst während der letzten Tage klargeworden. Der Fürstkanzler habe ihm die gewichtigsten Tatsachen drohender Natur vorenthalten und ihn getäuscht, weil er eine unbedingt russenfreundliche Politik unter allen Umständen hatte durchsetzen wollen; selbst auf die Gefahr hin, daß unser österreichischer Bundesgenosse dieser Politik zum Opfer fiele.

„Rußland will in Bulgarien einrücken. Das bedeutet Krieg

mit Österreich. Wie könnte ich den Bundesgenossen im Stich lassen? Ich habe im vorigen Jahr dem Kaiser von Österreich Treue geschworen, und ich werde sie halten.“

Der Herrscher gab seinem Bedauern Ausdruck, daß er die Besprechung jetzt nicht zu Ende führen könne. Er sei gezwungen, an einem Diner der nunmehr zusammengetretenen Arbeiterschutzkonferenz teilzunehmen. Aber um neun Uhr möchten die Herren wieder zur Stelle sein.

Die Generale schritten dem Vestibül zu; Waldersee wie traumwandelnd unter ihnen. Er hörte noch, wie auf der Treppe der greise Marschall Moltke in seiner überlegenen Art zu dem Kriegsminister äußerte: „Ein sehr, sehr bedauerliches Ereignis.“

Dann gewann er das Freie und verschwand unbemerkt im dichten Nebel.

Zur angegebenen Stunde waren sämtliche Generale wieder im Schloß versammelt.

Der Kaiser ließ nicht auf sich warten.

Er übertrug dem Kriegsminister das Wort, damit dieser darlege, wie er das Heer neu zu gestalten vorschläge.

An diese Ausführungen schloß sich ein lebhafter Meinungsaustausch an. In der Hauptsache pflichtete man Verdy bei.

Trotzdem und entgegen allen früheren Absichten schlug der Kaiser vor, vorderhand im Reichstag nur ganz geringfügige Erhöhungen einzubringen und sich auf die Verstärkung der Artillerie zu beschränken. Es wurde beschlossen, nach diesen Vorschlägen zu verfahren.

Waldersee hatte sich mit keiner Silbe an dem Für und Wider beteiligt.

Finster verließ er im Kreise der Generale das Schloß.

„Nicht einverstanden?“ hörte er eine Stimme neben sich. Er wandte sich dem Frager zu. General von Hahnke sah ihm forschend ins Gesicht.

„Wer sollte damit einverstanden sein“, gab kämpferisch der Generalstabschef zurück, „wenn man vor dem Reichstagsmob plötzlich kuscht, dieser Bande zuliebe sich entwaffnet, wehr- und schutzlos gegen feindliche Angriffe? Ist doch

wahrhaftig nicht lange her, daß man Miene machte, höchst-eigenhändig diese ganze Schwätzergesellschaft zu Paaren zu treiben. — Ich sehe trübe in die Zukunft.“

„Jetzt auf einmal?“ lag es Hahnke auf der Zunge zu fragen. Aber laut sagte er nur: „Sie sind verstimmt über die kaiserliche Kritik gestern im Generalstab; begreiflicherwise verstimmt.“ Waldersee horchte auf. „S. M. hätte vielleicht besser daran getan, nicht die von Ihnen gestellten Aufgaben als zu schwer zu bezeichnen, sondern den Fehler bei jenen zu suchen, die eben diese Aufgaben nicht zu lösen verstanden.“

„Also nicht zuallerletzt bei Allerhöchstsichselbst!“ warf Waldersee bissig ein. „Ich weiß, als Chef, was ich von meinen Generalstabsoffizieren verlangen kann, verlangen muß.“

„Sie verkennen die Absichten des Kaisers. Er wollte vor allen Dingen sein mitarbeitendes Interesse bezeugen, wollte den über ihre Fehlschläge teilweise niedergedrückten Herren Mut zusprechen . . .“

„Das wäre auch auf andere Weise möglich gewesen. Wenn S. M. ahnte, wie sehr er sich schadet durch kritische Ausführungen, die mehr als dürftig und unreif sind, er würde sie vielleicht doch unterlassen.“

„Verehrte Exzellenz; Sie gebrauchen Ausdrücke, die ich lieber nicht gehört haben will. Lassen Sie mich mit S. M. reden. Der Kaiser ahnt ja nicht, was er da gegen seinen Willen angerichtet hat. Ein Wort, und er wird alles wiedergutmachen.“

„So einfach liegen die Dinge nicht. Es dürfte wohl am besten sein, ich spreche mich selbst mit S. M. aus. Entweder setzt der Oberste Kriegsherr volles Vertrauen in mich und meine Tätigkeit als Generalstabschef. Dann darf er mich aber nicht durch unberechtigte Kritik vor meinen Herren bloßstellen . . . Oder sein Vertrauen ist geschwunden. In diesem Falle bleibt mir nur übrig, daraus die Folgerungen zu ziehen und um Entlassung von meinem Posten zu bitten.“

„Sie nehmen diesen harmlosen Vorfall zu tragisch, Exzellenz. Aber es wird gut sein, wenn in offener Aussprache mit S. M. die Luft wieder gereinigt wird. Ich werde Ihren Wunsch vortragen.“

Die Generale hatten sich entfernt. Der Kaiser wollte eben dem neuernannten Kanzler als letztem die Hand zum Abschied reichen.

Dieser aber, nur zur Not Herr starken Gefühlsaufruhrs, machte eine verzeihungsheischende Geste.

„Dürfte ich“, stieß er mit belegter Stimme hervor, „Eure Majestät noch um die Gnade kurzen Gehörs bitten?“ Und die sonst so forsch blickenden Augen suchten wie hilfeflehend den Blick des Monarchen.

„Was bringt Sie denn so außer Fassung?“

„Wollen Eure Majestät Nachsicht haben — aber ich war vollkommen ahnungslos über die Tragweite unserer Abmachungen mit Rußland.“

„Aber das ist doch kein Grund . . .“

„Kein Grund, Eure Majestät — dieser Geheimvertrag, der nicht mehr und nicht weniger bedeutet als einen Verrat an unserem österreichischen Bundesgenossen?“

„Wovon sprechen Sie eigentlich, Exzellenz?“ fragte der Kaiser befremdet und ungehalten.

„Als ich vorhin mein Absteigequartier eben wieder verlassen wollte, brachte mir ein Bote den Text des geheimen Übereinkommens . . .“

„Was für eines geheimen Übereinkommens?“

„Halten zu Gnaden, Eure Majestät. Hier ist der Wortlaut dieses Vertrags vom . . .“, er las vor: „18. Juni 1887, auf drei Jahre abgeschlossen.“

„Wer hat Ihnen denn dieses Instrument geschickt?“

„Geheimrat von Holstein mit einem Brief, in dem er darlegte, er befände sich in unerträglichem Gewissenskonflikt. Sein Diensteid verböte ihm zwar die Preisgabe dieses streng gehüteten Geheimnisses. Aber Staatsinteresse und monarchische Gesinnung machten ihm zur Pflicht, den Vertrag baldmöglich in meine Hände zu legen.“

„Er wußte also bereits von Ihrer Ernennung? Seltsam!“

„Und er fügte einen Kommentar bei, da die Lage der Dinge und die sich durchkreuzenden Verpflichtungen Rußland und Österreich gegenüber nicht ohne weiteres ersichtlich würden. — Die Angelegenheit brenne uns auf den Fingern.

Schuwalow sei ja eigens von Petersburg eingetroffen, um die Erneuerung des Geheimabkommens durchzuführen.“

„Schuwalow . . . Also — das ist des Pudels Kern?“

Caprivi warf einen erstaunten Blick auf den Monarchen.

Dieser griff nach den Schriftstücken, die der General in der Hand hielt:

„Geben Sie her! Ich werde alles eingehend durcharbeiten. Wir sprechen dann morgen weiter.“

Am übernächsten Tag erhielt der Kaiser einen Bericht des Staatssekretärs:

Graf Schuwalow habe ihn aufgesucht, um die Erneuerung des im Juni ablaufenden deutsch-russischen Vertrages, und zwar für den Zeitraum von sechs Jahren, mit ihm zu besprechen und vorzubereiten.

Er, Herbert Bismarck, sei daraufhin genötigt gewesen zu erklären, daß die Verhandlungen zweckmäßigerweise nicht mit Persönlichkeiten begonnen würden, die sie zu einem Abschluß zu bringen doch nicht mehr in der Lage wären.

Auf die erstaunte Gegenfrage Schuwalows habe er die Entlassung seines Vaters mitgeteilt, die selbstverständlicherweise auch seinen Rücktritt von der Leitung des Außenministeriums zur Folge haben müßte. Der russische Botschafter habe daraufhin, in hohem Grade bestürzt, erklärt, die ihm vom Zaren ausgestellte Verhandlungsvollmacht beschränke sich ausdrücklich auf den Reichskanzlerfürsten und seinen Sohn. Sie auszudehnen und mit andern Persönlichkeiten diese heiklen Fragen zu beraten, sei er keineswegs befugt; um so weniger, als der Zar bekanntlich die strengste Geheimhaltung des Abkommens gegenüber jedermann unter allen Umständen durchgeführt und den Kreis der Mitwisser auf keinen Fall irgendwie erweitert sehen wolle. Lieber verzichte der Zar auf eine Verlängerung des geheimen Vertrages, als daß er mit einem neuen Reichskanzler verhandle. Dem Staatssekretär sei bei dieser Sachlage nichts übriggeblieben, als sein Bedauern auszusprechen über eine Entwicklung der Dinge, die zu ändern außerhalb seiner Macht stehe, worauf Schuwalow ihn wieder verlassen habe.

Den Ausdruck des Bedauerns über den Gang der Ereignisse möchte er auch Seiner Majestät gegenüber wiederholen.

Der Kaiser las dies Schreiben wieder und wieder. Endlich griff er zur Feder und schrieb an den Kopf des Bismarckschen Berichts: „Einverstanden mit Erneuerung des Vertrags und ermächtige Sie, das Schuwalow mitzuteilen.“

Sodann klingelte er und befahl den Adjutanten vom Dienst zu sich.

Vergebliche Mühe

20. März 1890

Flügeladjutant Graf Wedel ließ sich beim Staatssekretär melden. Als er nach einer geraumen Weile empfangen wurde, begann er in dienstlicher Haltung:

„Seine Majestät geruhen gnädigst für den Bericht zu danken, den Exzellenz nach dem gestrigen Besuch des russischen Botschafters übermittelt haben.

Ich bin beauftragt, das Ersuchen des Allerhöchsten Herrn zu wiederholen. Seine Majestät legen den denkbar größten Wert darauf, daß Eure Exzellenz die Leitung der auswärtigen Geschäfte weiterhin beibehalten.

Gerade wenn der russische Botschafter erklärt hat, für den Fall, daß mit Seiner Durchlaucht dem Fürstenreichskanzler auch Eure Exzellenz den Abschied nähmen, sei er außerstande, seine Mission zu erfüllen, ja auch nur die ihm von seinem kaiserlichen Herrn erteilten Aufträge laut werden zu lassen, gerade dann dürften Eure Exzellenz — so sagt der Allerhöchste Herr — unter keiner Bedingung von Ihrem Posten zurücktreten. Das Interesse von Kaiser und Reich geböten die Pflicht, sagt mein Allerhöchster Herr, zu bleiben. Ich habe den Vorzug mitzuteilen, daß Seine Majestät jeden für die Wiederherstellung Eurer Exzellenz Gesundheit erforderlichen Urlaub gerne gewähren wird. Und es ist mir eine besondere Ehre, Eurer Exzellenz das unbedingte Vertrauen Seiner Majestät aussprechen zu dürfen . . .“

Bis zu diesem Augenblick hatte Herbert Bismarck die wohl-

gesetzte und ein wenig schwülstige Ansprache des Flügeladjutanten in ablehnender Gleichgültigkeit hingenommen, nur einmal auffahrend, als der Offizier die Pflicht zu bleiben hervorhob, um sich beim ersten Anzeichen aufsteigenden Unmuts hinter seinen Allerhöchsten Herrn zu verschanzen.

Jetzt aber meinte der Staatssekretär sarkastisch: „Was dies unbedingte Vertrauen angeht, so äußerte es sich während der letzten Wochen in eigentümlicher Weise.“

Wedel räusperte sich verlegen.

„Ich verstehe Eure Exzellenz nicht recht.“

„Nun — von besonderem Vertrauen für mich legt es doch kein Zeugnis ab, wenn Seine Majestät ohne mein Wissen Räte des Auswärtigen Amts zu sich befiehlt, von ihnen Auskünfte heischt und ihnen Weisungen erteilt.“

„Seine Majestät wird nicht zögern, in Hinkunft — auch das zu sagen bin ich befugt — Sorge zu tragen, daß solche unmittelbaren Fühlungnahmen nur mit Einverständnis Eurer Exzellenz erfolgen. — Nachdem also alle Bedenken wohl beseitigt sein dürften . . .“

„Davon ist nicht die Rede“, fiel ihm der Staatssekretär ins Wort. „Unüberwindliche Hindernisse bestehen nach wie vor. Mein Gesundheitszustand schließt vollkommen aus, daß ich mein Amt ohne den Rückhalt an der überlegenen Beratung durch meinen Vater weiter verwalte. In allererster Linie aber bleibt es für mich ein für allemal unmöglich, vor einem andern als eben meinem Vater mit der Aktentasche unter dem Arm zu erscheinen.“

Weiteren Versuchen des beharrlichen Offiziers, den Staatssekretär umzustimmen, machte dieser durch eine nachgerade beleidigend werdende Haltung ein rasches Ende.

Als Wedel, der es scheute, mit einem glatten Nein zu seinem kaiserlichen Auftraggeber zurückzukehren, sich nach schwerem Kopfzerbrechen zu einem Besuch beim alten Kanzler entschloß, um durch ihn den Staatssekretär den Wünschen des Monarchen gefügig zu machen, da erlitt er eine noch erbarmungswürdigere Schlappe.

Schon während er sein Anliegen vortrug, merkte er am Ausdruck der unverwandt auf ihn gerichteten großen Leucht-

augen unter den sich immer buschiger zusammenziehenden Brauen, daß er vollkommen fehl am Platze war. Viel hätte er darum gegeben, wäre er nur erst wieder weit, weit entfernt gewesen von dem Riesenschreibtisch, der links schief hinter ihm, an einem Diwan liegenden knurrenden Riesendogge und dem ihn jetzt unheimlich dünkenden Riesenmanne selbst.

Fauchte der nun nicht eben etwas von „absonderlichem Einfall“ vor sich hin?

Wedel stotterte nur mehr mit äußerster Anstrengung seine wohlüberlegte Rede zu Ende.

Über die starren Züge des Fürsten glitt kaum merkliche Heiterkeit. „Mein lieber Wedel“, meinte er mit betontem Gönntum, „Sie sind wohl nicht ganz im Bilde. Mein Sohn ist mündig. Und er weiß recht wohl, was er zu tun und zu lassen hat. Würden Sie übrigens einen Sohn, der noch jung ist und eine Zukunft vor sich hat, einem Schiff anvertrauen, das im Sinken begriffen ist?“

Der Flügeladjutant sah sein einziges Heil nur mehr in nachgerade überstürzter Flucht. Als er die Tür hinter sich schloß, glaubte er ingrimmiges Lachen noch zu vernehmen.

Festlicher Empfang

21. März 1890

Früher, als es sonst beim Empfang fremder Fürstlichkeiten seine Gepflogenheit war, erschien heute der Kaiser auf dem Lehrter Bahnhof, wo man das Eintreffen des Prinzen von Wales erwartete.

Aber unverkennbar hatte ihn nicht der Wunsch, die getroffenen Anordnungen noch einmal zu überprüfen, zu so zeitiger Stunde hierhergeführt. Denn er achtete kaum des Blumen- und Fahنشmuckes. Gleichgültig nahm er die Meldungen der Ehrenkompanie und des militärischen Gefolges entgegen.

Kaum wechselte er belanglose Worte mit hohen Würden-trägern.

Sein Blick irrte forschend umher.

Schließlich wandte er sich leise an einen seiner Herren: „Staatssekretär Bismarck . . .“

„Der Graf fuhr eben vor.“

„Ich lasse ihn bitten.“

Der Adjutant eilte davon.

Kaum hatte sich Herbert gemeldet, da griff ihn der Kaiser unter dem Arm, winkte den Herren des Dienstes, ihm nicht zu folgen, und begann ohne weitere Einleitung: „Sie haben Schuwalow mißverstanden. Die Sache verhält sich anders, als Sie mir in Ihrem gestrigen Schreiben darlegten. Schuwalow war heute früh bei mir. Ich habe ihm mitgeteilt, daß ich bereit bin, unser Abkommen zu erneuern, und daß sich weder in meinen Gefühlen zum Zaren noch in meiner Politik irgend etwas geändert hat. Schuwalow verhandelt also weiter mit Ihnen . . . Er wird nachmittags zu Ihnen kommen. Tragen Sie Sorge, daß alles in Ordnung gebracht wird.“

Hastig schritt der Kaiser den abgesperrten Bahnsteig entlang auf und ab.

„Ich bedaure ungemein, Majestät, nun auch meinerseits Verhandlungen mit dem russischen Botschafter nicht mehr führen zu können.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich mein Amt in die Hände Eurer Majestät zurücklegen muß.“

„Davon kann gar keine Rede sein. Sie werden mich doch jetzt nicht im Stich lassen. Jeden Augenblick fährt der Zug mit meinem Onkel ein. Wir können unmöglich vor dem Ausland das Schauspiel schärfsten innern Zwistes geben. Das wäre so ein Fressen für England. — Da drüben erscheint meine Mutter mit meinen Schwestern. Ich muß sie begrüßen. Also jetzt ist keine Zeit zu weiteren Auseinandersetzungen. Aber wir finden sicher zusammen. Lassen Sie mich Ihre Wünsche wissen. Soweit es nur in meinen Kräften steht, werde ich sie erfüllen. Heute nachmittag oder, sobald es mir irgend möglich ist, wollen wir uns aussprechen; sine ira et studio. Aber den Rücktritt, den schlagen Sie sich aus dem Kopf. Sie bleiben, bleiben auf alle Fälle.“

Während der Kaiser ihm die Hand reichte, zur Kaiserin

Friedrich und den Prinzessinnen eilte, trat der Bahnhofsvorstand in die Halle, um die Ankunft des Sonderzuges mit dem Prinzen von Wales und seinem Sohne zu melden.

Überlaute Blechmusik ließ die englische Königshymne von Wand zu Wand der Halle schallen.

Langsam rollten die blauen Wagen ein.

Behandschuhte Hände fuhren an die Helme.

Der Kaiser suchte, ein beglücktes Lächeln auf den Lippen, die mattgelb-umrahmten großen Aussichtsfenster ab. Endlich entdeckte er das Spöttergesicht des Prinzen von Wales unter schief sitzendem preußischem Helm. Der Genießermund verzog sich zu einem Lächeln. — Wie stark ergraut war doch schon der spitzgeschnittene Vollbart . . .

Der Zug hielt.

Treppen wurden ausgelegt.

Der Kaiser stürmte hinauf, seine Gäste zu begrüßen.

Der „getreue Fritz“

23. März 1890

Auf Capravis Tisch lagen die Akten über den Geheimvertrag mit Rußland. Mehrmals hatte er sie von Anfang bis zu Ende voll Eifer durchgearbeitet. Aber sein Kopf wurde nur immer verworrener. Was sollte er mit diesem Packen von Schriftstücken beginnen? Was bedeutete das alles? Diese undurchsichtige Ausdrucksweise, diese Wendungen, die man ebensogut so wie anders auslegen konnte? Schrieben denn diese Diplomaten immer in Hieroglyphen? Als reinste Geheimsprache kam es ihm vor, zu der man die Schlüssel kennen mußte. Ein Außenseiter wie er, er war verloren, wußte sich nicht zu raten und zu helfen.

An wen konnte er sich nur wenden? Herbert Bismarck war der Nächste dazu. Aber wie sollte er ihn um Rat angehen? Er setzte sich ja nur einer Zurückweisung aus. Der Staatssekretär verhartete nun einmal bei dem Entschluß, sein Amt niederzulegen.

Es blieb also wohl kein anderer Ausweg, als Holstein heranzuziehen. Der war ja der einzige, der außer Herbert Einblick besaß und diese Dinge verstand. Glücklicherweise kannte er ihn vom Salon der Frau von Lebbin her persönlich. Da fiel es wohl nicht so sehr auf, wenn er gerade ihn zu einer Unterredung bitten ließ.

Seit dem Augenblick, da Holstein ohne Wissen Herbert Bismarcks sich aus dem Geheimarchiv die Akten über den russischen Vertrag von 1887 hatte aushändigen und sie dem neuen Reichskanzler vorlegen lassen, wartete er voll Ungeduld darauf, daß er zu dem nunmehrigen Leiter der deutschen Geschicke entboten würde. Diese Ungeduld steigerte sich immer unerträglicher, da ja höchste Eile not tat. Noch war Herbert im Amt. Noch konnte der Vertrag verlängert werden. Dies aber bedeutete den Verbleib Herberts, bedeutete Rückkehr des Alten, den eigenen Sturz . . .

Keinen Tag durfte man mehr verlieren. Jede Stunde konnte unwiderrufliche Ereignisse heraufführen. Ereignisse, die nichts mehr ungeschehen machte. Der Neue spielte ja geradesogut um den eigenen Kopf wie um den seinen.

Endlich stand er vor dem Kanzler-General und durfte reden. Mit leidenschaftlichem Eifer trat er dafür ein, ungesäumt den Russenvertrag zu begraben.

„Aber Seine Majestät“, widersprach Caprivi und rollte wie immer in Augenblicken der Erregung ein wenig die starren Augen, „hat doch Schuwalow bereits seine Zustimmung erteilt, den Vertrag zu erneuern. Auch ist dem Botschafter seinerseits mittlerweile aus Petersburg die Ermächtigung zugegangen, weiter zu verhandeln und sogar abzuschließen. Wenn seine neuen Instruktionen befriedigend ausfallen, das heißt unsern Interessen gerecht werden . . .“

„Das ist es ja gerade“, fuhr es Holstein heraus.

„Wie meinen?“ Der Kanzler schaute verständnislos drein.

„Ich meine —“, Holstein faßte sich mit Mühe, „selbst wenn dem Anschein nach unsern Wünschen Rechnung getragen würde — wer weiß, was sich dahinter versteckt. Ich

traue den Russen nicht über den Weg. — Was wollen sie mit dem Vertrag? Doch einzig und allein sich den Rücken decken für einen Vorstoß gegen Bulgarien. — Der Orientkrieg aber, auf den Petersburg unleugbar hinsteuert, bringt uns in die verhängnisvollste Lage. — Denn mit unsern andern Verträgen ist eine Verpflichtung, Rußland dort freie Hand zu lassen und gar seine Aspirationen auf die Meerengen zu unterstützen, unvereinbar. — Auf der andern Seite aber . . . Vorteile? Was könnten wir denn Greifbares von dem russischen Abkommen erwarten? Aber nicht so viel“, und er schnalzte mit den nervösen Fingern. „Gelangt jedoch irgend etwas in die Öffentlichkeit, so sind wir als falsche Kerle blamiert.“

„Wenn wir aber wirklich Rußland andern Staaten in die Arme trieben?“ wandte Caprivi geradezu schüchtern ein.

„Frankreich allein käme in Frage. — Ein russisch-französisches Bündnis aber ist eine Chimäre — vollkommen ausgeschlossen. Niemals würde sich der Zar mit der Republik zusammentun.“

„Meine Politik“, der Kanzler raffte sich auf, „soll vor allem andern den Frieden im Auge haben.“

„Dem dienen wir einzig und allein, wenn wir die russischen Anträge ablehnen. — Annahme bedeutete Krieg unter allen Umständen. Wie sollten wir denn vermeiden, in kriegsgerische Verwicklungen hineingezogen zu werden? Durch unsere Unterschrift lieferten wir uns ja Rußland auf Gnade und Ungnade aus. — Petersburg hätte uns vollkommen in der Hand. — Eine einzige Indiskretion — und wir sind tote Leute — vor aller Welt; bündnisunfähig; man erklärt uns in Acht und Bann; die Bundesgenossen wenden sich von uns ab — und mit vollstem Recht. Wir stehen allein. Sind wir aber dann ausschließlich auf Rußland angewiesen, so werden die Moskowiter nicht zögern, uns ihre Bedingungen aufzuzwingen. Und zwar in allererster Linie einmal die, nur mit dem bisherigen Kanzler zu verhandeln . . .“ Caprivi zuckte zusammen. „Zweifeln Sie etwa daran, Exzellenz? Ich setze meinen Kopf zum Pfand, daß die Russen das verlangen würden. Und die Bismarcks wissen es. Darum bieten sie alles auf, den Vertrag noch durchzudrücken.“

„Warten wir eben, bis der Staatssekretär aus seinem Amt geschieden ist.“

„Warten? Womit?“

„Mit der Entscheidung. Ist auch der junge Bismarck erst zurückgetreten, dann ...“

„... wäre noch längst nichts gewonnen.“

„Dann könnten die Russen doch nicht verlangen, mit den Bismarcks ...“

„Erst noch fraglich, Exzellenz. Ohne Zweifel bliebe der russische Vertrag eine gefährliche Waffe in den Händen der Bismarcks. Auch wenn die Russen deren Rückkehr nicht mehr betrieben, sie könnten selbst ...“ Holstein überhastete sich.

„Nehmen wir an, sie drohten damit, auszuplaudern, wenn man ihnen nicht den oder jenen Einfluß einräumte oder sie gar zurückriefe ... Nein, nein, Exzellenz, es bleibt, es bleibt keine andre Wahl.“

Holstein keuchte vor Erregung, und seine Hände krampften sich unablässig auf und zu.

Der Kanzler blieb versonnen.

In Satans Namen — zuckte es durch Holsteins Hirn —, wen konnte er nur zu Hilfe rufen? Aus dem Amt jemanden ... der als Fachmann Ansehen besaß, als Mitarbeiter des Alten ...? Berchem — ausgezeichnet. Der Unterstaatssekretär war ein ausgesprochener Russengegner und obwohl Bismarckanhänger auch Waldersee verbunden — gewagten Unternehmungen durchaus abgeneigt, ohne den gewohnten Mentor gewiß unselbständig, ja ängstlich — das war der richtige Mann.

Als Caprivi immer noch unentschlossen vor sich hinsann, meinte Holstein: „Graf Berchem wird Eurer Exzellenz ein ausführliches Gutachten ausarbeiten. Er ist Fachmann von Klasse; auch vom Fürsten Bismarck hochgeschätzt gewesen ... Exzellenz können ihn auch noch mündlich hören; wie andre Mitarbeiter des Amts ...“

„Gut, gut“, Caprivi seufzte erleichtert auf. „Tragen Sie Sorge dafür ... Bis dahin ...“

Allein geblieben raste Holstein von Wand zu Wand.

Das fehlte gerade noch, daß man in letzter Stunde seinen Bau zum Einsturz brachte . . . Wenn der verwünschte Russe in der Tat annehmbare Bedingungen vorlegen konnte . . . Hole ihn der Teufel! Es war gar nicht auszudenken . . . Schuwalow und die Bismarcks — sie steckten ja doch unter einer Decke . . . hatten ein gemeinsames Interesse, den Vertrag zu erneuern. Das wäre ein Triumph für Herbert. Nur gar zu gern ließ der sich im Amt festhalten . . . Dann aber war der Alte nach wie vor unumschränkter Gewalthaber, und alles, alles spielte sich wie früher ab . . . nur mit dem einen Unterschied: Er, Holstein, bezahlte die Zeche und wurde mit Schimpf und Schande zum Henker gejagt . . . Nein und abermals nein! Ganze Arbeit mußte getan werden. Ein Zurück für die Bismarcks galt es unbedingt auszuschließen! Ein für allemal! Der Bruch zwischen ihnen und dem Kaiser durfte niemals wiedergutmacht werden können. Davon hing alles ab, daß er irreparabel wurde. Darum mußte Herbert verschwinden! Schleunigst! Sofort! Die vom Kaiser angekündigte Rücksprache über sein etwaiges Verbleiben galt es unter allen Umständen zu vereiteln. Sonst gab Herbert am Ende doch nach. Caprivi mußte dem Kaiser zusetzen, daß er Herberts Abschied endgültig genehmigte, und sich gleich auch eine Vollmacht zu Verhandlungen mit Marschall ausstellen lassen.

„Caprivi haben wir ja glücklich in der Tasche“, schmunzelte der Geheimrat. „Und den neuen Staatssekretär . . . Nun, Marschall soll den Text des Geheimvertrags kennenlernen . . . Will dann schon dafür sorgen, daß ihm dabei Hören und Sehen vergeht . . . daß er überhaupt nur annimmt, wenn nicht unterzeichnet wird . . .“

Holstein ließ sich an seinem Schreibtisch nieder.

Ein trockenes, hüstelndes Lachen kam aus seinem Mund, während er sich zu schreiben anschickte.

„Doppelt genäht, hält besser.“

„Lieber Freund Eulenburg!“ Die Feder flog: „Wenn die Vereinbarung perfekt wird, so hängt unser guter Ruf und unsre gesellschaftliche Stellung von der Diskretion R.s ab. —

Das Interesse R.s geht dahin, indiskret zu sein; denn sobald jene Sache nur geahnt wird, trennt sich alle Welt von uns... R. kann uns dann seine Bedingungen für den ferneren Umgang machen. Und die erste Bedingung würde sein: Ich will mit dem bisherigen Geschäftsfreund B. verkehren, und zwar nur mit ihm! Verstehen Sie jetzt die Sache? Daher der krankhafte Eifer...“

Und er unterzeichnete nur ein H.

Mit einem befreiten Seufzer schloß er den Brief in einen Umschlag, siegelte und zog die Klingel.

Auch ein Auseinandergehen

24. März 1890

„Es wäre doch vielleicht denkbar und am Platze gewesen“, Bismarcks Stimme klang noch heller als sonst und bebte leicht vor Ingrimmi, „daß Eure Königliche Hoheit hinsichtlich der sozialen Fragen sich erst mit mir auseinandergesetzt hätten. Vielleicht —“, wie besessen von diesem dunklen Drang, der ihn so oft überwältigte, vermochte er nicht zurückzubannen, was da mit Elementargewalt aus ihm hervorverlangte. Erstickt wäre er sonst daran, „— vielleicht würden Eure Königliche Hoheit dann ein anderes Urteil bekommen und es vermieden haben, Seine Majestät den Kaiser in Bestrebungen zu unterstützen, die bestenfalls zu parlamentarischem Übergewicht, wahrscheinlich aber zu schwersten inneren Kämpfen führen müssen und den Bestand von Reich und Dynastie verhängnisvoll bedrohen.“

Der Großherzog von Baden erhob sich. Seine schlanke Hand strich über den wohlgepflegten Silberbart. Der Würde seiner Haltung entsprach die Ruhe seiner Worte:

„Der Gegenwart widerstrebt jegliche Gewaltherrschaft. Nicht bezwingen, für uns gewinnen müssen wir unsre Gegner; ihnen beweisen, daß sie nirgends besser aufgehoben sind als unter unserer Führung. Dann werden sie freiwillig zum Heil des Ganzen mitarbeiten.“

„Solche Anschauungen stellen menschlich ihrem Träger das vorteilhafteste Zeugnis aus“, keuchte der Kanzler. „Vom Standpunkt des Staatsmanns aus gesehen sind es — ich bitte Eure Königliche Hoheit mir zu verzeihen — Utopien. Und“, er sprach hastiger, als fürchtete er unterbrochen zu werden, „um solcher Utopien willen hätte niemand in die mir allein zustehenden Befugnisse übergreifen, noch gar mein Ansehen bei Seiner Majestät erschüttern dürfen.“ Seine Stimme überschlug sich.

„Durchlaucht“, fuhr nun auch der Großherzog auf und wandte sich zu gehen. „Ihrer begreiflichen Erregung halte ich manches zugute. Gekommen, um als Bundesfürst und Bewunderer Ihrer unvergänglichen Taten und Verdienste in Frieden von Ihnen Abschied zu nehmen, kann ich nur bedauern, daß Sie dies mit Feindseligkeit zu beantworten für gut befinden.“ Eine gewohnheitsmäßige Geste konnte den Eindruck erwecken, als böte er die Hand zum Abschied. Gleichsam ärgerlich über diese Bewegung, bei der er sich eben ertappte, schob er die Finger der Rechten in den roten Aufschlag seines Uniformüberocks: „Es lebe Kaiser und Reich!“

Der Großherzog war schon bei der Tür, als Bismarck schwerfällig von seinem Stuhl aufstand, um dem hohen Herrn das Geleit zu geben.

Friedrich von Baden eilte rasch die Treppe hinab, etwas mühsam von dem schweigenden Kanzler gefolgt.

Unter der Tür reichte er Bismarck kühl die Hand, augenscheinlich nur, um bei der Dienerschaft unliebsames Aufsehen zu vermeiden.

Der Kanzler schritt ächzend, aber nicht ohne den Ausdruck einer gewissen Befriedigung, wieder zu seinem Arbeitsraum hinauf.

Wer war das nur, der da eben, als wünschte er nicht gesehen zu werden, rasch durch eine Tür verschwand? Dieselbe Gestalt hatte sich doch vorhin bereits hier oben zu schaffen gemacht und Anordnungen erteilt?

Bismarck wandte sich fragend an einen Diener und erhielt zur Antwort, General von Caprivi gebe Handwerkern Anweisungen für seinen Einzug.

„Da werde ich mich ja gründlich mit dem Abmarsch sputen dürfen“, brummte der Kanzler, halb belustigt, halb verbittert. „Sonst finde ich eines Tages meine Sachen auf der Wilhelmstraße.“

Die Nachfolger

27. März 1890

Der Regen klatschte gegen die Fenster. Im mächtigen Kachelofen prasselte Holzfeuer.

„Na, so ein steifer Grog tut gut — nach einem Tag wie diesem.“

Herbert Bismarck trank in großen Zügen. Das geleerte Glas füllte er aufs neue. Der Kanzler, auf dem Ruhebett liegend, paffte, die Pfeife in der Linken, dicke Wolken in die Luft. Mehr als sonst je aufgequollen hingen die Tränensäcke unter den großen, heute aber unendlich müden Augen.

„Also endgültig alles, alles umsonst“, stieß Graf Herbert voll Grimm heraus. „Nicht einmal der Pakt mit Petersburg kommt unter Dach. Und ich hielt ihn endlich für gesichert.“

„Wie das?“ knurrte der Alte.

„S. M. ist wieder umgefallen.“

„Umgefallen?“ Die Stimme überschlug sich.

„In meiner Audienz heute regte ich an, die Weiterführung der Verhandlungen nach Petersburg zu verlegen und Schweinitz die erforderlichen Vollmachten zu erteilen...“

„Nun — und?“ drängte der Kanzler.

„Ja — da merkte ich eben, daß S. M. bereits entschieden hat.“

„Gegen den Vertrag?“ Stoßweise, keuchend ging Bismarcks Atem.

Herbert nickte. „Und zu allem Übel hat Alvensleben meine Nachfolge endgültig abgelehnt.“

„Endgültig?“

„Endgültig... Hätte ich es geahnt, ich würde meinen Abschied nicht so dringlich gemacht, sondern erst noch die

Sache mit Schuwalow geordnet haben. Aber die Bande hat ja — es steht unverrückbar fest — schon vor vier Tagen eine Geheimsitzung im Auswärtigen Amt abgehalten . . .“

„Was . . .? Ohne mich um Rat zu fragen? Ohne dich, den Staatssekretär, der doch noch im Amt ist, auch nur zu benachrichtigen? Da fahre die Hölle drein!“

„Holstein mußte uns ja ausschalten, wollte er Caprivi übertölpeln. Na — und bei dieser Gelegenheit wurde alles abgekartet.“

„Wer nahm denn an dieser sauberen Veranstaltung teil?“

„Außer dem kommandierenden General-Admiral-Kanzler und unserm allergetreuesten Fritz noch zwei deiner Kawassen — Berchem und Raschdau.“

„Was — diese beiden?“

„Zuvor hatte der Kerl mit den Hyänenaugen ohne mein Wissen sich die russischen Geheimakten erschlichen und sie dem ahnungslosen Feldwebel vorgelegt.“

„Ein verdammt kluger Schachzug.“ Der Kanzler lachte grell. „Was sollte der damit anfangen? Über das Exerzierreglement geht doch sein Verstand nicht hinaus.“

„Hab' dem Holstein heimgeleuchtet. Diese letzte Unterredung zwischen uns wird er nicht so leicht vergessen. Doch — was nutzt es?“

„Ja — aber . . .“

„Jetzt brauchen sie nur noch rasch an meiner Stelle eine Kreatur, die Wachs ist in den Händen Holsteins, völlig auf ihn angewiesen wie Caprivi . . .“

„Ja — dann allerdings haben sie gewonnenes Spiel, können einen ganz neuen Kurs einschlagen, Rußland vor den Kopf stoßen; dann droht ihnen keine Gefahr mehr, daß wir noch in letzter Stunde festgehalten oder wieder zurückgerufen werden . . . Pack . . . Pack, elendes . . .“ Der Fürst schäumte.

„Will froh sein“, begann sein Sohn nach geraumer Weile, „wenn dieser Tanz hier zu Ende geht. Es wird wirklich ein bißchen viel, was sie uns da zudenken. Heute morgen auch noch die Gnade der Allerhöchsten Gegenwart!“

„Nun — wie spielte sich diese Begegnung eigentlich ab?“

Was hat er alles ins Treffen geführt, um dich zu halten?“ Hinter der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit lauerte gespannte Erwartung.

„Nicht eine Silbe! Was er da am Lehrter Bahnhof gefaselt hat, wir müßten uns aussprechen, uns einigen, ich dürfe auf keinen Fall gehen — alles, alles vergessen. Keine Rede mehr vom Bleiben . . .“

„Holsteins Werk.“

„Dafür aber wiederholte Umarmung, wiederholte Versicherung, er rechne darauf, daß ich recht bald in völliger Gesundheit meine bewährte Arbeitskraft wieder zu seiner Verfügung stellte.“

„Ja — unser körperliches Wohlbefinden“, höhnte der Fürst und schob die Pfeife in den andern Mundwinkel. „Man denkt ja an nichts anderes. Auch mir hat man einzig und allein aus Sorge um meine Gesundheit den Abschied bewilligt. — Das Gesicht hättest du sehen sollen“, ingrimmig schmunzelte er, als ich bei meiner denkwürdigen letzten Audienz gestern erklärte, diese Sorge sei vollkommen überflüssig. Denn ich hätte mich selten so wohl gefühlt wie im heurigen Winter. Es bedürfe nicht dieses Mäntelchens um eine schimpfliche Verabschiedung.“

„Du machst dir keinen Begriff“, lenkte Herbert ab, „von dem Durcheinander, das da herrscht. Hals über Kopf muß also jetzt ein Nachfolger für mich her. Auch S. M. sprach nun von Marschall.“

„Den hat ihm natürlich der badische Onkel aufgeschwatzt!“

„Caprivi möchte keinen Nichtpreußen. Lieber als der Süddeutsche wäre ihm Alvensleben gewesen, obwohl er unser Kandidat war. Aber der nimmt — wie gesagt — eher den Abschied, als daß er sich auf meinen Marterstuhl setzt. Natürlich versteift sich S. M. jetzt erst recht auf ihn, befahl ihn zu sich, während Caprivi nun doch schon mit Marschall verhandelte und natürlich sofort dessen Zusage erhielt. Auch die Genehmigung des Großherzogs hatte der Herr Staatsanwalt bereits in der Tasche. Stell dir einmal vor“, lachte Herbert auf, „Alvensleben hätte dem Drängen des Kaisers

nachgegeben, und Caprivi wäre mit Marschall angerückt. Zwei Staatssekretäre — Kladderadatsch! Leider blieb Alvensleben auch dem Kaiser gegenüber bei seiner Ablehnung; so daß S. M. schließlich froh war, Marschall an der Hand zu haben.“

„Daß der badische Onkel auf diese Weise seinen Einfluß im Reich noch verstärken will, verstehe ich. Aber...“, er hielt inne. Die Augen halb geschlossen, sann er angestrengt nach. Endlich sagte er heiser: „Ob man Marschall nicht bewegen könnte, seine Zusage zurückzuziehen? Na, was meinst du?“

„Der Versuch bleibt uns unbenommen“, entgegnete Herbert. „Ich verspreche mir allerdings nichts davon. Holstein läßt das ‚Nilpferd‘ schon nicht mehr aus den Klauen. Er ist am Ziel seiner Wünsche, der elende Schuft, sieht sich wohl schon als Alleinherrscher aller Preußen. Den Waldersee hat er geschickt ausgeschifft. Caprivi hängt von ihm ab in seiner völligen Ahnungslosigkeit; wenn möglich Marschall aber noch mehr. Was mag das für ein Affentheater geben im Amt! Caprivi hat schon, als ich ihn in die Secreta gestern einzuführen suchte, alles zu verwickelt gefunden...“

„Und keinen Ton davon geschnauft, daß ihm die Materie, z. B. die russische, schon bekannt war?“

„Im Gegenteil. Vollkommen fremd hat er getan.“

„Und solche Schmierenkomödianten werfen unsereinem hinterhältige Politik vor!“ Ein Laut des Ekels kam von den Lippen des Fürsten.

„Wenn nun der neue Kanzler schon Vereinfachung auf der ganzen Linie als dringlichstes Erfordernis erklärt, wie mag sich da ein Paragraphenmensch vom Rang dieses kleinen Staatsanwalts erst zurechtfinden...“

„Paß nur auf, lieber Herbert — der wird sich glänzend bewähren — als *ministre étranger aux affaires*.“ Er lachte aus vollem Hals.

„Kann jetzt gleich sein Meisterstück ableisten“, höhnte der Sohn. „S. M. zog ja den Besuch des Prinzen von Wales hochpolitisch auf.“

„Aber der kluge Eduard hat sofort Lunte gerochen. Er war heute bei mir.“

„Haben ihm die Paraden und Gefechtsübungen, das fabelhafte militärische Gepränge keinen Eindruck gemacht?“

„Eindruck schon; aber schwerlich den erwünschten. Zu dick aufgetragen war dieser Anbiederungsversuch, dies Überschwemmen mit königlichen Ehren. Er sagte, er sei froh, nun noch ein paar Tage inoffiziell hier verweilen zu können. So als Schaustück herumgezeigt zu werden, behage ihm wenig; noch weniger allerdings die mit ihm gespielte Komödie, die darauf hinauslaufe, Rußland eine intime englisch-deutsche Brüderschaft vorzugaukeln.“

„War ja auch zu durchsichtig, was sie da gewiß als genialen Schachzug vor sich selbst beweihräuchert haben mögen. Daß man unsern Botschafter aus Petersburg eigens für diese Festtage berief, damit er aus persönlichem Augenschein dem Zaren die Lehren aufs Brot schmiere, die unsere Verbrüderung mit dem Inselvetter in sich schließt — was für eine Naivität verrät das!“

„So gut der Prinz von Wales dies Manöver durchschaute, so wenig schwer wird es dem russischen Botschafter gefallen sein. Einer etwaigen Begriffsstutzigkeit Schuwalows, an die ich übrigens nicht glaube, hat Eduard gewiß nachgeholfen. Denn er war bei ihm und scheint auch seinerseits allerlei nützliche Winke über das politische Wetterfahmentum und die Verwandlungsvirtuosität gewisser Leute erhalten zu haben.“ Mit einemmal wich aller Hohn aus Stimme und Zügen. Tödernst und schwer bedrückt stöhnte der alte Kanzler vor sich hin: „Und solcher Unreife bleibt nun das große Erbe überantwortet! Das Reich, das Kaisertum, das wir erkämpft und geschaffen haben — mein Werk, dem mein ganzes Leben gegolten hat...“

Vor diesem Verzweiflungsausbruch verstummte auch Herbert.

In verbissenem Schweigen saßen sich Vater und Sohn noch lange gegenüber; in immer undurchdringlicheren Rauchschwaden. Nur bisweilen klirrte ein Glas, wenn Herbert es von neuem füllte.

Endlich macht der Fürst eine müde Geste, mit der er gewissermaßen jeden weiteren Kampf als aussichtslos aufgab.

„Ruf mir den Anton; will mich niederlegen.“

Graf Herbert verabschiedete sich und suchte seine Behausung auf.

Im Licht seiner mächtigen Schreibtischlampe lag ein großer, blauer Umschlag. Er nahm ihn zur Hand, betrachtete genau die sorgsam hergestellten Siegel, ehe er ihn langsam wie mechanisch öffnete. „Also doch...“

Das entfaltete Folioblatt trug die schwungvolle Unterschrift Wilhelms II. I. R., der das Abschiedsgesuch des Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck unter Anerkennung wertvollster Dienste mit Bedauern genehmigte.

Leichenbegängnis erster Klasse

29. März 1890

Presse, Parteien, Ämter, Institute wie politische Gruppen und Persönlichkeiten hatten, seitdem Bismarcks Entlassung bekanntgeworden war, ein mehr denn seltsames Verhalten an den Tag gelegt.

Beinahe ohne Ausnahme war man über das gewaltige Ereignis, das für Deutschland, ja ganz Europa von unabsehbarer Tragweite sein konnte, mehr oder weniger stillschweigend hinweggeglitten, hatte es als etwas Selbstverständliches behandelt, oftmals mit geradezu betonter Gleichgültigkeit.

Es fehlten, und wahrlich nicht allein im Süden Deutschlands, selbst Stimmen nicht, die unverhohlen ein Gefühl der Erleichterung, ja der Zufriedenheit, des Frohlockens äußerten.

Ganz vereinzelt waren die Fälle, da man leidenschaftlich für den Schöpfer des Reiches eintrat, seinen Rücktritt beklagte und streng aburteilte über Machenschaften und Männer, die Schuld trugen, daß die Entwicklung zu diesem verhängnisvollen Ende geführt hatte.

Trotz alledem war ganz Berlin auf den Beinen, als der Fürstkanzler das alte Schulenburgshaus an der Wilhelmstraße verließ, um die Reise nach Friedrichsruh anzutreten.

Dicht drängten sich die Massen auf dem Wege vom Reichskanzlerpalais zum Lehrter Bahnhof. Truppen bildeten Spalier. Auf Gartenmauern und Zäunen klebten Menschen. An Laternenpfählen rankten sie sich in die Höhe. Dächer hielten sie besetzt. Alle Fenster waren von Köpfen ausgefüllt. Weiße Tücher flatterten. Hüte wurden geschwungen. Blumen regnete es. Hochrufe brausten auf, wo sich der Wagen zeigte.

Der Kanzler erwiderte scheinbar gleichgültig die ihm dargebrachten Huldigungen, während die Fürstin, noch bleicher als sonst, immer wieder ein Spitzentuch an die Augen brachte.

Als man durch das Brandenburger Tor fuhr und der Blick in den Tiergarten sich öffnete, konnte man für eine kleine Weile eine glänzende Kavalkade von Offizieren gewahren, die wenige hundert Meter entfernt einen Reitweg entlang galoppierte und rasch verschwand.

Niemand im Wagen achtete darauf. Nur der Kutscher flüsterte dem Bedienten auf dem Bock zu: „Der Kaiser.“

Am Bahnhof durchbrachen die Massen das dünne Spalier der Soldaten und Schutzleute. Alle wollten sie den alten Kanzler noch einmal sehen, ihm nahe sein. Ein Meer von Menschen wogte um ihn, als er aus dem Wagen stieg. Von allen Seiten drängte man an ihn heran, überreichte Blumen, suchte seine Hand zu erhaschen, sie zu küssen.

„Wiederkommen! Wiederkommen!“ Unablässig ertönte dieser Ruf.

Etwas wie ein Lächeln glitt über Bismarcks verbitterte Züge, als er, hilflos eingekeilt, vergebens seiner Gattin, der er den Arm gereicht hatte, Platz zu schaffen suchte und nun ohnmächtig beobachtete, wie sein Sohn und einige Offiziere sich fruchtlos abmühten, zu ihm durchzudringen.

Erst als man Soldaten zu Hilfe rief, gelang es, die vor Begeisterung tobende Menge einigermaßen zurückzudrängen und einen Weg zu bahnen.

Im Fürstensalon und auf dem Bahnsteig erwartete den scheidenden Kanzler das offizielle Berlin; an der Spitze die Botschafter und Gesandten, Behörden, persönliche Freunde und Verehrer.

Meldungen wurden erstattet. Eine Ehrenkompanie prä-

sentierte. Musik begann zu spielen. Mit Blumen wurde der alte Mann überschüttet, der hochaufgerichtet, aber mit immer grimmigerem Ausdruck des versteinerten Gesichts alle Ehrungen gelassen oder vielmehr nahezu teilnahmslos über sich ergehen ließ.

Der ihm zur Verfügung gestellte Salonwagen verschwand nachgerade hinter Wänden von Grün. Einem Gewächshaus ähnlich wirkte die Bahnhofhalle. Was von all den blühenden Pflanzen, Körben, Sträußen und Kränzen nicht im Zuge selbst mehr Platz gefunden hatte, war davor aufgebaut worden. Die meisten dieser Angebinde trugen die deutschen Farben. Nicht wenige waren von schwarzem Flor umwunden.

Schritt für Schritt nur gelangten die Scheidenden voran.

Als der Fürst seiner Gattin in den Wagen verholten hatte, selbst, ein wenig schwerfällig, die paar Stufen hinaufgeklettert und im Dunkel verschwunden war, trat für einen Augenblick lautlose Stille ein. Türen wurden zugeschmettert. Ein schriller Pfiff ertönte. Die Lokomotive antwortete mit einem gewaltigen Prusten. Ein Zittern ging durch den Zug. Aber noch setzte er sich nicht in Bewegung.

Mit einemmal erklang von Männerstimmen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“ Von allen Seiten nahm man das Lied auf. Ein machtvoller Chor erdröhte; in kleinen Pausen unterbrochen durch herzerreißende Rufe: „Wiederkommen! Wiederkommen! Wiederkommen!“

Der Fürst erschien am Fenster. Nun erst brauste ohrenbetäubender Lärm los. Er winkte gelassen, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seine Lippen.

Ein Donnergeräusch, eine Wolke weißen Dampfes, die Wagen erbeben aufs neue; und langsam, kaum merklich erst, begannen sie dahinzugleiten.

Jetzt stimmte die Militärkapelle das Deutschlandlied an. Tausende von Männern und Frauen fielen mit ein, und sie sangen, jubelnd, winkend, rufend. Vor Schmerz verkrampfte Gesichter tauchten für Augenblicke im Rahmen des Fensters auf, Lippen, die zittern, Augen, die im Wasser schwammen und übergingen. Nicht allein Frauen und Mädchen, auch ernste, reife Männer weinten.

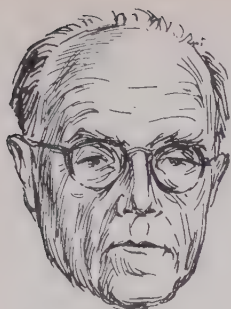
Ein Zucken lief über des Kanzlers hartgemeißeltes Gesicht. Tränen traten auch ihm in die großen Augen.

Aber, wie um sich selbst zu ernüchtern, warf er dem schräg hinter ihm stehenden Sohne die Bemerkung hin: „Ein Leichenbegräbnis erster Klasse!“

Bei der Ausfahrt des Zuges aus der Halle gewahrte er ganz am äußersten Ende des Bahnsteiges, umgeben von Knaben und Jünglingen, einen weißbärtigen Alten, der mit schmerzbewegter Geste, beide Hände hebend, ihm laut etwas Unverständliches zurief, plötzlich sich aber umwandte, den Kopf senkte, während sein ganzer Körper von Schluchzen geschüttelt wurde.

Einige der Jungen nahmen sich seiner an. Andere hielten die sehnsuchtsvollen Augen auf den Kanzler gerichtet, winkten und riefen: „Wiederkommen! Wiederkommen!“ Auch sie entschwanden dem Blick.

Immer ferner klang das Deutschlandlied, bis schließlich der unerbittlich-harte Rhythmus der schlagenden Räder auf den Schienen auch den letzten Ton übertäubte und verschlang.



RICHARD SEXAU

wurde in Karlsruhe am 11. 1. 1882 geboren. In München, Bern und Heidelberg studierte er Literatur- und Kunstgeschichte und promovierte 1905 zum Dr. phil. Im ersten Weltkrieg war er Offizier und ab 1918 Delegierter an der

Gesandtschaft im Haag. Sehr früh zog er sich auf seinen An-
sitz Ascholding in Oberbayern zurück und lebte seinen
schriftstellerischen Arbeiten. Seine Romane „Märztrieb“,
„Brigitta“ und „Venus und Maria“ machten ihn berühmt.
Die dichterische Gestaltung der politischen Geschichte des
Reiches unter Wilhelm II. fand ihren Niederschlag in den
historischen Szenen „Kaiser oder Kanzler“.

In einer Autobiographie schreibt Richard Sexau: „Mag der
Einsatz des ohnehin schwer mit dem Dasein ringenden Ein-
zelgängers gegen Zeitströmungen manch einem als Größen-
wahn nur ein mitleidig-spöttisches Lächeln abringen, er sollte
doch nicht kleinmütig aufgegeben werden. Denn jede Stimme
ist gewichtig, die gegen die kulturelle und moralische Ver-
lotterung der Gegenwart zu kämpfen unternimmt.“

